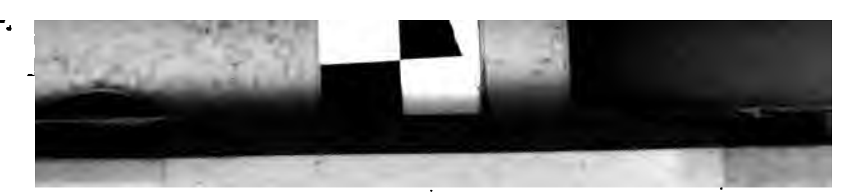
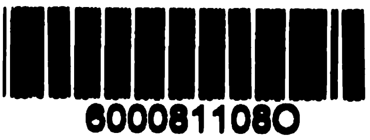







6000811080







Aus Halb-Asien.

Erster Band.



Aus Halb-Asien.

Erster Band.



Aus Halb-Asien.

Culturbilder

aus

lizien, der Bukowina, Südrußland und Rumänien.

Von

Karl Emil Franzos.

Erster Band.



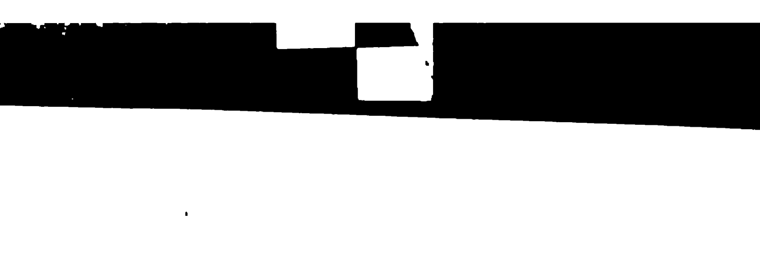


Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1876.

Vorwort.

Jedes Buch soll sich selbst erläutern, durch seinen Inhalt seine Existenz selbst rechtfertigen. Und so mögen es nur die Eigenart und Fremdartigkeit des Stoffs in vorliegendem Falle entschuldigen, wenn ich zur besseren Orientirung des Lesers eine Einleitung vorangestellt. An dieser Stelle aber möchte ich nur einiger äußeren Momente gedenken.

Vor Allem der Widmung. Sie gilt nicht etwa als captatio benevolentiae dem einflußreichen Herausgeber der «Neuen Freien Presse», sondern als schlichter Dank dem gütigen Mann, der schon dem Studenten vorurtheilsfrei die Spalten des Feuilletons seines Blattes eröffnet, der mir in den vier Jahren, welche seitdem verflossen und



Vorwort.

Jedes Buch soll sich selbst erläutern, durch seinen Inhalt seine Existenz selbst rechtfertigen. Und so mögen es nur die Eigenart und Fremdartigkeit des Stoffs in vorliegendem Falle entschuldigen, wenn ich zur besseren Orientirung des Lesers eine Einleitung vorangestellt. An dieser Stelle aber möchte ich nur einiger äußeren Momente gedenken.

Vor Allem der Widmung. Sie gilt nicht etwa als captatio benevolentiae dem einflußreichen Herausgeber der «Neuen Freien Presse», sondern als schlichter Dank dem gütigen Mann, der schon dem Studenten vorurtheilsfrei die Spalten des Feuilletons seines Blattes eröffnet, der mir in den vier Jahren, welche seitdem verflossen und

nachdem ich ihm auch persönlich näher getreten, stets gleich freundlich und theilnahmsvoll begegnet, der, wie kaum ein Anderer, mein Streben mit warmem, ermuthigendem Wohlwollen begleitet.

Was die Entstehungsweise dieses Buches betrifft, so dürften wohl alle meine Leser wissen, daß es zerstreut erschienene Arbeiten sind, welche ich hier gesammelt vorlege. Denn dieselben sind zum ersten Male durchweg in Blättern mit großer, zum Theil mit überaus großer Auflage erschienen und überdies massenhaft nachgedruckt worden. So sind mir z. B. von der Skizze «Der Aufstand von Wolowce» 32, von der Skizze «Todte Seelen» 40 Abdrücke bekannt geworden. Ich darf daher kaum hoffen, daß Jemand diese Bände in die Hand nimmt, dem der Inhalt völlig neu wäre.

Daß ich diese Culturbilder in Buchform gesammelt, hiefür möchte ich zur Entschuldigung keineswegs äußerliche Motive anführen. Wohl könnte ich mit gutem Gewissen auf den Wunsch vieler Leser, auf die öffentlich ausgesprochene Ermunterung hervorragender Kritiker, auf das

freundliche Entgegenkommen einer so geachteten Verlags-handlung hinweisen. Aber all dies könnte mich nicht ent-schuldigen, wenn diese Blätter blos durch den Kleister des Buchbinders zusammengehalten wären. Was als Buch auftritt, muß einheitlich sein in Form und Inhalt, con-sequent, was den Standpunkt des Autors betrifft. Mir schienen die vorliegenden Bilder diesen Anforderungen zu entsprechen und darum habe ich sie zu einem Buche for-mirt. Ist die Kritik entgegengesetzter Ansicht, dann könn-ten mir auch jene äußerlichen Motive nichts helfen.

Ich werde das Urtheil der Kritik in dieser wie in jeder anderen Richtung, sofern es durch die Sache begrün-det ist, mit jener Achtung hinnehmen, welche der ehrlichen Ueberzeugung gebührt. Ich fordere ein Gleiches in meiner kritischen und literarhistorischen Thätigkeit und werde es daher Anderen sicherlich nicht versagen. Wie auch immer jedoch dem Kunstwerth dieser Bilder das Urtheil fallen mag, bezüglich ihres Inhalts fordere ich und glaube es mit vollem Recht fordern zu dürfen: daß meine Stimme gehört werde, als die eines vorurtheilslosen Beobachters,

welcher die geschilderten Länder genau kennt und ihr Bestes will.

Dies erhoffe ich aber nur von meinen deutschen Landsleuten, im Osten wie anderwärts. Von den Polen und Rumänen aber — keineswegs von Allen, aber von Jenen, die am lautesten schreien — werde ich auch für dieses Buch ernten, was ich bereits für einzelne Skizzen eingeheimst: maßlose Beschimpfung, wahnsinniges Wuthgeschrei. Ich werde aber auch diesmal solchen Angriffen nichts entgegensetzen, als das Schweigen der Verachtung oder stille Heiterkeit. Was soll ich auch zu Sätzen sagen, wie der folgende: „Franzos kennt leider die Verhältnisse — leider, denn er benutzt sie nur dazu, den Osten der Verachtung des Westens preiszugeben!" Oder was soll ein Mann, der sich die Selbstachtung bewahrt, folgender polemischen Blume entgegensetzen: „Franzos, dies jüdische Hundsblut, hat wieder einige Artikel über unser Land gebellt, natürlich in deutscher Sprache, damit es die anderen deutschen Hunde leicht nachbellen können." Ich schweige und achte die Herren, wie sie's verdienen. Als Curiosum hebe ich

hervor, daß mich fast gleichzeitig mit einem wüthenden Angriff, weil ich «das jüdische Ungeziefer vertheidigte und aufhetzte», ein orthodoxer Jude, ein sicherer Dr. Lippe aus Jassy, mit Koth bewarf, weil ich ein — Judenfeind sei. Ich habe damals meinen Augen nicht getraut und wer dies Buch liest, wird es unbegreiflich finden, aber der wackere Mann hat es wirklich und wahrhaftig geschrieben. Besagter Dr. Lippe darf sich rühmen, mein dümmster und rohester Gegner zu sein, derlei Redekünste und Früchte haben selbst die rumänischen Rothen, ja sogar der Lemberger «Szczutek» nicht zu Stande gebracht.

So habe ich mir durch meine Vorurtheilslosigkeit den grimmigen Haß aller nationalen und religiösen Fanatiker des Ostens zugezogen. Aber schon das Bewußtsein, stets meiner Ueberzeugung Ausdruck gegeben zu haben, würde mich darüber trösten, um wie viel mehr die zahlreichen Beweise der Sympathie und Anerkennung, welche mir aus jenen Kreisen zugehen, deren soziales oder nationales Märtyrerthum ich schildere. Nur den Wenigsten habe ich direct antworten können, und so danke ich denn an dieser Stelle

Vorwort.

Allen für die vielen lieben Briefe, die mich oft tief gerührt und erhoben. Sie haben mir das stolze Bewußtsein gegeben, daß ich in meinen Ansichten im Einklang bin mit den guten und verständigen Männern meiner fernen Heimath. Und angesichts dieser sympathischen Kundgebungen, angesichts des großen Leserkreises, welchen einige dieser Bilder im Westen gefunden, wage ich es auch von diesem Buche, dem ersten Buche eines jungen Autors zu hoffen, daß es Freunde und Leser finden wird! . . .

Wien, 20. Mai 1876.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß des ersten Bandes.



Aus Halb-Asien.



Der Titel, welchen ich diesem Buche vorgesetzt, mag seltsam und auffallend genug klingen, aber wahrlich nicht um solchen Klanges willen habe ich ihn gewählt, sondern weil er mir die Culturverhältnisse jener Länder, welche ich hier schildere, kurz und richtig zu charakterisiren scheint. Denn nicht blos geographisch sind diese Länder zwischen das gebildete Europa und die öde Steppe hingestellt, durch welche der asiatische Nomade zieht; nicht blos durch die Sprache ihrer Bewohner und einige Grenzpfähle sind sie von dem übrigen Europa geschieden und nicht blos landschaftlich erinnern diese weiten Ebenen und sanft und breit verschwimmenden Hügelketten, welche sich jenseit der schlesischen Grenze und jenseit der Karpathen hinziehen, an Gegenden, welche nahe dem Ural liegen oder im tiefen Mittelasien. Nein! Auch in den politischen und socialen Verhältnissen dieser Länder begegnen sich seltsam europäische Bildung und asiatische Barbarei, europäisches Vorwärtsstreben und asiatische Indolenz, europäische Humanität und so wilder, so grausamer Zwist der Nationen und Glaubensgenossenschaften, wie er dem Bewohner des Westens

als ein nicht blos Fremdartiges, sondern geradezu Unerhörtes, ja Unglaubliches erscheinen muß. Die Schale, die Form sind in jenen Ländern vielfach dem Westen entlehnt; der Kern, der Geist sind vielfach autochthon und barbarisch. Ich stelle Beides nicht als allgemein gültig hin, denn für Beides gibt es Ausnahmen: wenn nicht ganze Völker, so doch ganze Landstriche. Für Beides! Noch gibt es Gegenden in jenen Ländern, wo der Mensch im Naturzustande lebt, nicht im paradiesischen und idyllischen, sondern im Zustande tiefsten Dunkels, dumpfer, thierischer Rohheit, in ewiger kalter Nacht, in welche kein Strahl der Bildung, kein warmer Hauch der Menschenliebe dringt. Und schon gibt es Gegenden dort, über welchen die volle warme Sonne der Cultur leuchtet, wo fremdes Wissen und einheimische Kraft sich harmonisch verbunden, oder wo doch mindestens bereits wackere Pioniere sich mühen, daß es der nächsten Generation licht und wohnlich werde auf dem Boden, den sie mit ihrem Schweiße gedüngt. Oft liegen solche Stätten tiefster Uncultur und relativ hoher Cultur hart neben einander: die deutsche Universitätsstadt Czernowitz ist kaum zwei Stunden von dem Rumänendorfe Mamornitza entfernt. Aber — wiederhole ich — das sind Ausnahmen. Im Allgemeinen herrscht im Osten oder doch mindestens in jenem Theil des Ostens, von dem diese Blätter Kunde geben, weder heller Tag, noch dunkle Nacht, sondern ein seltsames Zwielicht, im Allgemeinen sind

Galizien, Rumänien und Südrußland weder so gesittet, wie Deutschland, noch so barbarisch, wie Turan, sondern eben ein Gemisch von Beiden — Halb-Asien!

Dieses seltsame Zwielicht zu schildern, ist der Zweck meines Buches. Es unterscheidet sich schon darum in Inhalt und Färbung sehr wesentlich von den Reisebeschreibungen, welche Touristen des Westens über gedachte Länder veröffentlicht, und ebenso wesentlich von jenen Schilderungen, welche Schriftsteller des Ostens von ihrer Heimat geben. Denn dem einheimischen Patrioten scheint sogar in Rumänien oder Bessarabien Alles trefflich, dem Touristen hingegen, den die unerhörte Fremdartigkeit erdrückt und oft aufs Tiefste anwidert, scheint Alles noch bedeckt und ertränkt von tiefstem Dunkel. Mir aber scheinen beide Ansichten gleich extrem, für mich liegt die Wahrheit in der Mitte, vielleicht deßhalb, weil ich, was meine persönlichen Beziehungen zu dem Osten betrifft, die Mitte einnehme zwischen dem Touristen und dem patriotischen Schilderer. Ich bin im Osten geboren, aber als der Sohn deutscher Eltern, ich bin in einem podolischen Städtchen aufgewachsen, aber in einem deutschen Hause, und so hat mir ein früh gewecktes Volksbewußtsein unwillkürlich den Blick geschärft und den Verhältnissen des Ostens gegenüber eine gewisse Unbefangenheit gegeben. Ich habe Gelegenheit gehabt, diese Verhältnisse auf das Genaueste kennen zu lernen; langjähriger Aufenthalt,

zahlreiche Reisen haben mich mit Sprache, Sitte und Eigenart jenes Völkergewirrs vertraut gemacht.

Aber ebenso genau habe ich das Leben der westlichen Culturvölker kennen lernen dürfen. Ich habe mir an deutschen Hochschulen meine Bildung geholt und wohne seit Jahren in einer deutschen Großstadt. Aber alljährlich durchwandere ich wieder ein Stück der alten Heimat und tausend Fäden knüpfen mich an sie. So hat mir schon mein äußerer Lebensgang neben der Vertrautheit mit jenen wirren, sonderbaren Zuständen auch einen Standpunkt vermittelt, der frei von jeglichem Vorurtheil ist. Ich kenne den Osten, aber nicht den Osten allein, und völlig unbeeinflußt von jeder inneren Voreingenommenheit, wie von jedem äußeren Zwang bin ich in der glücklichen Lage offen sagen zu dürfen, was ich denke. Wenn ein Verdienst in diesen Blättern ist, so fließt es aus dieser günstigen äußeren Position. Gleich jenen Touristen bin auch ich nicht blind für die bunte Fremdartigkeit des Ostens. Im Gegentheil! ich weiß es sehr genau, welche durchweg eigenartige Welt es ist, in der ich aufgewachsen und ich nehme keinen Anstand auszusprechen, daß vielleicht kein anderer Welttheil so extreme Gegensätze umfaßt, als Europa, daß vielleicht selbst der lateinische Süden Amerika's sich nicht so sehr von dem germanischen Norden unterscheidet, als die lateinisch-germanische Westhälfte unseres Welttheils von der slavisch-jüdisch-rumänischen Ost-

hälfte. Aber daneben sehe ich in meiner Heimat auch die schüchternen Pflanzungen westlicher Cultur, sehe das Ringen nach fremder oder eigenartiger Bildung, sehe den Kampf, der dort auf vielen (leider noch immer nicht auf allen!) Linien entbrannt ist, den Kampf zwischen Cultur und Barbarei.

Als «Halb-Asien» wollen mir also jene Länder erscheinen und darum natürlich auch als «Halb-Europa». Ich habe erstere Bezeichnung gewählt und nicht zufällig. Mein erster, mein hauptsächlichster Zweck ist allerdings nur die Schilderung jener Culturverhältnisse. Darum habe ich ehrlich nach Objectivität gerungen und findet sich in diesem Buche ein ungerechtes Urtheil, eine unrichtige Angabe, so haben sie sich mir unbewußt eingeschlichen und sehr gegen meinen Willen. Ich habe mich gemüht, den Geist der Bildung und des Fortschritts auf seinem Kriegszuge im Osten als ergebener, aber ehrlicher Berichterstatter zu begleiten, der unbefangen genug ist, kein gewonnenes Scharmützel für eine gewonnene Schlacht auszugeben, jede Niederlage, und sei sie noch so schmerzlich, offen einzugestehen und den Gegner nicht schwärzer zu malen, als er ist. Unbefangene Schilderung der gegenwärtigen Culturverhältnisse des Ostens — dies ist, wie gesagt, mein Hauptzweck. Aber ich begnüge mich nicht, blos über die Siege und Niederlagen jener lichten Macht zu referiren, sondern ich erlaube mir auch, ihr meine bescheidenen strategischen

Rathschläge zu geben und halte mich durch meine genaue Kenntniß des Terrains einigermaßen dazu berechtigt. Ich deute auf jene Positionen hin, welche zunächst erobert werden müssen, wenn die bisherige Scheinherrschaft jener segensreichen Macht im Osten in der That zu einer wirklichen Herrschaft werden soll. Ich freue mich des bereits Erkämpften, ich berichte gern davon, aber für nützlicher habe ich gehalten, ausführlicher auf das hinzuweisen, was erst erkämpft werden muß. So rückt in den Vordergrund meiner Bilder nothgedrungen, was im Osten noch asiatisch ist. Und dies habe ich schon im Titel ausdrücken wollen.

So ist denn dies Buch bei allem Streben nach Objectivität doch auch ein streitbares Buch, welches zu fernerem Kampfe für Bildung und Fortschritt ermuntert und diesem Kampfe seine Wege zu weisen sucht. Genaueres und Spezielles mag im Buche selbst nachgelesen werden. Hier möchte ich nur einige orientirende Bemerkungen allgemeinerer Natur geben.

Ich wünsche den Osten weder germanisirt noch gallisirt — beileibe nicht! Ich wünsche ihn blos cultivirter, als er derzeit ist, und sehe keinen andern Weg dazu, als wenn sich der Einfluß und die willige Pflege westlicher Bildung und westlichen Geistes steigern. Und da der Einfluß französischen Wesens im Osten bisher wenig segensreiche Früchte getragen, so meine ich hier allerdings

vornehmlich die Pflege deutscher Bildung. Aber ich wünsche dies wahrlich weniger aus deutschem Patriotismus, als aus Liebe für meine Heimath. Was hätte auch Deutschland dadurch zu gewinnen? Materielle Vortheile kaum, politische noch minder und was gar die Erwerbung von Sympathien, die moralische Eroberung, betrifft, so täuschen wir uns über dies Kapitel wohl allesammt nicht mehr. Heute wissen wir's endlich, daß wir Deutschen auf dem Erdenrund keine anderen Freuhde haben, als uns selber, — freuen wir uns, daß das gerade genug ist! Heute wissen wir, daß wir von jenen Nationen, die wir zu einem menschenwürdigen Dasein erziehen, keinen anderen Dank zu erwarten haben, als Neid und Haß, was freilich nicht Schuld unseres Volkscharakters ist, sondern jenes unserer Schüler und vielleicht auch anderer Factoren, die uns österreichischen Deutschen nicht minder peinlich waren, als den anderen Volksstämmen der Monarchie. Für Herrn Baron Bach können auch wir nichts . . . Wir hatten Thränen für das Leid aller möglichen Schmerzenskinder um uns her, für unser Leid hatte Niemand eine theilnahmsvolle Empfindung und seitdem wir es uns vollends herausgenommen, keine Schmerzenskinder mehr zu sein, seitdem sind wir die bestgehaßte Nation in Europa und werden es bleiben. Aber bleiben werden wir auch, was wir bisher waren: stille, selbstlose Vorkämpfer der Bildung und der Menschlichkeit. Und in den Dienst derselben Mission stelle auch

ich meine schwache Kraft, wenn ich meine Stimme mit jenen vereine, welche die Polen und Rumänen davor warnen, sich deutscher Bildung zu verschließen. Wäre ich wirklich, was in den Lemberger und Bukarester Journalen in so höflichen und anständigen Worten zu lesen steht, ein Feind dieser Nationen, ich würde ihnen das Entgegengesetzte rathen.

An Germanisation denke ich dabei wahrlich nicht. Diese Versicherung mag nach dem Bisherigen sehr überflüssig sein, aber jene Herren am Peltew und an der Dombrowitza haben eine bewundernswürdige Geschicklichkeit im Mißverstehen und so muß man sich ihnen gegenüber doppelter Klarheit befleißigen. Germanisiren — das ist ein undeutsches Wort für ein undeutsches Thun. Wer sein eigenes Volksthum liebt, wird auch dies höchste Gut Niemand Anderem rauben wollen. Ich denke hier nur an die Verbreitung deutscher Cultur und zwischen solchem Thun und dem Germanisiren gähnt eine unausfüllbare Kluft, die Kluft, welche das Werk des Segens von dem — Verbrechen trennt. Noch dazu von dem thörichten, unnützen Verbrechen, denn es läßt sich nicht entfernt einsehen, was das deutsche Reich und wir Deutschen in Oesterreich derzeit davon hätten, wenn diese interessanten Nationalitäten deutsche Brüder würden. Aber so grundlos diese Furcht sein mag, sie besteht. Man kennt die Sage vom Magnetberg, in dessen Nähe alle Schiffe kläglich scheitern, weil er

ihre Eisentheile an sich zieht. Als ein solcher Magnetberg erscheint dem Völkergewirr des Ostens das deutsche Reich und mit größtem Mißtrauen beobachten sie daher die Deutschen, die in ihrer Mitte wohnen. Aber uns ist im Osten eine andere schönere Aufgabe zu Theil geworden. Bleiben wir bei dem eben gebrauchten Bilde, so mag die deutsche Bildung der Magnet sein, welcher durch die Berührung im fremden todten Stahl gleichfalls die geheimnißvoll schlummernde Kraft weckt, so daß er selber zum Magnet wird. Das Culturstreben unter jenen Völkern zu wecken und zu fördern, der nationalen Cultur derselben der Stab zu sein, an dem sie sich aufranken kann — das ist die Aufgabe des Deutschthums im Osten. Wenn es dieselbe bisher nur wenig erfüllt hat, so ist dies — ich betone dies schärfstens — einzig und allein die Schuld jener Nationen selbst, welche einst Bach'sche Regierungskünste für deutsche Eigenart gehalten, aber nachgerade Zeit gehabt hätten, von diesem Irrthum zurückzukommen. Sie haben der westlichen Bildung, der deutschen und französischen, nur geringen Eingang gegönnt und dies Wenige nicht gehörig bearbeitet; es ist ihnen nicht in Fleisch und Blut übergegangen und ist darum auch wenig mehr als der Firniß, mit dem sie die autochthone Barbarei bedecken. Zu einer nutzbringenden Reception hätte eben Arbeit gehört und Arbeit erscheint dem Polen und Rumänen leider als die achte Todsünde. Es gibt auch Ausnahmen,

aber diese bestätigen ja nur die Regel; im Ganzen ist es so.

Damit sind jene beiden Thatsachen dargelegt, welche von so verhängnißvollem Einfluß auf den Culturstand des Ostens sind: die westliche Bildung dringt nur spärlich ein und sie bleibt immer etwas Exotisches. Die einzelnen Skizzen weisen dies im Besonderen nach und wer in und zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird dort auch finden, warum es so gekommen. Nur über Eines möchte ich auch an dieser Stelle schon einige Andeutungen geben: über den Einfluß, welchen die österreichische Regierung auf die Cultur ihrer östlichen Provinzen geübt.

Es ist ein trauriges, sehr trauriges Capitel, auf welches ich da zu sprechen komme, obwohl es k. k. Culturhistorikern sehr licht zu erscheinen pflegt. Noch heute spricht man in diesen Kreisen so pomphaft vom «Culturtragen nach Osten», als hätte die österreichische Regierung im Osten nie Anderes zu verzeichnen gehabt, als eine Reihe glänzender, segensreicher Siege. In Wahrheit steht es damit so, wie leider in anderen Richtungen auch: Pläne und Systeme wechseln so häufig, wie beiläufig auf dem Körper eines Halb-Asiaten die Hemden, also oft von halbem zu halbem Jahr; selten ist der Zweck richtig, noch seltener die Mittel. Ich fühle mich gedrängt, dies auszusprechen, obwohl ich mich von den beiden echt österreichischen Fehlern, dem Pessimismus und der Sucht, Heimisches zu verketzern,

so gründlich frei weiß, als dies einem geborenen Oesterreicher möglich. Aber wer dies Säculum kaiserlich-königlicher «Culturarbeit» überblickt, den muß so viele Indolenz und Inconsequenz verbittern und wenn er zugleich ein Deutscher ist, so muß sich ihm das Herz zusammenziehn bei dem Gedanken, wozu man hier oft den deutschen Namen benützt! Auch im Osten machte sich einst eine glänzende, geniale Initiative dieser Regierung geltend und auch hier knüpft sie sich an den Namen des großen Kaisers, Josef II. Er wollte um seine Länder ein festeres Band schlingen, als den Buchstaben der viel bestrittenen pragmatischen Sanction: eine gemeinsame, die deutsche Cultur. Auch im slavischen Osten hat er dies Ziel kühn', freilich allzujäh, aber doch in genial correcter Weise angestrebt, er machte nicht blos die Verwaltung deutsch, sondern rief auch deutsche Colonisten ins Land und sorgte für Schulen. Unter seinen Nachfolgern blieben nur die Formen aufrecht, der Geist war entflohen. Wohl brüstete sich das patriarchalische Oesterreich, wenn es ihm just in den Kram paßte, als deutscher Staat, aber es war nicht deutsch, nicht einmal in den alten Erblanden, welche man mit Vorliebe durch Tschechen regieren ließ und vor dem Eindringen deutscher Geistesströmungen ängstlich hütete, — noch minder anderwärts. Wenn man erwähnt, daß die Kreisämter in Galizien in deutscher Sprache amtirten, daß die Vorlesungen an den Universitäten deutsch waren, so hat man zugleich Alles

erwähnt, was Oesterreich jemals gethan, um den Osten dem Einfluß deutscher Cultur zu erschließen. Von einer ernsten, planvollen Culturarbeit, wie sie z. B. Preußen in Posen unternommen, war nirgendwo auch nur die Rede und daher das ganze Deutschthum im Osten, wo es sich nicht, wie in der Bukowina, auf die eigene Kraft der Deutschen stützte, nichts als ein Potemkin'sches Dorf, welches denn auch der Sturm von 1848 gründlichst umwarf. In dem gellenden Tohuwabohu der Nationen und Natiönchen, welches damals losbrach, starb auch für alle Welt die Lüge von dem «deutschen Culturstaat» Oesterreich um — zwei Jahre später frisch und fröhlich wieder aufzuerstehen. Man hat neuerdings Herrn v. Bach als großen Organisator gefeiert, der nur nicht Zeit genug gehabt, um glänzende Resultate zu erzielen. Das ist ganz unbegreiflich, wenn man erwägt, daß Bach zwar alle jene Völker und Völklein knebelte, welche heute gegen deutsche Art wüthen, aber nicht minder — die Deutschen selbst. Wäre der Mann selbst ein grimmiger, unerbittlicher, thatkräftiger Germanisator gewesen, er hätte für diese Thätigkeit keinen Dank verdient, denn Eroberungen solcher Gattung braucht das deutsche Volk nicht. Aber er war nicht einmal ein Germanisator, eine nationale Idee war ihm völlig fremd, er war pur et simple ein Reactionär. der, um die Verwaltung möglichst zentralisiren, den ganzen staatlichen Organismus möglichst durch einen Druck be-

wegen zu können, in Amt und Schule die deutsche Sprache wieder einführte. Wäre er der Ansicht gewesen, durch die Pflege einer anderen Sprache z. B. des Tschechischen, den Zweck einer gleichmäßigen Uniformirung rascher zu erreichen, er wäre sicherlich kein «Germanisator» gewesen! Kein Volk in der Monarchie hat Grund, diesem Manne dankbare Erinnerung zu bewahren, die Deutschen aber sicherlich am Wenigsten. Was er für unser Volksthum geleistet, läßt sich kurz dahin zusammenfassen, daß er unser geistiges Streben gehemmt, die deutsche Kraft mißbraucht und den deutschen Namen mit unverdientem Hasse beladen hat. Wahrlich, nicht etwa um einige Bogen zu füllen, habe ich diesen Culturbildern aus der Gegenwart «Halb-Asiens» auch einige aus der Halbvergangenheit, aus der Bach-Zeit eingefügt. Sie gehören in dieses Buch, sie erklären Manches, was sonst fast unbegreiflich wäre. Was nach dem Sturze dieses Mannes folgte, ist bekannt: die armen «Bach-Husaren» mußten nach West-Oesterreich zurück und die junge, constitutionelle Freiheit wurde im Osten hauptsächlich dazu benutzt, Alles zu prügeln, was deutsch sprach. Ach! wir armen Culturträger! Selbst wenn man von dem kurzen Hexensabbath der Epoche Hohenwart absieht, selbst wenn man zugibt, daß derzeit den Deutschen in West-Oesterreich leidlich jene Stellung gegönnt ist, welche sie verdienen, wird man doch, wenn man die Früchte übersieht, welche das Culturtragen nach Osten uns Deutschen einge-

tragen, sich des prächtigen Dictums erinnern müssen, welches einmal D. Spitzer in seinen «Wiener Spaziergängen» ausgesprochen: „Ach! es ist in Oesterreich viel angenehmer und behaglicher, Stadtträger zu sein, als Culturträger!"

Ein Leitartikel hat einst Oesterreich das «Land der Unbegreiflichkeiten» genannt und diese Benennung ist zum geflügelten Wort geworden, ein Beweis, daß sie den Nagel auf den Kopf trifft. Auch im Osten der Monarchie kann man die Richtigkeit dieses Wortes schätzen lernen und nicht blos im Hinblick auf die Vergangenheit. Auch in der Gegenwart blühen da üppig die Unbegreiflichkeiten. Und wenn ich mich nun einer weiteren Aufgabe dieser Zeilen zuwende, und Einiges über die einzelnen hier geschilderten Länder sage, so treffe ich gleich auf die bedeutendste und beklagenswertheste dieser Unbegreiflichkeiten, auf die Art, wie Galizien verwaltet wird.

Diese Verwaltung ist polnisch, nicht blos der Sprache, sondern auch dem Geiste nach. Der Pole herrscht in Galizien mit fast unbestrittener Gewalt, er spielt dort eine Rolle, wie sie der Deutsche in West-Oesterreich nicht spielt. Mit brutaler Offenheit darf er seine nationalen und staatsrechtlichen Sondergelüste proklamiren und zum großen Theil werden sie befriedigt. Und da dies unter den Augen, ja unter den Auspizien einer Regierung geschieht, welche von Deutschen geleitet wird und verfassungstreu ist, so

müssen die politischen Kreise des Westens der Ueberzeugung sein, daß Galizien ein durchweg polnisches Land sei und die Regierung eben, weil sie eine konstitutionelle, den Polen ihr Terrain überlassen müsse. Auch in Deutsch-Oesterreich begegnet man, wenn auch seltener, dieser Ansicht. Aber sie ist grundfalsch. Nichts, gar nichts in Oesterreich ist so unberechtigt, so unbegreiflich, als diese absolute Herrschaft des polnischen Elements in Galizien. Denn gegen die Polen ist in diesem Lande vor Allem der große und tüchtige Stamm der Ruthenen, der trotz des unsäglichen Drucks der Polen so ehrlich und rastlos nach Intelligenz und Entfaltung seiner reichen Kraft strebt; gegen den Polen ist die zahlreiche, materiell wohlgestellte, überaus bildungsfähige, jüdische Bevölkerung, theils weil sie deutsch spricht, theils weil sie den Anschluß an jede andere Nationalität dem Anschluß an das polnische Element vorzieht, von dem sie um ihres Glaubens, um ihrer Rechte willen, unerhörte Mißhandlung erlitten und noch erleidet; gegen den Polen ist der Deutsche im Lande: der Colonist in den Dörfern, der Bürger in den Städten; gegen den Polen ist endlich der Bauer seiner eigenen Nationalität, welcher durch und durch kaisertreu und österreichisch ist, es als eine Beleidigung ablehnt, wenn man ihn einen Polen nennt und oft blutige Beweise dafür gegeben hat, daß er nichts vom polnischen Zukunftsstaat wissen will. Bleibt also als Träger dieser drückenden Herrschaft nur die polnische In-

telligenz, oder was man in Galizien so nennt, und der Adel. Durch unerhörte List, betäubendes Lärmschlagen, patriotische Heuchelei oder frechen Trotz haben sich leider diese Herren die Herrschaft errungen und daß sie sie behaupten, dafür sorgt — das k. k. Beamtenthum in Galizien! Diese Leute sind theils Polen, theils auf den Verkehr mit Polen angewiesen und ihre ergebensten Diener und Helfer. Die Befehle des Wiener Ministeriums verflüchtigen schon in der Lemberger Statthalterei zur Hälfte und in der Kanzlei des Herrn Bezirkshauptmanns werden sie vollends zu Wind und Wasser und — der Wille der Polen gibt die Entscheidung. Nicht das Wiener Ministerium des Innern, nicht das Lemberger Gubernium — nur die polnisch=nationale Partei regiert in Galizien. Bei jeder Landtags=, bei jeder Reichsrathswahl agitirt der Repräsentant der verfassungstreuen Regierung für den foederalistischen Polen gegen den reichstreuen Juden, Ruthenen oder Deutschen. Jede Entscheidung im Schul= und Gemeindewesen hat einzig den Zweck, die Herrschaft des polnischen Elements zu befestigen! Es herrscht da ein unerhörter, himmelschreiender Zustand!

Gegen diesen traurigen Stand der Dinge, gegen die unberechtigte Herrschaft des polnischen Elements in Galizien kämpft dies Buch. Aber nicht etwa gegen die polnische Nationalität. Ich bin kein Feind der Polen und werde es nie werden, selbst nicht durch die bodenlos unfläthige

Art, in welcher mich die polnischen Blätter dieser Feindschaft beschuldigen. Für die Lichtseiten des polnischen National-Charakters hat kein anderer deutscher Schriftsteller so warme Worte gefunden als ich, und rastlos habe ich mich gemüht, die großen Poeten der reichen polnischen Literatur der Beachtung meiner deutschen Landsleute zu empfehlen. Wo die Polen die Unterdrückten sind, wie in Rußland, da gilt ihnen — ich verweise auf die Bilder des zweiten Bandes — mein wärmstes Mitgefühl und mit Leid und Trauer berichte ich, wie dort diese Nationalität unter der Faust des Moskowiters verröchelt. Wo aber der Pole ein Gleiches thut, wie der Moskowiter in Rußland, wo er selber zum brutalen Unterdrücker anderer Nationalitäten wird, da kämpfe ich gegen ihn. Ich bekämpfe die polnische Herrschaft in Galizien vor Allem als Deutscher, weil mich die Vergewaltigung des Deutschthums im Lande empört, die Scheelsucht gegen das Deutsche Reich anwidert, ich kämpfe gegen sie als Oesterreicher, weil ich die Frivolität verachte, mit der diese Herren unser Vaterland, welches stets so gütig gegen sie gehandelt, nur als Etappe für ihren Zukunftsstaat betrachten, ich kämpfe gegen sie aus Gerechtigkeitsliebe, weil es mich empört, Jemand um seines Glaubens, um seiner Nationalität willen leiden zu sehen, ich kämpfe gegen sie aus Patriotismus, weil Galizien durch diese „polnische Wirthschaft" geschädigt, in seiner geistigen und materiellen Entfaltung geschädigt wird. Und mag auch

dieser Kampf ein anscheinend fruchtloser sein, so erfülle ich doch meine Pflicht, und ein Wort, welches für Wahrheit und Gerechtigkeit gesprochen wird, bleibt schließlich selten ein vergebliches!

Wie für die Polen in Rußland, kämpfe ich also für die Ruthenen in Galizien, für die Juden in diesem Lande und Rumänien. Ich habe wärmste Sympathie für ihr unverdientes Leid und mühe mich, einen Einblick in ihr Volksleben zu eröffnen und dadurch nachzuweisen, daß sie eines besseren Looses werth sind, als es ihnen bis heute zu Theil wird. Aber trotz dieser Sympathie wahre ich mir doch auch diesen Nationalitäten gegenüber meine volle Unbefangenheit und betone auch das, was mir an ihnen tadelnswerth erscheint. Wenn ich hierdurch manchmal die Empfindlichkeit jener verletzt habe, für die ich streite, so thut mir dies leid, aber die Wahrheit steht mir höher, als jede Rücksicht. Uebrigens fühle ich mich just aus Wahrheitsliebe gedrängt, hinzuzufügen, daß insbesondere für manchen Fleck im jüdischen Volksthum nicht den Juden die Verantwortung auferlegt werden muß, sondern ihren Drängern. Hätte ein anderes Volk gelitten, was über die Juden im Osten gekommen, es stünde schwerlich höher, sondern höchst wahrscheinlich tiefer. Wenn der polnische Jude nicht auf jener Stufe steht, welche der Deutsche oder Franzose jüdischer Confession erklommen, so ist eben nicht er

anzuklagen, sondern der polnische Christ. Denn — jedes Land hat die Juden, die es verdient*)!

Ich habe an dieser Stelle von den politischen Verhältnissen Galiziens ausführlich sprechen müssen, weil ich es im Buche unterlassen. Meine Culturbilder, die anscheinend so wenig politisch sind, wären gleichwol ohne Berücksichtigung dieses wichtigen Factors dem Leser des Westens kaum verständlich. Um so kürzer kann ich mich bezüglich der andern Länder fassen. Was Südrußland betrifft, so tritt in meinem Buche insbesondere, wie bereits erwähnt, das Verhältniß der Russen zu den Polen in den Vordergrund, und was ich sonst an ethnographischem und literarhistorischem Materiale biete, bedarf keiner weiteren Erläuterung. Ueber Rumänien, dieses eben so schöne,

---

*) Dies Wort ist mein geistiges Eigenthum. Ich würde diesen geringfügigen Umstand sicherlich nicht erwähnen, hätte nicht der Abgeordnete Herr Dr. Menger meinen Ausspruch seiner, im Februar 1876 im Wiener Abgeordneten-Hause gehaltenen Rede einverleibt und zwar leider, wahrscheinlich nur in Folge eines Uebersehens, nicht in Form eines Citats. Das Wort machte im Hause viel Glück, die Journale glossirten es eifrig u. s. w. — Herr Dr. Menger galt als der Autor. Ich hielt die Sache einer ausdrücklichen Richtigstellung nicht für werth und thue es jetzt nur nebenbei, weil sich die Gelegenheit bietet. Ich habe das Wort 1868 in der „Oesterreichischen Gartenlaube" zum ersten Male gebraucht und seitdem an verschiedenen Orten sehr oft wiederholt, so z. B. wenige Monate vor jener Rede im Feuilleton der „Neuen freien Presse" und zwar von eben denselben Verhältnissen und in eben demselben Zusammenhange, wie jene Rede ....

als unglückliche Land, habe ich im Buche selbst jene Andeutungen gegeben, welche das Verständniß erleichtern sollen, sowohl über den Gang der Cultur in diesem Lande, als über die politischen Verhältnisse habe ich im ersten Baude das Nothwendigste gesagt. Weil mir auch in Rumänien vieles „asiatisch“ erschienen, so wurden auch von der Presse dieses Landes die einzelnen Skizzen mit einem wahren Wuthgeheul begrüßt. Mein Trost ist nur, daß es mindestens ein Land im Osten, die Bukowina, gibt, in welchem ich als Freund betrachtet werde. Aber auch dafür kann ich wenig. Die Bukowina ist eben ein Land, das man aus vollem Herzen loben kann und dessen Culturverhältnisse darzulegen ein Vergnügen ist. Wenn ich mir dies Vergnügen im Buche vielleicht in zu großem Maaße gegönnt, so mag man es mir verzeihen: wer so viel tadeln muß, hört, wenn er endlich einmal loben kann, auch im Lob nicht gerne rasch auf.

Was die Form dieser Bilder betrifft, so habe ich ehrlich nach künstlerischer Darstellung gestrebt und bin mir bewußt, immer meine eigenen Wege gegangen zu sein. Was sonst darüber zu bemerken wäre, ist nicht meines Amtes zu sagen.

Aber das Hauptgewicht liegt doch auf dem Inhalt. „Vincit veritas!“ steht auf dem Titelblatte dieses Buches. Es ist nur ein zufälliges Zusammentreffen, daß diese Devise sich darauf findet, aber hätte ich ein Motto zu wählen ge-

habt, ich hätte mir kein besseres zu finden gewußt. „Vincit veritas!“ In dieser trostreichen Ueberzeugung schließe ich die Eingangsworte meines Buches, welches im Dienste der Wahrheit steht. Von vielem Dunklen und Trostlosen habe ich berichten müssen, die Lüge und das Vorurtheil liegen wie dicke Nebel über dem Lande meiner Heimath, aber wir wollen rastlos bleiben und den Muth nicht sinken lassen ...

„Vincit veritas!“ ...



Der Aufstand von Wolowce.



Ueber die sonnige Haide ging ein Summen, leise und unablässig, als schliefe sie und das wäre ihres Athems Ton. Ich lauschte darauf, wie ich so langsam im Sonnenbrande dahinschritt, und lauschte und konnte nicht ergründen, woher das leise Tönen rühre. Aehnlich hört sich's, wenn urplötzlich — wer weiß, wovon? — ein Windhauch wach wird auf der Haide und im Wachholder wühlt. Aber diesmal standen die Lüfte still über der erhitzten Erde, und droben am Himmel waren die weißen Wölkchen wie angenagelt, und dennoch schwamm jenes seltsame Summen in den lauen Wellen des Aethers. Gezirpe von Grillen konnte es auch nicht sein; das klingt schrill und aus nächster Nähe; jenes Tönen aber zitterte sanft, halb verweht in mein Ohr. Einmal erlosch es ganz, und es war unsägliche Einsamkeit um mich; kein Ton und keine Bewegung, so weit die ungeheure Glocke des Himmels auf der Ebene stand. Dann wachte es wieder auf; zuerst von einer Richtung her, bis sich mälig wieder das Netz der Töne über die ganze Haide spann. War das Musik, eine Fiedel oder Flöte, aber fern, sehr fern?

War's vielleicht Jacek der Spielmann? Der irre Greis hat sich ein Plätzlein gesucht, wo das Gesträuch dicht zusammensteht und seine flickige Jacke darüber gebreitet, und nun spielt er im Schatten leise auf seiner Fiedel, wild, süß, wirr, wie der Vogel sein Lied pfeift. Heut' wär's ja nicht zum erstenmale; wie oft hab' ich ihn so getroffen, wenn ich aus der Klosterschule fort und in die Haide lief, immer tiefer hinein, den Faltern nach, oder den Wolkenschatten. Ja, der Alte wird es sein — vielleicht wieder drüben beim «schwarzen Kreuz» — da hab' ich ihn an jenem Sonntag zuletzt getroffen. . . .

Und rascher begann ich zu gehen, und immer rascher und — blieb jählings stehen. Ein lautes Lachen kam mich an, und dennoch brannten leise meine Lider. Ich Thor, ich träumender Thor! Fünfzehn Jahre waren's seit jenem Sonntag, und der alte Jacek war längst todt und ich kein wilder Knabe mehr, sondern ein Mann, der sich in aller Herren Ländern müde gewandert und wieder einmal gekommen, die Heimat zu grüßen. Fünfzehn Jahre! Es ist eine lange Frist, und Vieles kann da sterben um uns und im eigenen Herzen. Und Vieles wandelt sich, selbst in dem abgelegensten Winkel der Erde, selbst in einem podolischen Haidestädtlein. Vielleicht waren auch die Leute von Barnow dieselben geblieben und nur ich ein Anderer geworden — ich weiß nicht! Nur Eines weiß ich: während ich so durch die schmutzigen Gäßchen ging, vorüber an den

dumpfigen Hütten und den verwahrlosten Menschen, da habe ich alle jene beneidet, welche ihrer Heimat als einer lichten, freundlichen Stätte gedenken können, ich habe sie sehr beneidet. Und zu jener Stunde war's mir unfaßbar, warum ich doch so sehr an dieser Heimat hänge.

Aber als ich auf die Haide kam, da verstand ich es. Die Zauber der Ebene kamen wieder über mich und machten mein einsames Herz traurig, ergeben und weit. Die alten Träume kamen über mich, und ich ging, ein Lächeln auf den Lippen und doch sonderbar bewegt, auf das «schwarze Kreuz» zu, als müßt' ich dort den greisen Spielmann treffen. Aber er war nicht zu gewahren, obwol von dorther jenes Summen über die Haide klang. Je näher ich kam, desto deutlicher wurde es, desto schriller. Es waren zwei Hirtenpfeifen gewesen, die in der Ferne so zauberisch getönt.

Das Kreuz ist mächtig und plump gefügt, aus schwarzbemalten Tannenbalken. Kein Christus hängt daran, nur der Umriß einer Hacke ist am Fuße groß und roh eingeschnitten. An einem großen Tage ward dies Zeichen aufgerichtet: da die Hörigkeit von den Leibern dieser armen Menschen fiel. Darum haben sie die Hacke eingeritzt, das Merkzeichen des freien Mannes. Auch einige Birken sind ringsum gepflanzt, der einzige Schatten, soweit das Auge blickt. Darum rastet unter diesen Bäumen gern das fahrende Volk, das im Sonnenbrand über die Haide zieht:

die Zigeunerschaar, welche rastlos stehlend umherwandert und daneben wahrsagt, fiedelt und die Pferde kurirt; der Drahtslovake; der ukrainische Tagelöhner; der jüdische «Dorfgeher», welcher von Sonntag bis Freitag von Gehöft zu Gehöft zieht und Waare und Schmeichelworte vertauscht gegen Geld und Schläge; der fremde Gaukler; der russinische «Sänger», sehr ehrwürdig und sehr eigenthumsgefährlich, welcher unserem zahmen Bauer von den Großthaten seiner Ahnen und Stammgenossen, der Kosaken berichtet und sich dabei demüthig durchbettelt; endlich Bettler ohne poetische Beschönigung, Bettler schlechtweg, jeglicher Nation, jeglichen Glaubens, bis herab auf den «Schnorrer», welcher daneben auch Talmudist ist und lebendige Zeitung für seine Glaubensgenossen. Sie alle rasten hier unter den Birken und trinken aus der Quelle, die hervorsprudelt; der Platz ist selten verödet, und selbst wenn von dem fahrenden Volk Niemand zur Stelle, so freuen sich doch einige Hirten der Kühle. Denn der Hügel, auf dem sich das Kreuz erhebt, bildet zugleich die Markung zwischen den Triften des Städtleins Barnow und des Dorfes Wolowce.

Auch heute saßen nur zwei Hirten da und bliesen auf ihren Schalmeien wirr durcheinander, daß es schrill und häßlich klang. Aber als ich ganz nahe herankam, da verstummten sie und erhoben sich. Es waren Knaben, dreizehn-, vierzehnjährig, Flachsköpfe mit stumpfen Gesichtern

und jenen sonderbar traurigen Augen, die man bei allen Menschen findet, welche einsam heranwachsen in der großen Ebene. . . . . Sie waren sehr einfach bekleidet, der Eine nur mit Hemd und Hose aus gröbstem grauen Linnen, der Andere hatte einen braunen Serdak an, aber dafür kein Hemd darunter. Ueberhaupt war der Letztere der Elegantere, denn er trug einen Strohhut, während sich der Andere mit einem verschossenen blauen Soldatenkäppi behalf. Sie entblößten ihr Haupt vor mir, hielten aber die Kopfbedeckung dicht am Ohr, um sich mit derselben Hand hinter dem Ohr kratzen zu können. Höflichkeit schützt vor Verlegenheit nicht.

Ich mehrte diese Verlegenheit nicht, ich nickte den Hirten zu, aber ich sprach sie nicht an — was hatte ich auch von ihnen zu erfragen? Ob Der oder Jener noch lebe, der mir hier einst eine Pfeife geschnitzt oder eine Geschichte erzählt?! Todt! — wie oft hatte ich diese Antwort heute drinnen im Städtchen gehört; ich hatte genug daran, übergenug. . . . Ich warf mich unter die letzte Birke hin, weitab von den Hirten, und dachte an die alte Zeit und jenen Sonntag vor fünfzehn Jahren.

Es war dies ein schöner, schier lenzheller Septembertag gewesen, und ich war auf die Haide hinausgegangen, Abschied von ihr zu nehmen, denn morgen sollte ich wie-

der fort auf die lateinische Schule. Und wie ich also, recht müde gewandert, hier unter den Birken saß und ringsum war große Stille — nur zuweilen ging ein Windstoß wie ein jäher Seufzer über die Haide — da wurden mir die Lider schwer und ich schlief ein. Aber ein schrilles Tönen schnitt meinen Traum entzwei, und als ich jählings auffuhr, da glaubte ich erst recht fortzuträumen. Vor mir stand der alte Spielmann, noch zerlumpter als sonst, aber einen großen Blumenstrauß an der Brust, und in den sonst so traurigen glanzlosen Augen glühte es wildfreudig. Bald küßte er seine Fiedel und drückte sie an die Brust, bald strich er wie toll über die Saiten; es klang so beiläufig wie der «Radetzky-Marsch». „Grüß Gott, Paniczu! (Jungherr.) Ich habe dich geweckt, ich muß dir etwas erzählen. Aus dem Kreisgericht komme ich und meine Fiedel habe ich wieder, weil die Muhme Kasia sie mir aufbewahrt hat, und jetzt übe ich mir den Marsch da ein — den spiele ich, wenn man den Herrn Wincenty doch endlich zum Galgen führt." Und wieder klangen lustig die Tacte. „Aber wo sind die Anderen?" fragte ich. — „Noch im Kerker — wegen Rebellion! Mich haben die Schreiber freigelassen: «Du kannst gehen, du bist verrückt.» Nun, Paniczu, verrückt bin ich, das ist wahr, der Starost hat mich verrückt gemacht, wie ich noch jung war. Aber das weiß ich doch: Noch lebt der Kaiser, und er wird erfahren, was geschehen ist, und was dann?! Hei!



Dann legt er den Mund an den Draht*) und sagt den Schreibern beim Kreisgericht: «Lasset die Leute von Belowce heim, es sind brave Leute, auch wenn sie in der Verzweiflung Dummheiten gemacht haben, und was den todten Husaren betrifft, so laufen ja noch genug Zigeuner herum, die man einfangen kann und blau anziehen und auf ein Pferd setzen.» Und dem kleinen bezahlten Schreiber in Barnow sagt er: «Lass' den Herrn [illegible] denken, die Bauern haben Recht gehabt, als sie es thun wollten; er hat es redlich um den Zecke verdient und zwar die Anderen auch.» Und dann muß der Dicke dran, ob er will, ob nicht, und nimmt sich wieder die Husaren mit, und sie ziehen den Pallasch und blasen und reiten nach

---

*) Der Bauer in Ostgalizien erweist der Telegraphenleitung große Verehrung, denn durch diesen Draht spreche der Kaiser mit seinen Beamten (Pisary, „Schreiber"). Er lege den Mund an das vergoldete Ende des Drahtes, das in Wien in seinem Zimmer hänge (in dem übrigens Alles von Gold sei, und spreche den Befehl hinein, und der klinge dann fort von Stange zu Stange. . . Mehr als Einmal habe ich auf meinen Wanderungen einen Bauer getroffen, welcher das Haupt ehrfurchtsvoll entblößt und das Ohr fest an die Stange gedrückt, dastand und lauschte. „Er spricht — aber so still — man kann es nicht verstehen". . . Nur Einmal, in einer Schänke bei Tluste, hat mir ein Bauer hoch und heilig geschworen, er habe ganz deutlich die Worte verstanden: „Ihr Schurken, nächstens komme ich mit dem „Kantschuk" (Peitsche) über euch." . . . Ich war der einzige ungläubige Zuhörer, sonst glaubten es alle Bauern im Kreise. Warum? Hatten sie Ursache dazu? . . .

Wolowce; aber diesmal gilt's nicht uns, sondern dem Herrn und seinen Knechten! Und der Dicke sagt betrübt zum Wincenty: «Herr Bruder, es thut mir leid, aber hängen mußt du!» Und sie führen ihn zum Galgen. Ich aber gehe neben dem Karren und spiele diesen Marsch ... hörst du, Paniczu! diesen Marsch. ..."

Es klang mir noch im Ohr, wie er damals gespielt an jenem schönen September-Nachmittage... Aber auf Erden hat der alte Spielmann nicht mehr lange gefiedelt, im nächsten Frühling war er todt. Und der Kaiser hat es nicht erfahren, die Leute von Wolowce sind noch lange im Kerker gelegen, und der Herr Wincenty ist durchaus nicht gehenkt worden, „obwol er es redlich um den Fedko verdient"... Immer tiefer lockte mich die Erinnerung in jene verschollenen Geschichten, und ich dachte an jenen düsteren unseligen Kampf, der hier gestritten worden, einen Kampf um's Recht, und an den sonderbaren «Aufstand von Wolowce»....

Ich grübelte lange darüber. Es ist nicht gut, mußte ich mir schließlich sagen, daß solche Geschichten geschehen. Es ist nicht gut für die Polen, nicht für die Ruthenen, nicht für die österreichische Regierung. Und in aller-, allerletzter Linie ist es auch nicht gut für — den lieben Gott! Je höher ein Herr steht, desto mehr muß er auf seine Reputation sehen. Und der liebe Gott steht am höchsten. Er ist allgütig, allgerecht — und da läßt er in Podolien

eine solche Geschichte zu ... weiß Gott! es ist auch für Gott nicht gut, daß sie geschah.

Aber — sie geschah. Recht alltäglich begann, recht seltsam endete sie. Und in ihre erschütternde Tragik mischt sich ein grell komischer Zug.

... Das Dorf Wolowce bei Barnow ist ein großes schönes Gut. Es gestattet seinem Besitzer ein stattliches Leben. Selbst nach Paris kann er von Zeit zu Zeit gehen und dort den Schneidern, Cocotten und Professionsspielern vergnügte Tage machen. Zu vergnügten Jahren freilich reicht das Einkommen nicht hin. Und wenn sich der Mann gar zehn Jahre nicht um seine Wirthschaft kümmert, sondern fortwährend nur die Pariser Menschheit vergnügt macht, dann muß er freilich im elften Jahre nothgedrungen heimkehren, und über sein Haupt kommt Trübsal. Und die Juden dazu.

Damit ist das Geschick des adeligen Herrn Wincenty Barwulski genügend berichtet. Da saß er nun in dem düsteren, verfallenen Edelhofe und kämpfte gegen die Trübsal und kämpfte gegen die Juden. Mit verschiedenem Erfolg! Denn was die Juden betrifft, so warf er sie freilich anfangs kurzweg hinaus, aber schon in den nächsten Jahren mußte er sie zuerst um die Prolongation bitten, ehe sie hinausflogen, und schließlich beschränkte er sich aus guten Gründen gar nur auf das Bitten und gewöhnte sich das Hinauswerfen ganz ab. Die Juden also besiegten den

Herrn Wincenty, hingegen besiegte er die Trübsal. „Denn“, sagt Pestalozzi schön und richtig, „ein guter Mensch ist auch glücklich; ihm fließt aus dem reinen Herzen ein unerschöpflicher Quell harmloser Freuden.“ Wort für Wort paßt das auf den Besitzer von Wolowce, welcher ein guter Mensch war, ein Normalmensch, ein Mustermensch. Den Müßiggang haßte er glühend; ein vergähnter Nachmittag, ein verschnarchter Abend dünkte ihm mit Recht etwas Gräßliches. Darum hazardirte er am Nachmittag und am Abend bis in die Nacht hinein. Wer Macao spielt, der geht nicht müßig, er sitzt und thut etwas: er verliert sein Geld. Uebrigens gewann auch der Normalmensch zuweilen, sogar auffällig, und stand daher bald im ganzen Kreise im Rufe eines fleißigen, fingerfertigen Menschen ... Aber ärger noch als den Müßiggang haßte er alle geistigen Getränke, und sein Caeterum censeo war: „Der Schnaps ist des Menschen Fluch!“ Darum vertilgte er ihn, wo er ihn traf, in unglaublichen Quantitäten, nicht minder Wein oder Meth. Allnächtlich schlug er die Schlacht gegen den Dämon Alkohol, allnächtlich ward er besiegt und sank im Morgengrauen unter den Tisch; aber gegen die Mittagsstunde erhob er sich wieder und begann düster und entschlossen die Schlacht von neuem. Er gab seinem Erbfeind keinen Pardon, er forderte keinen — es lag Größe in diesem guten Menschen, sittliche Größe... Aber diese Heldenseele war auch weich und zartester Empfindung

fähig: Herr Wincenty konnte kein Weib weinen sehen, am wenigsten sein eigenes Weib. Denn er hatte bald nach seiner Heimkehr aus Paris geheirathet, theils der Trübsal, theils der Juden wegen. Eine reiche adelige Erbtochter hatte er freilich nicht gefunden, nur eine Schullehrerstochter. Aber keine gewöhnliche. War da nämlich irgendwo in einem podolischen Städtlein ein Schullehrer, der eine schöne Frau hatte, und ein Dominicaner-Kloster, das einen stattlichen Prior hatte. Die Schullehrerin gebar dem Schullehrer ein Mädchen, und als die kleine Aniela heranblühte, erwies es sich, daß sie dem Prior ähnlich sah. Darum liebte sie der Hochwürdige und bestimmte ihr eine große Mitgift. Aber es fand sich kein Freier trotz der Mitgift und trotz der rührenden Schönheit des armen Kindes, welches aus seinen braunen Augen so scheu und traurig in die Welt blickte, als müßte es die Menschen um Vergebung bitten für das Schandmal, welches ihm unverschuldet auf dem holden Antlitz brannte. Die Aehnlichkeit war zu groß — es fand sich kein Freier. Aber ein Mustermensch kehrt sich an keine Vorurtheile, Herr Wincenty heirathete die Aniela, und so lange die Mitgift vorhielt und der Prior lebte, hatte die Aermste keine Launen. Aber als der Hochwürdige starb, da kam Frau Aniela auf sonderbare Einfälle: nur in einem eiskalten Zimmer wollte sie schlafen, nur schimmeliges Brot als einzige Nahrung genießen, und dazu geißelte sie sich täg-

lich so heftig, daß der arme junge Leib über und über bedeckt war von blutigen Striemen. Ja! sie that sich das Alles selbst an; so versicherte wenigstens Herr Wincenty seine Spießgesellen, wenn selbst diese rohen Herzen etwas wie Mitleid verspürten und ihm sagten: „Bruder, fürchte dich vor Gott, nimm eine Hacke und mach's auf einmal ab, aber quäle deine Thränenweide nicht so stückweise zu Tode!" Die «Thränenweide»; denn die Frau weinte beständig. Und der gute Wincenty konnte sein Weib nicht weinen sehen. Darum jagte er sie einmal in eisiger Winternacht zum Thor hinaus. Am nächsten Morgen fand man sie erfroren auf der Schwelle . . .

So ein Mustermensch war Herr Wincenty Barwulski. Weitere Proben wären überflüssig; auch schreibt es sich schlecht, wenn sich die Hand unwillkürlich zur Faust ballt. Aber ein schöner Zug muß noch nothwendig hervorgehoben werden, weil sich auf ihm diese Geschichte aufbaut. Herr Wincenty war nicht schön, nein. Auf dem schwammig aufgedunsenen Körper, welchen zitterige Beinchen mühsam vorwärts schleppten, saß ein Kopf, ganz kahl, selbst ohne Brauen, einem runden, gelblichgrünen Kürbis überaus ähnlich. Nur allnächtlich zur späten Stunde, wenn sich die Schlacht wieder einmal ihrem Ende und Herr Wincenty der Diele zuneigte, da flammte der Kürbis violett. Schön also war er nicht; aber warm schlug sein Herz für das Schöne. Darum war kein Weib und keine Dirne

in Wolowce vor ihm sicher; folgte sie nicht willig, so brauchte er Gewalt — wozu hat ein Edelmann Knechte und Stricke im Hause?! Anfangs liefen die armen Bauern nach Barnow und klagten dort dem «Schreiber» ihr Leid, dem allmächtigen k. k. Bezirksvorsteher, dem adeligen Herrn Teofil von Strusek, was zu Deutsch «Hausknechtlein» bedeutet. Manchmal nahm der Mann die Klage zu Protocoll, manchmal auch nicht; der Effect blieb derselbe. In der That war es lächerlich, einem adeligen Polen zuzumuthen, daß er einer armseligen ruthenischen Dirne wegen einen andern adeligen Polen in's Zuchthaus bringe; es war höchst lächerlich! Das erkannten allmälig selbst die dummen Bauern und sparten sich den Gang in die Stadt. Auch wußten sie, daß Herr Wincenty ihnen schließlich ihre Weiber und Töchter wiedergab — in drei, vier, höchstens acht Tagen — der Gute konnte ja kein Weib weinen sehen! . . . Aber eine furchtbare Erbitterung sammelte sich allmälig in diesen sonst so stumpfen, geduldigen Menschen, ein unsäglicher Haß . . .

Jählings sollte er zum Ausbruch kommen. Es ist eine Art Dorfgeschichte, freilich nicht in dem beliebten und lieblichen Idyllen-Genre. Da lebte nämlich zu Wolowce ein junger, stattlicher Bauer, Fedko Hawliuk. Ein prächtiger Mensch, dieser Fedko, ein riesenstarker, schöner, ernster Bursche — wer ihn so ansah, mußte an die alten Heldenlieder dieses geknechteten Volkes denken; das war noch

eines jener «Falkenangesichter», vor denen einst Polen und Tataren sich zitternd verkrochen. Er hielt auch etwas auf sich und blickte sehr stolz in die Welt, erstens als der Erbsohn des reichsten Bauerngutes im Dorfe, welches nach dem Tode seiner Mutter an ihn fallen mußte, zweitens als verabschiedeter k. k. Corporal von Nassau-Infanterie. Er war Soldat gewesen, hatte Lesen und Schreiben gelernt und war in den westlichen Provinzen auf die Entdeckung gekommen, daß auch der Bauer ein Mensch ist. So hätte sich dieser Mensch auch ohne besondere Ursache nicht glücklich fühlen können als Unterthan des Herrn Wincenty. Es war aber auch noch eine besondere Ursache da.

Natürlich eine Liebesgeschichte. Xenia hieß das Mädchen und war ein hübsches, blondes Ding, dabei sehr arm. Trotzdem machte sie der Fedko zu seiner Braut und nicht, wie er wohl gekonnt hätte, zu seiner Metze. Er hatte sie eben so recht mit dem Herzen lieb — zuweilen kommt das auch bei podolischen Bauern vor. Ja, so sehr liebte er sie, daß er, zum großen Staunen der ganzen Gemeinde, sein wildes Blut im Zaume hielt, wenn er auf Urlaub zu Hause war. „Meine Xenia muß mit dem Kränzlein im Haar vor den Altar treten", pflegte er stolz zu sagen.

Aber als er nun endlich mit dem Abschied heimkam, da war es nichts damit, nicht mit dem Kränzlein, nicht mit der Hochzeit. Das hatte Herr Wincenty verschuldet mit seinen Knechten und Stricken. . . .

Als der Fedko das hörte, wurde er todtenblaß, doch sagte er nichts. Nur ging er sogleich nach dem Schlosse und suchte den Herrn. Aber Wincenty war damals gerade im Bade Iwonicz. Dann ging der Bauer zu seiner Braut. Sie sah entsetzlich aus, um zwanzig Jahre gealtert. Aber sie wurde nicht ohnmächtig, als er kam; sie konnte ihm ruhig in's Auge blicken und erzählte ausführlich, wie sich die Unthat gefügt. „Du mußt ihn tödten!" schloß sie. „Natürlich muß ich das", erwiderte der Fedko. „Leider ist er nicht da, wir müssen warten. Wenn er kommt, dann erschieße ich ihn und lasse mich sogleich mit dir trauen. Und dann gehe ich nach Barnow und übergebe mich des Kaisers Schreibern . . ."

Das stand fest in ihm, ganz fest.

Aber es kam doch anders. Da war ja außer der Xenia auch noch seine Mutter, die ihn in Todesangst anflehte, sich nicht zu Grunde zu richten; da war der Pope, der ihm mit dem ewigen Feuer kam und den Höllenstrafen; da war sein Kamerad, der Ex-Gefreite Hritzko Barila, welcher ihm sagte: „Herr Corporal! was wird das Regiment sagen, wenn es hört, daß du als Mörder am Galgen gestorben bist? . . ." Das wirkte auf den Fedko, vielleicht das Letzte am meisten. Vierzehn Tage ging er einsam umher und grübelte, dann kam er heim: „Ich will's versuchen zu leben." Und der Xenia sagte er: „Verachte mich, aber ich kann's nicht thun." — „Dann kann ich

auch nicht dein Weib werden", erwiderte sie. Und sie ging aus dem Dorfe fort und verschwand spurlos.

Sie ist nie wiedergekommen. Es gibt tiefe, stille Weiher auf unseren Haiden ...

Darauf vergingen drei, vier Jahre. Und während dieser Jahre verging keine Woche, in der nicht der Fedko einem Heirathsvermittler die Thür gewiesen hätte. Denn durch Zwischenhändler schließen alle Leute in Podolien die Ehe: die Juden in den Städten, die Adeligen auf den Höfen, die Bauern in den Dörfern. Man sieht darauf, daß das Geld und die Familien einander ebenbürtig sind; die Herzen haben ja dann Zeit, sich zu finden, nach der Hochzeit ... Vielleicht wundert das Manchen und er denkt: im rohen Osten, wo doch elementare Leidenschaft häufiger unter den Menschen, sollte auch die Liebe oder mindestens das sinnliche Begehren bei der Eheschließung ein größerer Factor sein, als dies, scheußlich genug! im Westen der Fall. Aber der vergißt, daß auch der Trieb nach Besitz ein elementarer Trieb ist, just bei rohen Naturen am stärksten — ein ganz verwünscht elementarer Trieb ...

Darum ist es ein blühendes Geschäft, dieser Menschenhandel, bei uns und in Podolien. Auch zum Fedko kam endlich Einer, der nicht hinausgeworfen wurde. Aus verschiedenen Gründen nicht. Erstens hatte der junge Bauer schon häufig über das Sprüchlein nachdenken müssen, welches in allen Zungen des Ostens klingt: „Eine Wirthschaft

ohne Frau ist wie eine Schänke ohne Schnaps." Zweitens handelte es sich da um eine sehr hübsche, sehr brave und sehr reiche Dirne. Und drittens wußte der Fedko, daß diese schwarze Hanusia aus Okulince ganz rasend in ihn verliebt sei. Vielleicht entschied dies Letztere. Denn dieser Bauer hatte ein Herz, ein schwärmerisches Herz sogar; er hat es auch später oft bewiesen bis zu jener Stunde, da die Kugel aus dem Rohre des krummen Michalko geflogen kam und dies stolze, unglückliche Herz durchbohrte .... Also: der glückliche Zwischenhändler kam und ging zwischen Wolowce und Okulince, und bald kam und ging auch der Fedko, und einige Wochen darauf war die Hochzeit.

In Wolowce wurde sie gefeiert, an einem Sonntag so um die Pfingstzeit herum, wenn der Frühling in Podolien anhebt. Denn in diesem Lande ist er ein später Gast, aber wenn er gekommen, dann ist er hold und wunderthätig, wie allüberall. Die öde Haide blühte, der Himmel lachte und die Lerchen sangen, und auf der Erde lachten und sangen die Menschen, daß der Frühlingstag zitterte. Am Vormittag war die Trauung gewesen, und weil das junge Paar sehr reich war, so hatte der Pope eine ungeheuer lange Predigt gehalten. Und während er bei Minderbemittelten zu schließen pflegte: „So möget ihr denn mit Gottes Hilfe recht glücklich sein!" schloß er diesmal: „Ich weiß es bestimmt, es ist Gottes Wille, daß ihr sehr glücklich werdet." Es war dies etwas unvorsichtig

von dem Manne, denn entweder wußte er es doch nicht bestimmt oder änderte sich Gottes Wille binnen wenigen Stunden — über Beider Haupt ist unsägliches Unglück gekommen . . .

Nach der Trauung zog Alles zur Schenke, auch der Pope, und trank und tanzte, auch der Pope, und sehr Viele besoffen sich, auch der Pope. Es war eine Hochzeit, wie sie das Dorf noch nie gesehen; drei Capellen spielten auf, Juden, Czechen und Zigeuner, und außerdem noch der alte Jacek. Und als die Dämmerung einbrach, da konnte der kleine Moschko noch dreister betrügen als bisher und den Schnaps zur Hälfte mit Wasser mischen — es merkte doch kaum mehr Jemand, was er trank.

Zu dieser Stunde also, da bereits draußen dichte Schatten lagen und nicht minder in den Köpfen, kam ein unerwarteter Gast zu dem Feste. Ein guter Mensch nimmt auch an fremder Leute Freude gern theil. . . . Von draußen hörte man, wie die Zigeuner einen Tusch losließen, aber jählings stockten, dann wie die Bauern wirr durcheinanderriefen. Und durch die Reihen, welche sich ihm zögernd öffneten, schritt, von den Nüchternen scheu begrüßt, von den Trunkenen grimmig angeglotzt, Herr Wincenty daher und in die Schänkstube an den Tisch des Brautpaares. Er grinste freundlich, und als er bemerkte, wie Alles jählings verstummte und der Fedko entsetzlich bleich wurde, grinste er noch freundlicher. „Guten

Abend, ihr Leute! Ich komme dir meinen Glückwunsch zu bringen, du glücklicher Bräutigam, von Herzen, von ganzem Herzen!" Der Vater der Braut erhob sich verlegen, aber Fedko blieb sitzen und starrte seinen Todfeind finster an. „Also das ist die Braut!" fuhr der Gute herzlich fort und kniff die Hanusia in die Wange. „Wetter! Ist das ein Prachtmädel! Das ist doch ein anderer Bau, als bei der Xenia. An der war nicht viel d'ran, mein lieber Fedko, glaube mir." Der junge Bauer sprang auf, alles Blut schoß ihm in den Kopf, jählings tastete seine Hand nach der Stelle, wo er sonst den Gürtel trug und das breite Messer drin. Herr Wincenty bemerkte es, und der gelbe Kürbis wurde noch gelber, soferne das überhaupt möglich war. „Also gute Unterhaltung, ihr Leute, gute Nacht." Und rasch machte er sich aus dem Staube.

Es ist ungewiß, was er mit diesem Besuche vorgehabt. Vielleicht wollte er sein Opfer noch einmal öffentlich höhnen, ehe er es in der Stille ganz vernichtete. Vielleicht wollte er sich auch vorher die Hanusia ansehen, ob sie des neuen, ungeheuren Frevels werth sei. Thatsache ist, daß dieser Frevel geschah.

Das frohe Lärmen war bald wieder losgebrochen, nachdem Herr Barwulski gegangen. Nur Fedko saß still und finster da, die Uebrigen tanzten und tranken weiter. Und als die zehnte Stunde schlug, formirte sich Alles, was noch die Beine bewegen konnte, zu einem fröhlichen Zuge.

Die Musikanten vorauf, mit Fackeln und Laternen geleitete man die Neuvermälten in das Haus des Fedko. Dort blieb das Paar allein zurück, alle Anderen zogen wieder in die Schänke. Und weiter ging das Tanzen, Trinken, und Johlen, aber schwächer und schwächer. Immer weniger Füße tanzten, immer mehr Kehlen schnarchten. Drinnen im dumpfigen Raum und draußen auf dem Anger lagen die Schläfer dicht umher. Auch die Musikanten waren eingenickt, und der kleine Moschko wankte vor Müdigkeit und vergaß sogar das Mischen. Als der Morgen grau und zögernd herankam, saß nur noch ein Haufe unverwüstlicher Zecher, darunter Hritzko Barila, um den Tisch vor der Schänke, und der alte Jacek spielte ihnen unermüdlich auf, was ihm in die Finger kam.

Da brach er schrill ab und starrte auf die Dorfgasse, als sähe er dort ein Gespenst. Im fahlen Scheine der Dämmerung kam da langsam, sehr langsam eine Gestalt herangewankt, auf die Schenke zu. „Jadwiga!" schrie der Greis wild auf — wer weiß, welche Erinnerung dem armen Wahnsinnigen im Herzen erwachte! — „Jadwiga! meines Starosten Tochter!"

Aber der Hritzko erkannte es besser. Mit einem Angstschrei sprang er auf und auf jenes Weib zu, welches sich da mühsam heranschleppte. „Hanusia! Was ist geschehen? Wo ist der Fedko? . . ."

Sie starrte ihn an, als verstünde sie ihn nicht. Ihre Züge waren gräßlich verzerrt; Grauen und Schmerz lagen ihr auf dem Antlitz wie eingemeißelt. Sie war halb entkleidet; an Nacken und Armen die Spuren von Geißelhieben; die wenigen Kleider hingen ihr zerfetzt, blutgetränkt um den mißhandelten Leib. „Euer Herr!“ stöhnte sie. „Der Fedko liegt gebunden . . . mich haben sie ins Schloß geschleppt . . . und jetzt hinausgestoßen“ . . .

Sie brach ohnmächtig zusammen. „Tragt sie in die Schänke!“ befahl der Hritzko und stürzte mit einigen Gefährten ins Haus des Fedko. Schwaches Stöhnen klang ihnen entgegen. In der Kammer lag auf der Diele der unglückliche Mann, einen Knebel im Munde, Hände und Füße mit Ketten und Stricken in einen Knäuel zusammengekoppelt. Sein Gewand war zerrissen, alles Geräthe in der Kammer zerschlagen, Blutspuren und Haarbüschel rings umher; der Mann mußte sich furchtbar gewehrt haben. Die Leute banden ihn los. Als sie ihm ins Gesicht blickten, erschraken sie sehr, sie glaubten, er sei wahnsinnig geworden. Er aber fragte vor Allem: „Sind die Leute noch Alle in der Schänke?“ — „Ja, auch die Hanusia.“ — „Dann kommt!“ Aber sie mußten ihn im Gehen stützen. Sie vermieden es, ihm dabei ins Antlitz zu sehen — es ward ihnen zu unheimlich dabei. Denn dies Antlitz war aschgrau und ganz starr, nur die Augen zeigten seltsam wechselnden Ausdruck: bald lohte es wild

in ihnen auf, bald wurden sie starr, fast glasig, wie die eines Todten.

Um die Schänke war Alles wach. Drinnen mühten sich die Weiber wehklagend um die Hanusia. Vor der Schänke standen die Männer, keiner sprach laut, nur zuweilen ging ein dumpfes Flüstern durch die Reihen. Der Rausch war ihnen verflogen; es gibt Dinge, so furchtbar grell, daß sie selbst in das umnebeltste Hirn dringen und die Dünste daraus vertreiben.

Als der Fedko herankam, wurden nur wenige Zurufe laut — es liegt dies nicht in der Natur dieses Volkes, welches langsam und bedächtig ist und unsäglich zäh. Schweigend gaben sie ihm Raum, der Hritzko führte ihn zu einer Bank, darauf ließ er sich nieder. Dicht drängten die Bauern heran, es war eine dumpfe Stille unter den zweihundert Menschen. Nur ein Greis rief schluchzend: „Du armer, guter Mensch!" Aber die Anderen wiesen ihn zur Ruhe: „Jetzt hat nur der Fedko zu befehlen, wie es zu geschehen hat!" . . . .

Was geschehen mußte, war ihnen allen klar . . . .

Der Fedko erhob sich. „Ihr Leute" — begann er. Aber noch konnte er nicht sprechen. Wie er so die geschmückten Leute ansah, geschmückt zu seinem Hochzeitsfeste, und bedachte, was nun gekommen und was er ihnen nun sagen müsse, da war's ihm, als presse eine eiserne Faust seine Kehle zusammen. Eine jähe, schwere Thräne brach

ihm aus den Augen und rollte die Wange herab. Dann begann er wieder: „Ihr wißt Alles, Jenes von der Xenia und das Jetzige. Dieser Mensch ist ein wildes Thier, und wir sind ohne Schutz in seine Hand gegeben und ohne Recht; des Kaisers Schreiber ist ein Pole und sein Freund. Da müssen wir selbst uns rächen und vertheidigen; es ist nicht unsere Wahl, wir müssen. Wie wir uns zusammenthun, den Wolf todtzuschießen, so wollen wir jetzt Alle hingehen und diesen Menschen aufhenken — es ist derselbe Fall. Wer thut mit?"

„Wir Alle!" scholl es ihm stürmisch entgegen.

„Dann kommt!" . . . Fast lautlos setzte sich der Zug in Bewegung und wälzte sich langsam durch die Dorfgasse. Hie und da blieb ein Häuflein stehen, Hacken, Sensen, alte Gewehre wurden herbeigebracht. Die Männer bewaffneten sich. Sie blickten ernst drein; ihnen war wirklich zu Muthe, als zögen sie zur Wolfsjagd aus. Jeder weiß: „Es kann mein Tod sein." Aber Jeder weiß auch: „Es ist meine Pflicht."

So zogen sie in der rothen Morgenfrühe stumm auf das Schloß zu.

So begann der Aufstand von Wolowce.

.... Der Edelhof von Wolowce ist anders gebaut, als die meisten Herrensitze in Podolien. Das sind in der Regel große, stattliche Steinhäuser aus dem achtzehnten Jahrhundert, wo dieser Adel noch viel Geld hatte, oder

kleine ärmliche Steinhäuser aus dem neunzehnten Jahrhundert, wo er wenig Geld mehr hat. Stylvolle Prachtbauten finden sich überaus selten, schier noch seltener alterthümliche Burgen. Es ist eben in alten Zeiten gar zu viel Sturm, Krieg und Noth über das arme Land dahingebraust. Da kamen Mongolen und Kumanen, Türken und Rumänen, Schweden, Tataren und Moskowiter und was der sauberen Gäste mehr waren. Was nicht niet- und nagelfest war, das stahlen sie, und was sich nicht in den Schnappsack stecken ließ, so Burgen und Stammwarten, das zündeten sie an. So steht in dieser Landschaft nur weniges aufrecht aus vergangenen Tagen. Und das Wenige läßt man — rascher als nöthig — verkommen. Es ist unter den Polen, wie in jeder sinkenden Nation, wenig Pietät für die eigene begrabene Größe, wenig echte, werkthätige, thatfreudige Pietät — an Phrasen freilich, die nur ein bischen Athem oder Tinte kosten, herrscht gesegneter Ueberfluß, wie sonst vielleicht nur noch in Spanien. Und so hat mancher stolze Edelmann die Burg seiner Ahnen auf Abbruch verkauft, an den Juden ....

Darum ist die alte, düstere Feste von Wolowce mit den geschwärzten Riesenmauern, den engen Fensterlein und Schießscharten, den drohenden Eckthürmen eine große Rarität im Lande. Es stecken in dem Bau viele gute große Quadersteine, eine seltene Waare in der Ebene, und Herr Wincenty hätte sie gerne versilbert. Aber noch stehen

die Steine zu fest gefügt. Diesen soliden Kitt der Altvordern hat der Mann oft verwünscht, nur in jenen blutigen Tagen nicht, welche der Hochzeit des armen Fedko folgten — da ward ihm dadurch das armselige Leben gerettet. Freilich half dazu auch die eigenthümliche Lage der Feste. Hart, ganz hart an den Fluß hin ist sie gestellt, an den Sereth. Das ist ein trüber, langsamer Geselle; aus stillen Teichen windet er sich zögernd hervor und schleicht langsam seine freudelosen Wege durch die öde Haide und bleibt zuweilen gar stehen und bildet große Sümpfe, bis sich seine gelben Wasser mit dem Blau der Dniesterwoge mischen und rasch fortgerissen werden gegen den Pontus zu. An einer der Stellen, wo der Träge stehen bleibt, ist die Feste aufgerichtet, und so ist sie von der Flußseite her durch den Sumpf hinlänglich gedeckt. Auf der Landseite aber ist ein breiter und tiefer Graben gezogen, über den nur eine schmale Holzbrücke zum Thore führt, und im Graben stehen dunkle, ewig stille Wasser, welche im Sommer bedenklich zum Himmel emporduften. Aber in jenen Frühlingstagen haben sich dieser Sumpf und dieser Graben um den Hals des Herrn Wincenty gleichfalls sehr verdient gemacht. Das Hauptverdienst freilich gebührt dem katholischen Pfarrer von Okulince oder vielmehr nur zweien seiner Eigenschaften, erstens daß er eine Nichte hatte, zweitens, daß er ein dicker Mann war, welcher unmöglich rasch gehen konnte. Darum ist Wincenty Barwulski schließlich doch beim Leben geblieben.

Des Menschen Herz wird häufig von Ahnungen beschlichen, besonders des reinen, des feinfühligen Menschen Herz. Darum befahl Herr Barwulski in jener Nacht seinen Knechten, als es schon gegen Morgen ging: „Nun geißelt mir das Weib noch ganz gehörig im Hof unten, dann aber rasch hinaus mit ihr, sonst kommen am Ende diese dummen Bauern und holen sie ab.“ ... Darum beruhigte sich sein Herz nicht, auch nachdem dies geschehen war, und er rief wieder seinem getreuen Leibdiener, dem krummen Michalko: „Der Mikita soll die Braunen vor die Britschka spannen, wir fahren nach Barnow.“ Und in Gedanken fügte er hinzu: „Ich weiß nicht, aber mir schwant, daß mir dieser Fedko am Ende sonst noch heute hier Unannehmlichkeiten macht; hat schon gestern so seltsam dreingesehen, das Hundsblut.“ Aber ehe der Mikita wach ward und das Gefährte gerüstet, wurde es heller Tag. Und als der Michalko mit zwei anderen Knechten die Riesenflügel des schweren, uralten, eisenbedeckten Thores öffnete, damit die Britschka hinausfahren könne, da blieben sie entsetzt stehen und schlugen dann eiligst die Flügel zu. In demselben Augenblicke ward auch droben im Fenster des ersten Stockwerkes der gelbgrüne Kürbiskopf des Herrn Wincenty einen Moment lang violett und dann entsetzlich gelb. Denn da wand sich schon der Zug der Bauern zwischen den Obstgärten des Dorfes hervor, auf die Haide hinaus, der Feste zu. Langsam und lautlos schritten sie, wie das Verhäng-

niß schreitet, und das junge rothe Sonnengold umglitzerte ihre Sensen. . . .

„Da kommt der Tod!" . . . So durchzuckte es droben den Wincenty, so dachte unten in der Einfahrt der krumme Michalko. Aber während darauf der adelige Wicht nur die Hände zitternd vors Gesicht schlug und ein halbvergessenes Gebet zu lallen begann, handelte der Knecht kaltblütig und klug für sich und ihn. Denn ein Hallunke war dieser verkrüppelte Diener, ein Hallunke, der jedem Galgen zur Ehre gereicht hätte; aber ein Mann war er dabei, das bewies er in jener Stunde Er befahl, die anderen Knechte gehorchten. Binnen wenigen Minuten war das Thor verrammelt, die Dienerschaft bewaffnet und an die Schießscharten vertheilt. Es waren mit dem Michalko vierzehn Mann im Schlosse; ferner einige Weiber, darunter Herr Wincenty, die bargen sich heulend unten im Erdgeschoß . . . „Pfeife ich einmal, so schießt jeder zweite Mann und in die Luft; pfeife ich zweimal, so schießt ihr Alle und in die Menge!" So befahl der Krumme, öffnete die Mittelthür des Stockwerks und trat auf den kleinen Balcon ob der Einfahrt.

Auf etwa fünfzig Schritte von dem Brücklein waren die Ersten des Haufens bereits herangekommen. „Halt!" rief Michalko. „Was wollt ihr?" Stumm drängten sie vorwärts. „Halt! oder es ist euer Tod!" wiederholte er und pfiff; ein Knall aus sieben Büchsen, die Kugeln zischten über die Köpfe der Menge. Sie stutzte, wich einige

Schritte zurück. Der Michalko nützte den Moment. „Brüder! Was wollt ihr denn eigentlich?! Lebend betritt Niemand die Brücke, das sage ich euch! Aber vielleicht vertragen wir uns im Frieden? Redet — was sucht ihr im Schlosse?" Darauf erwiderte zuerst nur ein lustiges Gefiedel — der tolle Jacek. Dann erhob ein Urlauber in den letzten Reihen das Gewehr, zielte und schoß auf den Knecht. Die Kugel bohrte sich ob dessen Haupt ins Mauerwerk. Aber der tapfere Hallunke lachte: „Also um meinetwillen gebt ihr dem Schlosse die Ehre? Oder war es ein Irrthum? Haltet ihr mich für einen Andern oder gar für einen Rehbock? So sprecht doch! . . ."

Derlei wirkt immer; es fand sich kein zweiter Schütze, der auf den kleinen Menschen angelegt hätte, welcher sich da oben auf dem offenen Balcon als Zielscheibe hinstellte.

Der Fedko berieth flüsternd mit seinem Adjutanten, dem Hritzko. Sie hatten nicht daran gedacht, ob sie Widerstand finden würden oder nicht; es war ihnen auch gleichgiltig; den Wincenty mußten sie fangen und henken, das stand ihnen fest. Und einige seiner Knechte dazu, daran dachten sie so nebenbei. Nun sahen sie, daß die Sache etwas schwierig sei. Das Thor war verrammelt, die Schießscharten besetzt. Wol hatten auch sie einige Gewehre, aber was nützte das gegen die Mauern! Das Eisenthor mußte eingerannt werden, das war klar. Aber die Büchsen der Belagerten bestrichen den Zugang, das hölzerne Brücklein.

„Es muß sein!" sagte der Fedko seinen Leuten, „aber Einige von uns müssen sterben." — „Was liegt daran?" antworteten sie ihm, „wenn es eben sein muß . . ." Es ist ein Zug des Fatalismus unter allen Slaven: bei diesem Stamme ist er ins Ungeheure gesteigert. „Ich falle ja doch nur, wenn es mir bestimmt ist", dachte Jeder. „Der Mensch muß eben seine Pflicht thun." . .

Aber der Fedko hatte Mitleid mit ihnen. Er selbst war vernichtet und zerschmettert wie vom Blitz der Baum, aber die Anderen sollten es nicht um seinetwillen werden. Der Wolf mußte freilich getödtet werden, aber vielleicht ging das, ohne daß Menschen ihr Blut vergossen. Es mußte versucht werden. Eine unheimliche eisige Ruhe war über den Mann gekommen, nur in einem Winkel seines Bewußtseins fühlte er sein wahnsinniges Weh lauern, wie eine Wolke.

Er ließ die Anderen zurücktreten, er allein trat vor, bis auf das Brücklein. „Höre, Michalko!" begann er. — „Ich höre!" — „Wir suchen den Herrn." — „Was wollt ihr von ihm?" — „Das ist unsere Sache." — „Aber meine auch; ich hüte ihm das Haus." — „Wenn du es wissen willst, wir bergen es nicht: wir wollen ihn henken!" — „Gut! aber da müßt ihr ihn in Barnow suchen, er ist in die Stadt gefahren." — „Du lügst!" — „Ich lüge nicht!" — „Du kannst es beschwören?" — „Ja!" — „So wahr deine Seele dem Herrn Christus

zugehören möge und nicht dem Teufel?" — Der Michalko zauderte einen Augenblick; es ist ein furchtbarer Schwur. Aber meine Seele gehört auch ohnehin unter jeder Bedingung dem Teufel, dachte er. „Ja!" erwiderte er laut.

„Du lügst!" sagte der Fedko kalt. „Du bist ein meineidiger Hund, ärger wie ein Jude, ja sogar ärger wie ein Pole. Aber ich spreche weiter mit dir, weil ich Menschenleben schonen will. Du bist ein Galgenstrick, aber ein Ruthene bist du doch! Michalko, ich frage zum letztenmal: Ist der Herr da drin? Schwöre es mir, so wahr deine todte Mutter Ruhe habe im Grabe! Wenn du auch da «Ja!» sagst, so ziehe ich mit meinen Leuten ab und schlage den Wolf in der Stadt todt! —"

Der kleine Mensch erblaßte; zu Allem auf Erden war er fähig, aber seiner todten Mutter im Grabe die Ruhe zu rauben, das bringt kein Sohn dieses Volkes über's Herz. Zweierlei trägt dazu bei: ein sehr düsterer und ein sehr lichter Zug dieses seltsam gearteten Volksgemüths — der Aberglaube, welcher sich sehr viel mit den «Ruhelosen» beschäftigt, so daß just in diesem Stamme die Sage von den Vampyren geboren ward und von da zu den Polen, Moskowitern und Rumänen überging, und andererseits eine rührende Kindesliebe.

Der kleine Schurke stritt einen schweren Kampf, aschgrau, wie die Steinwand, wurde sein Gesicht; „das kostet mir den Hals", flüsterte er dumpf, dann aber rief er

gellend: „Du Narr, du Hahnrei, du glücklicher Bräutigam der Xenia, du glücklicher Gatte der Hanusia! — höre! Der Herr ist im Schlosse! Hole ihn, wenn du Muth hast! . ."

Wild heulten die Bauern in Wuth auf, aber der Fedko stand unbeweglich und winkte sie zur Ruhe. Neben den Michalko war Mikita, der Kutscher, auf den Balcon getreten, ein junger schlanker Bursche. Er war sehr blaß, aus den weit aufgerissenen Augen starrte die Todesangst, und mit bebender, durchdringender Stimme schrie er: „Hört an, ihr Leute, hört an mit Barmherzigkeit, was euch alle Knechte sagen lassen. Sofern sich eure Rache mit dem Herrn allein begnügt, wollen wir sogleich das Thor öffnen und keinen Schuß thun. Aber schwöre uns, Fedko, daß wir bei Leib und Leben bleiben. Wenn ihr uns durchprügeln wollt, in Gottes Namen . . ." — „Du Hund!" schrie Michalko wüthend, „du verrätherische Milchfratze!" Er sprang an dem schlanken Jungen empor und rang ihn blitzschnell an der Gurgel nieder und spie ihm ins Gesicht. „Der Abhub von des Herrn Tische hat dir geschmeckt, und der Abhub von des Herrn Bette hat dir geschmeckt, und in der großen Noth willst du ihn verrathen? Geh' zu den Bauern, geh'!" Und mit übermenschlicher Kraft schwang er den Körper des Röchelnden empor und stürzte ihn über die Brüstung des Balcons hinab in die Tiefe. Auf dem Steinrande des Schloßgrabens schlug der Kopf

des Mikita auf und zerschellte, jäh stürzte der Körper in die Fluth, daß sie hoch emporsprang, dann schlossen sich die dunklen Wasser, und nur ein leichtes Kräuseln war noch auf ihrem Spiegel. . . .

Das war der erste Mensch gewesen, der im Aufstand von Wolowce sein Leben lassen mußte.

Einen Augenblick stand Alles starr und athemlos. Dann sprang der Krumme vom Balcon ins Gemach zurück, und im gleichen Momente kam aus einer der Schießscharten ein Blitz, ein Knall, ein leichtes blaues Wölkchen und Fedko wankte. Die Flinte entsank seiner Hand, der braune Serdak färbte sich dunkel. Das war der erste und letzte Schuß gewesen, den Herr Wincenty selbst gethan. Er hatte sich, als Alles stille geblieben, aus seinem Verstecke hervor- und an die Schießscharte gewagt. Da sah er den Todfeind so allein und nahe vor dem Schlosse stehen, so recht zum Schusse bequem. Da hatte er's gewagt, loszubrennen, weil es Niemand merkte.

Des Führers Wunde entflammte die Bauern. „Urraha! Urraha!“ erhoben sie betäubend den uralten Schlachtruf der Kosaken, und vorwärts stürmten sie über das Brücklein und auf das Thor. Fürchterlich hallte der wüthende Schlag der Aexte auf das Eisen, fürchterlich das Rufen, dazwischen knatterte das Gewehrfeuer der Belagerten, das Aechzen, der schrille Nothruf der Verwundeten, das Wehegeschrei der Weiber und Kinder im Hintergrunde. Und dazwischen

immer und immer das Gefiedel des Wahnsinnigen. . . Aber über all dem Schlachten, Schreien und Streiten, über all den unsäglichen Nöthen spannte sich tief und mild leuchtend, wie ein ruhig sinnendes Auge, der lichte Frühlingshimmel. . .

„Urraha!" scholl unablässig der Schlachtruf der Männer, „Heilige Jungfrau, dich rufen wir!" klang unablässig in ihrem Rücken der schluchzende, durchdringende Ruf aus hundert Frauenkehlen. Aber nichts nützte das Kampfgeschrei, nichts die Tapferkeit, nichts das Beten. Der Kampf war zu ungleich. Auf Erden siegt, nicht wer das bessere Recht, sondern wer die bessere Waffe hat. So hat es sich allzeit und allorts und allimmer begeben, und so begab es sich auch an jenem Frühlingstage in diesem abgelegenen Winkel der Erde, da sich ein Häuflein Gemarterter gegen ihren Zwingherrn erhob. Der Kampf war zu ungleich. Eisen vermag nichts gegen Eisen, und so widerstand das Thor den Aexten. Die Bauern aber wurden reihenweise durch die Salven niedergemäht. Auch die vorderste Reihe, die dicht am Thor stürmte, stand nicht ganz gedeckt, denn sie konnte aus den Schießscharten der vorspringenden Eckthürme beschossen werden. Und so mußten die Bauern endlich die todten oder verwundeten Körper der Ihrigen aufladen und sich aus der Schußweite zurückziehen.

Kaum eine halbe Stunde hatte das Schlachten ge-

währt, die sechste Morgenstunde war knapp vorbei; der Thau blitzte auf den Gräsern mit den Blutstropfen um die Wette, die Lüfte wehten kühl und duftig — ein wonniger Lenzmorgen, und so viel Jammer auf der Erde! Kaum eine halbe Stunde hatte das Schlachten gewährt, und acht Menschen lagen erschossen und wol fünfmal so viele verwundet. Von den Knechten im Schlosse war einer todt, einer verwundet. Beide hatte der Hritzko Barila gefällt. Er war der einzige gute Schütze unter den Bauern, der zugleich ein gutes Gewehr hatte. Da hatte er sich nun vor das Brücklein hingekniet, das Gewehr im Anschlag, und hatte scharf gelugt, aus welcher Scharte der Blitz hervorkam und das blaue Wölkchen. Und wie sie hervorkamen, so fuhr auch seine Kugel in die Scharte. So hatte er einen Knecht ins Auge, den krummen Michalko ins Schulterblatt getroffen. Die übrigen Todten und Verwundeten waren Bauern. Herzzerreißend scholl das Jammern ihrer Schwestern, Weiber und Mütter. . . .

Herr Wincenty war ein schlechter Schütze gewesen; Fedko hatte nur eine stark blutende, aber leichte Wunde im Oberarm erhalten. Kaum litt er, daß man sie verbinde, dann war er wieder ganz That. „Beleuchtet die Kirche, wie am höchsten Festtag, bahrt dort die Todten auf, alle in einer Reihe — für eine heilige Sache sind sie gestorben. Die Verwundeten schafft in ihre Häuser. Gregori Barila, des Hritzko Bruder, fährt nach Okulince um den Feld-

scheer." Dann berief er die Aeltesten zum Kriegsrath. „Tagüber können wir nichts ausrichten. Wir müssen die Nacht abwarten, wo die Hunde auf die Stürmenden nicht zielen können. Dann drauf und dran auf das Thor und zugleich brennende Pechkränze in alle Fenster. Man ergibt sich doch lieber, ehe man verbrennt." Alle stimmten zu. Dann schlug er vor, wie man die Zeit bis zur Dämmerung nütze. „Einige winden mit den Weibern die Pechkränze, Andere halten das Schloß im großen Halbkreis umschlossen, daß sich die drinnen nicht mit den Barnowern in Verbindung setzen. Der Rest reitet in die nächsten Dorfschaften, sagt den Leuten, was hier geschehen ist, bittet sie, uns zu helfen. Auch bei der Wolfsjagd im Winter helfen sie uns, heute halten wir Wolfsjagd im Frühling. Wir bedürfen Verstärkung, mir schwant, daß es des Kaisers Schreiber in Barnow erfährt und mit den „Spitzhauben" (Gendarmen) kommt. Zwei Bursche auf den Glockenthurm, sie sollen die Nothglocke läuten, daß es die Leute in den Einschichten hören."

So geschah's. Drinnen im Dorfe wurde das Brandgeräthe gefertigt und zugleich hallte jedes Haus von Jammer über die Todten, die Sterbenden, die Verwundeten. Aber draußen auf der Haide, die in der ersten Morgenfrühe von so gräßlichem Lärmen widergehallt, war es jetzt todtenstill. Im weiten Halbkreis um die Feste glitzerten die Sensen der Bauernwache; auf der Flußseite wachte für sie der

Sumpf. Nur zuweilen kam neuer Zuzug singend gezogen. Oder der Jacek fiedelte urplötzlich einen Tanz. Oder die Nothglocke erhob wieder ihre Stimme, und die kurzen Schläge schrillten unheimlich durch die laue Luft. . . .

Gegen Mittag kam das Wort Gottes von Wolowce keuchend auf die Haide gelaufen. Vergebens hatte sich die Pfarrerin bemüht, es früher aus dem Bette zu bringen; das Wort Gottes hatte sich gestern bei der Hochzeit gar zu schwer besoffen. Jetzt freilich kam es so rasch als möglich und schlug schon von weitem die Hände über dem Kopf zusammen. „Fedko!“ rief es von weitem, „das ist ja Empörung!“ — „Nothwehr!“ erwiderte dieser kalt. — „Aber Gottes Wille ist, daß man sich bei der Obrigkeit das Recht sucht!“ — „Wenn man es dort kriegen kann! Im Uebrigen scheint es mir, Hochwürdiger, als wüßtest du Gottes Willen nicht immer ganz genau. Erinnere dich an die Schlußworte deiner gestrigen Traurede!“ — „Aber du kannst ja noch glücklich werden!“ — „Glücklich!“ lachte der arme Mann bitter auf. Dann fügte er leise und dumpf hinzu, daß es wie ein unterdrückter Weheschrei klang: „O wär' ich todt!“ — „Geh' heim, Hochwürdiger!“ befahl er dann. „Oder hilf die Kranken pflegen. Jedenfalls aber fahre heute nicht nach Barnow, es könnte dir unangenehm werden!“ Verdutzt, sehr verdutzt ging das Wort Gottes von dannen.

Gleichwol erfuhr man in Barnow bereits um die

Mittagsstunde von dem Aufstand. Die erste unbestimmte Kunde hatte ein Bettler gebracht. Dann kam ein Bote der Belagerten, ein zehnjähriger Knabe. Er sah scheußlich aus, ganz so, wie in der ruthenischen Sage der Moorteufel — über und über mit einer schwarzen Schlammkruste bedeckt. Er hatte sich aus einem Fenster des Schlosses in den Fluß gestürzt und war hindurchgeschwommen und hindurchgewatet; es war ein Wunder, daß er nicht erstickte. Er brachte im Gürtel ein Schreiben des Wincenty an Teofil von Strusek, den kaiserlich königlichen Herrn Bezirksvorsteher und Duodez-Tyrannen von Barnow. Fast unleserlich waren die Schriftzüge, so sehr hatte dem Wicht die Hand dabei gezittert. „Die Munition gänzlich verschossen ... das Thor aus den Fugen ... dreitausend wüthende Bauern ... wenn nicht augenblicklich Hilfe kommt, sind wir verloren." — „Verloren!" wiederholte Herr Strusek und rannte in seinem Bureau umher, „verloren!" und verlor den Kopf. Dann raffte er endlich sich und seine bewaffnete Macht auf. Es waren ganze vier Gendarmen. Aber der Bezirksvorsteher Strusek liebte und achtete den Menschen Strusek viel zu sehr, um ihn in eine Gefahr zu stürzen. Er beorderte seinen Untergebenen, den k. k. Bezirkscommissär Ladislaus Krapulinski. „Schaffen Sie Ordnung im Dorfe!" befahl er kurz und bündig. Und so stieg die Staatsgewalt, fünf Mann hoch, auf einen Leiterwagen und rollte den «dreitausend» Bauern entgegen.

Es klapperten aber einem Fünftel der Staatsgewalt auf dem Wege die Zähne sehr bedeutend. War just kein Held, dieser Ladislaus Krapulinski. War überhaupt ein sonderbar Stück Menschheit, dieser k. k. Bezirkscommissär, werth, daß man es hier so im Vorbeigehen betrachte. Ein hoffnungsvoller Jüngling in den Vierzigen, eine langgestreckte plumpe Gestalt mit ungeheuren Händen und Füßen, die er komisch nach auswärts streckte, der Rücken gekrümmt von Milliarden und aber Milliarden Verbeugungen, die er im Leben gemacht, das Gesicht, in welchem eine röthliche Nase funkelte, unsäglich süßlich. Der Mann hatte nie studirt, war in seiner Jünglingszeit Laborant in einer Apotheke gewesen; wodurch war er k. k. Commissär geworden? Durch Verbeugungen! So war er Schreiber, so Kanzlist, so Bräutigam der ältlichen Schwester seines Chefs und Conceptsbeamter, durch weitere Verbeugungen — die lästige Brautschaft hatte er, nachdem der Zweck erfüllt war, natürlich als Ehrenmann abzuschütteln gewußt — endlich k. k. Bezirkscommissär geworden. Freuen wir uns, daß eine solche Carrière im heutigen Oesterreich nicht mehr möglich ist. Oder gäbe es noch heute im Osten solche Beamte? . . . An wen er sich sacht heranwand, dieser k. k. Bezirkscommissär Ladislaus Krapulinski, den Rücken gebeugt, das Antlitz sanft und süß schmunzelnd, der hatte das unheimliche Gefühl, als krieche da ein giftiges

Reptil an ihn heran. Freilich hatte leider nicht Jeder sogleich dies richtige Gefühl.

Aber der Fedko hatte es.

Kurz und drastisch war die Scene. Als dem Fedko das Nahen der Fünf berichtet wurde, versammelte er einen Haufen seiner Leute um sich und ließ die Staatsgewalt herankommen. Es war ergötzlich — oder war es mehr traurig? — wie sie herankam. Die vier Gendarmen schritten, je zwei und zwei, langsam und ruhig daher. Aber vor ihnen, dann neben ihnen und schließlich hinter ihnen trippelte mit knickenden Beinen, das todtenblasse Antlitz ins Süßliche verzerrt, der k. k. Ladislaus. Als sie dicht vor dem Bauernführer standen, mußte er freilich vorschleichen. Demüthig zog er den Hut und grüßte ergebenst. Dann begann er zitternd: „Mein lieber Herr Fedko . . .“ Aber haarscharf schnitt ihm der Bauer das Wort ab. „Commissär, du weißt, daß ich kein Herr bin, und ich weiß, daß ich dir nicht lieb bin. Spare deine guten Worte, sie nützen nichts. Der Wolf muß erschlagen werden. Zu bösen Worten wirst du es nicht bringen, denn du scheinst mir ein bischen Furcht zu haben, aber auch das würde nichts nützen. Geh' heim, ich rathe dir gut, geh' schnell heim!“

Krapulinski folgte, er drückte sich vorläufig gehorsam hinter die Gendarmen. Dem Postenführer, einem alten Soldaten, stieg die Schamröthe ins Gesicht. „Im Namen des Kaisers —“ begann er.

Aber auch ihn ließ Fedko nicht weitersprechen. „Kamerad, du bist ein braver Kerl, aber sieh doch ein, daß du hier unnütz bist. Reden nützt nichts, und was das Handeln betrifft, so seid ihr Vier gegen Dreihundert. Was aber das Wort betrifft, welches du da gesprochen hast, das Wort, daß ihr in des Kaisers Namen hier seid, so möchte ich noch mit dem Furchtsamen darüber reden. Komm' nur heran, Pole, zitt're nicht so, ich beiße dich nicht. Höre an, was ich dir sage, und erzähle es dem Hauptschreiber in der Stadt. Das Blut, das heute hier geflossen und fließen wird, ihr habt es auf dem Gewissen und gegen euch zeugt es vor Gott. Wenn ihr gewaltet hättet, wie es der Kaiser will, gerecht und gut, wenn ihr uns geschützt hättet gegen die Bestien, dann hätten wir uns nicht selbst schützen müssen. Pole! Du kommst an unserer Kirche vorüber, steige ab und sieh' dir die stillen Männer an, die dort liegen, sie sind heute früh noch sehr laut gewesen. Und denke dann auf dem Wege darüber nach, Pole, warum sie jetzt still sind, denke gründlich darüber nach. Und nun — geh!"

Sie gingen und kamen in Barnow bei sinkender Sonne an. Auf der Treppe des Amtes erwartete sie Herr Strusek. „Es hat nichts genützt!" berichtete Ladislaus; „kein Imponiren und keine Drohungen. Sie haben sich vor mir gebeugt und den Saum meines Rockes geküßt, aber auseinandergehen wollen sie nicht, ehe sie Herrn Barwulski

erschlagen. Fünftausend Mann sind's beiläufig. Gegen mich, wie gesagt, waren sie sehr devot und haben mir sogar einen Gruß an den Herrn Bezirksvorsteher auf die Seele gebunden, aber sonst sind sie sehr wüthend. Da kann nur Militär helfen —"

Aber woher Militär nehmen? In Barnow stand keines; in der Kreisstadt, welche sechs Meilen fern war, eine Escadron Husaren. So telegraphirte denn Herr Strusek an den Kreishauptmann: „In Wolowce und Umgegend ungeheurer Bauernaufstand losgebrochen. Achttausend Bauern zusammengerottet, plündern und morden in allen Edelhöfen. Größte Gefahr für Stadt. Augenblicklich Regiment schicken."

... Wie ein blutrother Ball klebte die Sonne am westlichen Rande der Haide, und stumm blickten ihr die Aufrührer nach. Vielleicht zuckte es durch jedes Herz und Hirn: „Wer weiß, ob ich sie morgen aufgehen sehe?" ... Die Nacht brach ein, und es war eine furchtbare Nacht, eine Nacht der Gräuel und der Schrecken, und mancher Mutter Sohn hat an jenem Abend die Sonne wirklich zum letztenmale gegrüßt; als sie wieder aufging, da lag er todt, erschossen oder erschlagen, erhenkt oder verbrannt. Es ist Unmenschliches geschehen in jener Nacht, und schließlich würgte die Bestie die Bestie ab; es ist Unsägliches geschehen — sollte es hier dennoch breit und behaglich gesagt werden?

Nur kurz, was unbedingt nöthig. Unter dem Schutze der Nacht stürmten die Bauern noch einmal gegen das Thor an. Wieder fruchtlos. Wieder wurden ganze Reihen durch die Büchsen der Knechte niedergestreckt. Sie schossen eben in die dunkle festgeballte Masse und trafen auch so sicher, ohne zu zielen. Wieder wichen die Bauern zurück.

Aber bald nahten sie wieder, mit Pechkränzen, Fackeln und anderem Brandgeräthe. Das Dunkel wich grellem, rothem Licht. Nun hätten die Knechte ihren Feind noch sicherer niederschießen können. Aber ihr Feuer schwieg, sie hatten sich verschossen. Das merkten die Bauern und kamen dichter heran, und auf ein Signal flogen die Feuerbrände an hundert Stellen zugleich, mit Steinen beschwert, ins Schloß. Manche Fackel erlosch, in manchem Zimmer löschten die Knechte, aber es war vergebliche Arbeit. Eine halbe Stunde später schlug die helle Lohe zu jedem Fenster heraus, zum Dache empor und in den dunkeln Nachthimmel hinein. Das Schloß und seine Bewohner waren verloren, und schauerlich scholl das jubelnde „Urraha!" der Sieger durch die Nacht.

Nur die beiden Eckthürme und das massive Geschoß unmittelbar über der Einfahrt blieben vom Feuer verschont. Letzteres war günstig für die Bauern; das Eisenthor gerieth nur in mäßige Gluth, und das Holzbrücklein blieb erhalten. So konnten sie noch einmal gegen das

Thor heran, und diesmal ging es aus den Fugen. So stürzten sie durch Rauch und Flammen in die Feste.

Auf manchen Leichnam stießen sie, aber auf keine lebendige Seele. „Sucht nur in den Eckthürmen!" befahl Fedko. Er hatte richtig vermuthet. Aber auch in einem der Thürme waren die Geflüchteten bereits im Rauch erstickt. Es waren die Weiber, welche im Schlosse gewesen, dann drei Knechte, darunter der Michalko. Sie schafften die Leichen ins Freie, und siehe! der Michalko begann in der reinen Luft wieder zu athmen. Da banden sie ihn und schleppten ihn jubelnd auf die Haide.

Das war ihr erster lebendiger Gefangener. Im anderen Thurme fanden sie deren noch vier: drei Knechte und Herrn Wincenty. Er war vor Angst bewußtlos geworden. Die Bauern warfen sich auf ihn, als man ihn vorbeischleppte. Aber Fedko deckte ihn mit seinem eigenen Leibe. „Nicht von eines ehrlichen Menschen Hand, durch den Strick soll der Wolf verenden."

Sie verließen darauf das brennende Schloß und schaarten sich auf der Haide um ihre fünf Gefangenen. „Und darauf wurde leider viel Zeit vertrödelt", hat später der Hritzko Barila vor den Richtern gesagt Da zimmerten sie zuerst fünf regelrechte Galgen. Dazu brauchten sie einige Stunden, und es wurde heller Tag darüber. Und dann henkten sie die Knechte nach einander auf, damit Herr Wincenty einen guten Vorgeschmack habe. Als Win-

centy sah, daß er nur noch wenige Minuten zu leben habe, stürzte er vor Fedko nieder und bat, ihm einen Beichtvater zu gestatten. Und dieser Bauer hatte, wie erwähnt, ein schwärmerisches Herz; er gewährte die Bitte und schickte um den katholischen Pfarrer im nahen Okulince. Inzwischen knüpften sie zum Zeitvertreibe den Michalko auf und schnitten ihn wieder ab, um das Spiel noch einmal wiederholen zu können. . . .

Der Pfarrer von Okulince ließ lange auf sich warten. Denn er hatte eine Nichte und diese Nichte war zärtlich und wollte ihn nicht zu den wüthenden Bauern ziehen lassen. Und als sie ihn endlich aus ihren Armen ließ, da zog er langsam, denn er war dick. Und als er endlich ankam, da waren bereits andere Leute früher gekommen.

Das war gegen die neunte Morgenstunde. Die Bauern hatten den Michalko zum zweiten Male vom Galgen geschnitten und machten Miene ihn zum dritten Male aufzuhängen. Da dröhnte der Boden — erst fern, dann näher und näher — dumpf hallend wie ein schweres Wetter — helle Fanfaren erklangen drein — die Husaren waren da.

Der Kampf war kurz und eigentlich kaum ein Kampf zu nennen. Ein panischer Schreck hatte die Bauern ergriffen, sie warfen die Sensen fort und liefen davon. Nur einer brauchte sein Gewehr, der Fedko, der erschoß einen Husaren.

Das war der letzte Todte im Aufstand von Wolowce. Rudelweise wurden die Bauern gefangen, die Untersuchung begann, ein hartes, sehr hartes Geschick ereilte die Unseligen, aber ein Todesurtheil ward nicht ausgesprochen.

Der Einzige, dem der Strick zugedacht war, war entkommen. Der Fedko hatte sich ins Hochgebirg geflüchtet. Er wurde ein «Hajdamak», wie die Räuber in den Karpathen heißen. Aber ein sonderbarer Räuber: was er den Reichen nahm, gab er den Armen.

Darum verehrten ihn die Bergbewohner abgöttisch und alle Versuche, ihn zu fangen, waren vergeblich. Alle Preisausschreibung nützte nichts — den Fedko verrieth keiner. Er war ja «unser Rächer!»

Aber er trieb es doch nicht lange. Der Michalko hatte einen Schwur gethan, ihn zu tödten und er hielt den Schwur. Freilich! — er hatte diesen Schwur an einer ernsten Stätte gelobt — am Galgen. So schlich sich denn der tollkühne Mensch ins Gebirge, lauerte dem Räuber auf und erschoß ihn.

Michalko und unser Herr Wincenty lebten in tausend Freuden fort. Der Erstere lebt noch heute. So viele gute Menschen mußten sterben und verderben — nur diese Beiden nicht. Denn die Tugend wird auf Erden gelohnt und das Laster gebührend bestraft. . . .

. . . Das war der Aufstand von Wolowce und diese traurigen Geschichten gingen mir durchs Herz, als ich an

jenem Sommertage, fünfzehn Jahre später, im Schatten der Birken lag neben dem „schwarzen Kreuz“, wohin mich die Schalmeien gezogen, die in der Ferne so zauberisch getönt.

Die Burschen saßen noch immer da. Ich erhob mich und trat auf sie zu. „Wie gehts denn jetzt dem Herrn Wincenty?“ fragte ich.

„Jetzt geht's ihm endlich schlecht“, erwiderte der Aeltere und lachte.

„Wo ist er denn jetzt?“

„„In der Hölle.““

„Also ist er todt?“

„„Seit fünf Jahren.““

„An welcher Krankheit ist er gestorben?“

„„Es war so der Schnaps. . .““

„Und wer ist jetzt Euer Herr?“

„„Der Armenier —““

„Welcher Armenier?“

„„Der Bogdan.““

„Wie heißt er sonst noch?“

„„Sonst heißt er die Wanze.““

„Also seid ihr nicht zufrieden?“

„„O ja!“ erwiderte der Junge, „der Vater sagt immer: Die Wanze beißt, der Wolf zerreißt. Und, sagt er, ein Engel wird doch nie Gutsherr in Podolien . . .“

Engel brauchten es nicht zu sein, dachte ich, wenn es nur Menschen wären!

Dann ging ich langsam wieder der Stadt zu. Die weite Haide schwamm im warmen Roth der Abendsonne, nur das «schwarze Kreuz» hob sich dunkel vom leuchtenden Hintergrunde.

Es ward aufgerichtet, da die Hörigkeit von den Leibern dieser armen Menschen fiel. Wann kommt der Tag, da sie von ihren Seelen fällt?

Armes, armes Volk, wann kommt dein Tag?!



Jüdische Polen.



Sie sprechen sonst im Städtlein wenig über Politik. Wie sollten sie auch? Das armselige düstere Nest liegt abseits der Schienenwege, abseits der Heerstraße, nahe der Grenze der beiden Kaiserreiche. Mitten in die große Ebene des Ostens ist es hingestreut, ringsumher ergießt sich die unendliche Haide, und darüber wölbt sich die ungeheure Glocke des Himmels. Und mitten darin leben und weben die Leute von Barnow in dem kleinen, armseligen Städtlein ihr kleines armseliges Leben. Der große Strom der Bildung und Gesittung, der stolz und herrlich alle Lande durchfluthet, hat hieher kaum versprengte Tropfen geworfen. Hier ist noch Alles, wie es vor Jahrzehnten war. Diese Menschen werden im Düster geboren und leben und sterben im Düster, aber sie merken es nicht, denn ihr Blick haftet am Allernächsten. Und Wien und der Reichsrath liegen sehr weit; darum auch die Politik und das Bewußtsein, Staatsbürger zu sein, noch dazu Bürger eines konstitutionellen Staates! . . .

Manchmal freilich kommen doch diese beiden Dinge, die Politik und das Bewußtsein, in die Leute von Barnow

gefahren, nur geschieht dies in etwas eigenthümlicher Art. Vor Jahren geschah es nur von amtswegen und aus Gehorsam gegen die Obrigkeit. Da kam nämlich an den hochedelgebornen Herrn Wladislaus von Witocki, welcher Bezirkshauptmann zu Barnow ist, eines schönen Tages ein Schreiben mit dem großen Amtssiegel der Lemberger Statthalterei, welches festsetzte, daß an dem und dem Tage die Landtagswahl im Städtchen stattfinde. Und dicht hinter diesem Schreiben her kam zu Herrn Wladislaus in höchsteigener Person der noch weit höher und edler geborene Herr Graf Alexander Rodzicki gefahren, der bisherige Abgeordnete dieses Bezirkes, und die beiden Herren hatten eine Conferenz. Am Schlusse dieser Conferenz drückten sich Beide gerührt die Hände, und der Beamte sagte: „Ich gratulire im voraus; denn das halbe Dutzend Ruthenen schadet uns nicht, und was die Juden anbelangt — dafür lassen sie nur unseren Janko sorgen.“ Unser Janko aber stand inzwischen unten am Wagenschlage des Herrn Grafen und strich sich stolz, wie immer, den Schnurrbart. Denn Janko ist immer stolz und hat auch allen Grund dazu. In seiner Jugend ist er ein ruhmvoller Krieger gewesen, und in der Lombardei hat er einmal als Feldwebel, auf ausdrücklichen Befehl des Marschalls Radetzky, die ganze Armee zu einem herrlichen Siege geführt. Da war nämlich einmal «da unten in Italien» ein so heißer Tag, „daß man Eier nur wenige Secunden lang

in die Sonne zu legen brauchte, um sie gesotten zurückzuziehen", und die ganze Armee lag in ihren Zelten; da kamen just «diese verdammten Piemontesen» angerückt. Der greise Marschall berief schnell alle seine Generale und sagte zu ihnen: „Ich alter Mann kann euch nicht selbst anführen, denn ich würde in dieser Hitze binnen einer Minute ohnmächtig vom Pferde fallen. Aber ruft mir den Janko Czupka, den Feldwebel von «Nassau» — das ist nach mir der tüchtigste Soldat des Kaisers, und wenn er sich zusammennimmt, so trifft er es vielleicht noch besser besser als ich. . ." Und Janko hat sich zusammengenommen und hat es richtig, „mindestens eben so gut" getroffen, und die Piemontesen sind gelaufen, „wie die Schafe, sag' ich euch", und — was die Wahrheit dieser Geschichte anbelangt, so wäre es Niemandem in Barnow und Umgegend zu rathen, daran zu zweifeln. Denn Herr Czupka nimmt jetzt auch im Civilstande eine achtunggebietende Stellung ein: er ist Amtsdiener im Städtchen, der einzige Mann dieses Standes, der dem Bezirksgerichte, dem Steueramte und der Bezirkshauptmannschaft zugleich seinen starken Arm leiht und seine würdige Repräsentation dazu. Wenn er «wir» sagt — und er sagt immer «wir» — so ist darunter die Macht und Wucht der drei vereinigten Obrigkeiten zu verstehen, und wenn er in der Schänke sitzt — und er sitzt sehr oft in der Schänke — so rückt Alles ehrfurchtsvoll beiseite und lauscht aus respect-

voller Entfernung seinen Erzählungen. Und ein solcher Mensch sollte nicht stolz sein? . .

Unser stolzer Janko steht also unten am Wagenschlage und reißt ihn demüthig auf, wenn der Herr Graf von der Conferenz herunterkommt. Dieser aber bleibt leutselig stehen und sagt: „Janko, du bist ein verläßlicher Mensch, und ich verlasse mich ganz auf dich." — „Zu Befehl, Herr Graf", erwidert Janko stramm militärisch, und der Edelmann drückt darauf dem Amtsdiener sogar einen Augenblick lang die Hand und fährt davon. Janko aber lächelt selig und hält die Rechte geballt, wahrscheinlich um die Wärme des gräflichen Händedruckes länger nachzufühlen, und geballt versenkt er sie in die Tasche, und wie er sie ausgebreitet wieder hervorzieht, lächelt er noch seliger. . . .

Unter diesen freundlichen Auspicien beginnt die Wahlbewegung in Barnow und nimmt einen überaus einfachen Verlauf. An mehreren Straßenecken prangen polnische Placate, welche von Amtswegen ankündigen, daß am zweitnächsten Montag im großen Gasthaussaale des Aaron Rosenstock die Landtagswahl stattfinde. Aber diese Placate liest im Grunde nur Einer: der ruthenische Pfarrer Herr Wladimir Borodaykiewicz, und der ärgert sich darüber und beschließt, nicht hinzugehen. Die Juden aber lesen sie nicht, denn es gibt vielleicht nicht drei unter ihnen, welche die «christliche Schrift» lesen können, und vielleicht

nicht einen, der mit dieser christlichen Wissenschaft auch zugleich die Kenntniß des Polnischen vereinigt. Aber dieser Hauptmasse der Wähler vermittelt Janko mündlich den Inhalt des Placats. Er trägt die Wahl-Legitimationen aus und das Erscheinen des gefürchteten Repräsentanten der drei Obrigkeiten wird mit sehr gemischten Gefühlen begrüßt. Aber Janko lächelt freundlich. „Dummer Moschko", klärt er den ängstlichen Staatsbürger über seine konstitutionellen Rechte auf, „warum erschrickst du? Ich komme heute weder vom Bezirksgericht, noch vom Steueramt, sondern wir haben festgesetzt, daß am nächsten Montag der gnädigste Herr Graf Alexander Rodzicki nach Lemberg gewählt werden soll, damit die Steuern kleiner werden. Du wirst also Montag mit diesem Papier zum Aaron in den Saal kommen, und wenn du von der hohen Commission vorgerufen wirst, so wirst du den Namen des Herrn Grafen sagen, und dann kannst du wieder laufen."

Nach dieser einfachen Anordnung vollzieht sich denn auch der Wahlact. Nur daß vorher noch zwei kurze Reden gehalten werden. Zuerst versichert der Candidat, daß er ein guter Patriot sei und darum für immer an der Resolution festhalte. Die Juden schweigen, denn sie wissen nicht genau, was das Ding bedeute; aber Janko schreit «Bravo!», und zwar theils aus innerer Ueberzeugung, theils in Folge eines Mißverständnisses. Er verwechselt

nämlich «Resolution» mit «Propination», und daß an der nicht gerüttelt werden darf — das versteht sich, denn wie soll sonst der Mensch seinen Durst löschen? ... Zum Schlusse aber sagt der Herr Graf: „Und was unsere jüdischen Mitbürger anbelangt, so kennen sie mich ja auch nach langjährigem Verkehre." Das ist auch die Wahrheit, der Herr Graf ist nicht stolz, und vielen Juden hat er sogar Stammbuchblätter geschrieben in Form von schön lithographirten länglichen Papierstreifen und versehen mit seiner eigenhändigen Unterschrift. Die zweite, noch kürzere Rede hält der Herr Bezirkshauptmann. Er verliest die einschlägigen Gesetzesbestimmungen und betont besonders den Paragraph, welcher den Regierungsorganen jede Wahlbeeinflussung verbietet, in nachdrücklichster Weise. Dann schließt er mit dem erhebenden Zuruf: „Und nun, ihr Juden, wollen wir den Herrn Grafen wählen!" Und die Juden thun es, und am nächsten Tage liest man in den Lemberger Blättern: „Im Städtewahlbezirke Barnow-Wyczkowa-Solince wurde einer der entschiedensten Vertreter der Resolution, Graf Alexander Rodzicki, einstimmig zum Landtags-Abgeordneten gewählt. Dieses Ergebniß war bei der bewährten nationalen Gesinnung und politischen Reife der dortigen Wählerschaft leicht vorauszusehen. Möge diese Thatsache dazu beitragen, den Wiener Centralisten, besonders Herrn v. Lasser über die wahre Gesinnung unserer Bevölkerung die Augen zu öffnen." ...

Aber, wie bereits oben erwähnt, diese Schilderung gilt von Tagen, die vergangen sind, für immer vergangen! Ein neues «Bewußtsein» und eine neue «Politik» sind in Barnow eingezogen. Im Jahre 1873 war's, bei Gelegenheit der directen Reichsrathswahlen. Da war Alles anders, und zwar zunächst durch den Umstand, daß nicht ein Brief in Wahlsachen nach Barnow kam, sondern vier Briefe.

Der erste trug wieder das Lemberger Amtssiegel und enthielt nichts als die Aufforderung an die politische Behörde, die Listen zusammenzustellen uud die Wahl an einem bestimmten Tage zu veranlassen. Und gleich hinterher kam auch Herr Graf Rodzicki zu Herrn v. Witocki gefahren, und die beiden Herren hatten auch diesmal eine lange Conferenz. Aber sie sahen minder fröhlich drein, als sie schieden. „Täuschen wir uns nicht", sagte der kaiserlich königliche hochedelgeborene polnische Wladislaus, „so leicht wie sonst werden wir es diesmal nicht haben. In diese verdammten Juden ist ein sonderbarer Geist gefahren. Bei den Listen läßt sich freilich Einiges thun, auch bei den Zustellungen; aber dabei muß man sehr vorsichtig zu Werke gehen — Sie wissen ja, was für ein Ministerium wir jetzt leider haben. Freilich geht zum Glück Alles über Lemberg, aber man muß doch immer auf der Hut sein. Also — was an mir liegt, wird geschehen. Dann können wir auf den Janko zählen und

vielleicht gewinnen Sie auch den Chaim Kratzer, den Winkelschreiber, der für Geld zu Allem zu haben ist. Aber, wie gesagt, Herr Graf, täuschen wir uns nicht; es wird heiß hergehen."

Und dies prophetische Wort erfüllte sich — noch dazu in weit höherem Grade, als der pflichteifrige k. k. Prophet selbst geahnt. Ehe eine Woche ins Land gegangen war, hatten sich in Barnow vier Wahlcomités gebildet. Zwei hievon wirkten für den Grafen, die beiden anderen für den Advocaten Dr. Max Rosenblatt aus der nächsten Kreisstadt. Comités, Programme, Agitationen, Wahlreden — es war etwas Unerhörtes, Unglaubliches, aber es war da. Und es verdient, gebührend geschildert zu werden.

Das erste Wahlcomité war das der Polen. Sein Candidat war natürlich Graf Rodzicki, und sein Programm hieß: «Resolution» oder, wie der Hauptagitator des Comités, Herr Janko Czupka, hartnäckig sagte: «Propination». Es bestand, da weder der Candidat noch Herr v. Witocki, der k. k. Beamte, nominell Mitglieder sein konnten, aus dem katholischen Pfarrer, den beiden Lehrern an der Volksschule, dem polnischen Schuster und dem polnischen Schneider von Barnow. Mehr Mitglieder konnte das Comité nicht haben, weil sein Programm leider auch nicht mehr Anhänger hatte. Ganz dasselbe traf bei dem zweiten Comité zu, welches für denselben Candidaten wirkte, den der «israelitischen Polen», dessen Feldgeschrei war: «Resolution

und Judenthum!» Es bestand aus Herrn Chaim Kratzer, Winkelschreiber zu Barnow — der einzige Mann war Partei, Comité und Hauptagitator zugleich. Ein seltener Mann, dieser Chaim Kratzer, überaus gesetzeskundig und überaus uneigennützig! Er that keinen Schritt, für den er nicht bezahlt wurde, und seine juristischen Kenntnisse erstreckten sich nicht blos auf das Bürgerliche Gesetzbuch, aus welchem er seine Clienten berieth, sondern auch auf das Strafrecht, in welchem er die Theorie mit der Praxis sehr wirksam verband, denn er war bereits dreimal wegen Betruges abgestraft. Bisher hatte er sich, die Zuchthäuser abgerechnet, wenig mit öffentlichen Dingen beschäftigt, höchstens daß er zuweilen bei den Assentirungen kleine Geschäftchen vermittelte; nun aber warf er sich mit glühendem Eifer auf die Politik — selbstverständlich aus innerster, lauterster Ueberzeugung. Er hatte nämlich (das zweite Schreiben, welches in Wahlsachen nach Barnow geflattert kam) vom Grafen Rodzicki hundert Gulden zugeschickt bekommen mit dem Versprechen eines gleichen Betrages im Falle des Wahlsieges. Und außerdem erhielt der ehrenwerthe Mann die Befugniß, jedem Wähler fünf Gulden zu versprechen. . . .

Das dritte und vierte Schreiben in Wahlsachen, beide lithographirt und unverschlossen, hatten die beiden gegnerischen Comités ins Leben gerufen, welche für Dr. Max Rosenblatt wirkten. Da war zuerst ein Aufruf der «Rada

ruska», welcher das «Comité der Ruthenen» geboren. Es bestand aus seiner Hochwürden Herrn Wladimir Borodaykiewicz, dem ruthenischen Pfarrer, einem sehr dicken Manne mit sehr großem Barte, gesegnet mit einer überaus stattlichen Gattin und zahlreicher Nachkommenschaft, und ferner noch aus drei Männern von den zwanzig wahlberechtigten Ruthenen von Barnow. Se. Hochwürden hatten in der ersten (und letzten) Sitzung des Comités nachfolgende Rede gehalten: „Also, Brüder, was man uns aus Lemberg schreibt, habt ihr gehört. Also, wir werden Alle zur Wahl kommen und für den Rosenblatt stimmen. Also, dafür helfen die Juden anderswo unseren Brüdern. Also, natürlich wird Keiner fehlen. Und was etwa noch nöthig ist, also, das wird euch der Basil sagen." Basil Chymko aber war der junge Lehrer aus dem nahen Dorfe, ein blasser, magerer Mensch mit langen Haaren und dunklen Augen, in denen es seltsam glühte und blitzte. Er war ein Schwärmer, ein Phantast, und zwei wahnsinnig starke Gefühle bewegten ihn: unsäglicher Haß gegen die Polen, unsägliche Liebe für sein armes Volk. Und aus ganz ähnlichem Holze war auch der Agitator des vierten «verfassungstreuen jüdischen Comités» geschnitten. Schlome Barrascher hieß er und war gleichfalls ein seltsamer Mensch. In seiner Jugend hatte er studiren wollen, es war umsonst; man hatte seine Pläne zertreten und damit sein Leben. Aber eine rührende Sehnsucht nach dem Wissen blieb in

ihm wach und ein selten feines Gefühl für die Schmach, welche seine Glaubensgenossen täglich, stündlich erdulden mußten. Darum griff er mit Begeisterung jeden Versuch auf, sie aus ihrer Niedrigkeit zu erheben, darum hatte er sich schleunigst mit den Lembergern in Verbindung gesetzt und in Barnow den Dr. Tulpenblüh, den Stadtarzt, sowie den reichen und halbwegs «aufgeklärten» Aaron Rosenstock bewogen, mit ihm zu einem «verfassungstreuen Comité» zusammenzutreten. Und aus den dreien bestand auch die ganze Partei. Die Hauptmasse der Wähler, die orthodoxen Juden, gehörte keiner Partei an. Was wußten sie von der Verfassung, was konnten sie davon wissen?

Man sieht, dem Eifer und dem Geschick der vier Agitatoren waren hier ein weiter und günstiger Spielraum geboten. Und sie nützten ihn auch — jeder nach Geschick und Eigenart. Der langhaarige Basil ging unermüdlich von einem Juden zum andern und schüttelte ihnen die Hand und versicherte sie, Ruthenen und Juden seien jetzt Brüder. Zur Bekräftigung erzählte er ihnen lange, wirre Geschichten von den Großthaten der Kosaken, wobei seine Augen unheimlich aufglühten, und brach plötzlich ab mit den Worten: „Also — Dr. Rosenblatt!" Aber die Juden sahen ihm verwundert nach und schüttelten den Kopf. . . . Und dann schlich der ehrenwerthe Kratzer von Haus zu Haus und ließ sein Locklied ertönen. Aber er war just

kein allzu geachteter Mann in seiner Gemeinde, und man ging ihm am liebsten ganz aus dem Wege. Fand er aber auch hie und da gleichgestimmte Seelen, so half das doch nicht viel, denn er konnte ihnen ja die fünf Gulden nur — versprechen.

Da hätte unser Janko durch seine kräftigen Reden schier noch mehr ausgerichtet. Denn diese bestanden aus lauter wirkungsvollen Antithesen und lauteten — mutatis mutandis — beiläufig also: „Dummer Moschko, wen willst du wählen? Natürlich unseren gnädigsten Herrn Grafen und nicht diesen Federfuchser, diesen Schwindler, diesen — Juden! Wählst du den Grafen, so werden die Steuern kleiner, wählst du den Rosenblatt, so verschwindelt er mit den anderen Juden dem Kaiser das Geld an der Börse und da der Kaiser doch leben muß, so mußt du dann nochmals Steuern zahlen. Wählst du den Grafen, so werden «wir» machen, daß du deinen Prozeß mit dem Boczkowski gewinnst; wählst du den Rosenblatt, so verlierst du den Prozeß und zahlst obendrein so viel Kosten, daß du schwarz wirst. Wählst du den Grafen, so bekommst du Schnaps; wählst du den Rosenblatt, so bekommst du von den gräflichen Knechten Prügel, und dann schau' auch zu, ob dein Haus versichert ist. Und darum — sei gescheit, Moschko — hoch die «Propination!»" . . . Aber am unermüdlichsten ging Schlome Barrascher von Haus zu Haus und sprach zu den Leuten.

Er sprach sehr seltsam.

„Sieh' den Polen an", sprach er zu diesen armen Menschen, die so tief, so unsäglich tief begraben waren in Schmach und Dunkel, daß sie sich schon daran gewöhnt, „sieh' den Polen an und dann sieh' dich an. Seid ihr nicht Beide Menschen, hast du nicht Fleisch und Blut, so wie er? Warum darf er dich höhnen, wie ihm beliebt, und dir ins Antlitz speien, wenn's ihm gefällt, und seinen Witz an dir prüfen und seine Peitsche? Und wenn er dich drückt und du gehst zum Gericht und verklagst ihn, warum findest du so spärlich dein Recht? Ist denn das Recht nicht wie das Licht und die Luft und für Alle gemeinsam? Warum ist dir dein Glaube zum Fluch? Denke nach, du armer, beladener Mensch, ob das Gott wollen kann, ob das der Kaiser wollen kann, ob das das Gesetz wollen kann? Nein! — nur der Pole will's! Und nun denke daran, wie es vor vierzehn Jahren war — da hatten wir deutsche Beamte, die unsere Sprache verstanden und uns schützten, wenn uns der Pole trat! Es war deshalb doch keine gute Zeit, und jetzt ist eine lichtere, bessere Zeit für alle Völker und für alle Länder, nur nicht für Galizien, denn hier herrscht nur der Pole. — Willst du seine Herrschaft noch ferner, willst du seine Macht noch mehren — dann bist du für die Resolution und wählst den Grafen! Willst du dasselbe Recht, wie die anderen Menschen in Oesterreich — dann bist du für die Verfassung

und wählst den Doctor! Und nun gehe hin und thue nach deinem Willen!" ...

Diese Worte wirkten. Vergeblich ließ Janko die gräflichen Knechte und den rothen Hahn in seinen Reden in immer einladenderem Lichte erscheinen; vergeblich wurde die k. k. Behörde plötzlich so vergeßlich, daß ein Drittheil der Wahlberechtigten nicht zu seiner Legitimation kam. Der Wahltag kam und entschied für den Advocaten. Was nützte es, daß die Knechte des Grafen den Eingang besetzt hielten und die hohe Commission drinnen tobte, schimpfte und schrie? Freilich wurden die Juden geprügelt vor der Wahl, während der Wahl, nach der Wahl; aber deshalb war der Graf doch durchgefallen und der Advocat gewählt.

Seitdem sind lange Monde vergangen und die Schlacht ist halb und halb vergessen. Sie leben wieder im kleinen, armseligen Städtchen ihr kleines, armseliges Leben. Nur einmal ist seitdem wieder ein bischen «Politik» nach Barnow gekommen und ein bischen «Bewußtsein». Das war, als die Abgeordneten aus Galizien im Reichsrathe sprachen. Besonders das geflügelte Wort, das Herr Mendelsburg gesprochen, das Wort von dem «jüdischen Polen» — das hallte auch im Städtlein nach. Alle Politiker von Barnow gaben ihr Urtheil darüber ab. Und wie es lautete, das soll hier auch nicht verschwiegen sein!

Da war also zuerst der Graf Alexander Rodzicki, der jetzt in unwillkommener Muße auf seinem Schlosse sitzt. Der las seiner Gemalin zuerst jene Rede vor und dann die Notiz von dem Bankette der polnischen Abgeordneten, bei dem Herr Mendelsburg als «erster Pole jüdischer Confession» so begeistert gefeiert wurde. Dann ließ er das Zeitungsblatt sinken und sagte: „Das begreife ich nicht!" — „Was? daß der Jude eine solche Rede gehalten hat?" — „Nein! das ist seine Sache." — „Oder daß unsere Herren ihm Beifall klatschten?" — „Auch das nicht! er hat ja in ihrem Sinne gesprochen, sondern —" — „Nun?" — „Daß sie sich mit dem Juden an einen Tisch gesetzt haben! . . ."

Hingegen meinte der Herr Bezirkshauptmann beim Gabelfrühstück in Rosenstock's Weinstube: „Diese Krakauer Erfindung einer neuen Species von Polen verdient eifrigst gepflegt zu werden. Lassen wir uns von diesen guten Leuten in der Erstrebung unserer Forderungen unterstützen und gestatten wir ihnen immerhin, sich bis dahin «jüdische Polen» zu nennen. Haben wir aber unsere Wünsche erreicht, dann werden wir schon dafür sorgen, daß aus den «jüdischen Polen» hübsch wieder — polnische Juden werden."

Minder ergötzlich kam die Sache dem Schlome Barrascher vor, und dieser seltsame Mensch sagte zum Stadtarzt: „Lachen Sie nicht — es thut doch weh! Kennen

Sie die schöne talmudische Sage vom Birkenholz? Vom Eisen läßt es sich lautlos zerfleischen, aber wenn ein Keil aus ebendemselben Birkenholz eingetrieben wird, dann ächzt es schmerzlich auf!" Auch Herr Chaim Kratzer wurde tiefsinnig und sagte: „Warum ich ein «jüdischer Pole» geworden bin, das weiß ich; aber warum er, ein reicher und ehrlicher Mann, es geworden ist?" . . .

Und zum Schluß mag noch Herr Janko Czupka sein Sprüchlein sagen: „Jüdische Polen — das ist ein Unsinn. Polenblut ist edles Blut, Judenblut ist Hundsblut. Mischen läßt sich Beides nicht. Also — ein Unsinn — eine Unmöglichkeit!"

Und damit seien die Weisheitssprüche der Politiker von Barnow geschlossen. Daß sie wirklich so gelautet, davon könnt ihr überzeugt sein, auch wenn ihr den Namen Barnow auf der Landkarte Galiziens nicht findet. Aber ihr trefft dort so viele Namen auf «ow» und «cze», wählt euch einen beliebigen heraus — was hier gesagt worden, paßt so ziemlich auf alle! . . .

Schiller in Barnow.



Es giebt, Alles in Allem, deutsch und polnisch, fünf Exemplare im Städtchen. In der einzigen Bibliothek freilich, jener der Dominicaner, findet sich keines. Aber das hat seine guten Gründe. Erstens war Schiller kein Katholik. Zweitens sind die «Räuber» bekanntlich sehr unmoralisch. Drittens gibt es keine gute polnische Uebersetzung. Und viertens können die meisten Klosterleute nicht lesen. Aber andere Leute besitzen diese Werke: der Herr Graf Alexander Rodzicki und der Stadtarzt Herr Dr. Arthur Tulpenblüh, die Frau Bezirksrichterin Casimira v. Lozinska und Schlome Barrascher. Letzterer kann hier nicht «Herr» genannt werden, weil das nur die Edelleute und die Officiere thun, und das auch nur, wenn sie ihn anpumpen wollen. Sonst nennen sie ihn «Jud», da er nämlich einen Kaftan trägt und sich gar keinen Luxus erlaubt: nicht einmal „Salomon" nennt er sich. . . . . Das wären also vier. Was aber das fünfte Exemplar betrifft, ein einziges Bändchen, die Gedichte, so ist dies eines der merkwürdigsten Bücher, welche man finden kann, und nicht blos in Barnow bei Tarnopol in Oesterreichisch-

Podolien. Schlecht gedruckt ist es und schlecht gebunden, viel Tintenflecke sind daraufgefallen, und manche heiße, schwere Thräne, hastig weggewischt, hat den schlechten Druck noch undeutlicher gemacht. Wenn ein Antiquar fünf Kreuzer dafür geben würde, so wäre er nicht gescheit, und dennoch ist dieses Büchlein der theuerste Schatz dreier Menschen. Gemeinsam besitzen sie es, und vielleicht gäbe Jeder lieber sein Herzblut dahin, als seinen Antheil an diesem Büchlein. Wie könnt' es auch anders sein! Die Drei waren im Dunkel und haben sich nach Licht gesehnt, sie waren in der Wüste und haben nach einem Quell gedürstet. Gesehnt und gedürstet — kein Wort sagt, wie sehr, wie bang! Und was von Licht und Labung in ihrem armen, dunklen Leben leuchtet und quillt, ist ihnen aus diesen löschpapierenen Blättern gekommen. Ach! was wißt ihr Gebildeten in den großen Städten, was unter Umständen in einem armseligen, abgelegenen Winkel der Erde ein Band von Schiller's Gedichten werth sein kann!

Von diesem erbärmlichen Büchlein will ich hier erzählen und nebenbei von den anderen vier Exemplaren. Und heute will ich davon erzählen*), wo sich der Tag von Schiller's Geburt wieder einmal jährt. Nur dieser Tag wird gefeiert, und es ist recht so, denn was geht uns Schillers Tod an? Er ist uns nur geboren, gestorben ist

*) Zum 10. November 1875 geschrieben.

er nicht und wird nicht sterben, so lange nicht das Sehnen und Dürsten unter den Menschen endet. Vielleicht kommt einmal die satte, die gräßlich satte Zeit, da Schiller todt ist; manches Zeichen spricht dafür, manches dagegen; jedenfalls ist diese Zeit noch sehr ferne. Heute lebt er noch für Millionen und wird jährlich neu geboren in tausend und abertausend Herzen und erhellt diese Herzen und wird ihnen ein rechter Heiland und Erlöser, der sie aus der Tiefe der Vorurtheile und dumpfer Noth herausführt zu den Höhen freien Menschenthums. Wie sich dies bei jenen drei Leuten von Barnow gefügt, mag ein bescheiden Gedenkblatt füllen zum Weihetage des Genius.

Aber vorher von jenen vier Exemplaren.

Was also zunächst den Herrn Grafen Alexander Rodzicki betrifft, so besitzt er die schöne, zwölfbändige Ausgabe von Cotta. Nicht aus literarischem Interesse hat er sie angeschafft, obwol er selbst einer der eifrigsten galizischen Schriftsteller ist; er schreibt sehr viel für die Juden, Kleinigkeiten, die eigentlich nur als Autogramme Werth haben; sondern nur deshalb hat er sich vor zehn Jahren die Bücher aus Tarnopol kommen lassen, weil die Comtesse Wanda von ihm genau so geliebt sein wollte, wie Schiller die Laura geliebt. Genau so und um kein Tüpfelchen anders. Nun lag ihm aber an dieser Dame sehr viel; er sagte oft: „Entweder heirathet sie mich, oder ich schieße mich todt!" und nicht blos zu Anderen sagte er

dies, sondern auch zu dem einzigen Menschen, den er nicht belog, zu sich selbst. Denn er war ruinirt, daß ihm kein Hemdknopf mehr gehörte, und liebte darum die Mitgift der Comtesse mit einer so rasenden Leidenschaft, daß selbst die «Geschichte berühmter Liebespaare» kaum Aehnliches zu berichten weiß. Freilich befand sich Wanda in gesetzten Jahren, aber «trente ou quarante» — die Ziffern waren ja dem Grafen noch von Homburg und Monaco her geläufig. Und wol hatte Wanda in den letzten fünf Jahren mit fünf großen Husaren-Officieren fünf kleine Unglücksfälle erlebt, aber diese Unglücksfälle wurden in Lemberg erzogen, die Officiere befanden sich weiß Gott wo, und wenn ein edles Herz wahrhaft liebt, so setzt es sich über solche unmündige Kleinigkeiten hinweg. Also Alexander wollte und auch die schwärmerische Wanda wollte, aber vorher wollte sie Proben jener literar-historischen Leidenschaft. Das brachte den Grafen in nicht geringe Verlegenheit, denn er wußte von Schiller nur, daß er «so ein deutscher Dichter» sei; aber wie dieser Dichter seine Laura geliebt, wußte er nicht. Nun, eben darum kaufte er sich schweren Herzens die Gesammt-Ausgabe. Was er darin gefunden und wie er es verwerthet, ist sein Geheimniß. Genug! Wanda reichte ihm Hand und Mitgift; die letztere gab er weiter, die erstere ist ihm verblieben. Das ist die sonderbare, buchstäblich wahre Historie, wie einst des edelsten Dichters Werke in des un-

saubersten Menschen Besitz gekommen. Nun stehen die schön gebundenen Bände in einem Winkelchen des öden, leeren Zimmers, welches man im verfallenden Schloß zu Barnow die «Bibliothek» nennt, und vermodern langsam neben dem — «Casanova», den der Graf auch nicht mehr lesen mag. Diese Memoiren scheinen ihm heute viel zu honnet-langweilig. Aber es naht der Tag, da die ganze «Bibliothek» ihre Auferstehung feiert, indem sie unter den Hammer kommt. Denn der Graf ist ein viel zu fleißiger Schriftsteller, und seine Werke erleben gar zu viele Zahlungs-Auflagen.

Anders hat es sich mit der gleichen Ausgabe gefügt, welche im Besitze des Stadtarztes ist, des Dr. Arthur Tulpenblüh. Kein Stäubchen liegt auf den sauberen Büchern; sie werden nur selten gelesen, aber dann üben sie auf ein Gemüth, dem sonst nicht leicht beizukommen, eine Wirkung, an der wol ihr großer, gütiger Schöpfer seine Freude hätte. Er ist ein eigenthümlicher Mensch, dieser Stadtarzt, und doch im Grunde eine typische Figur. Aus bitterster Armuth hat er sich emporgerungen, der arme Schneiderssohn aus Brody, und vierzehn Jahre lang war eine traurige Gefährtin bei ihm; auf dem mühseligen Weg von «mensa, mensae» bis zum Doctordiplom hat sie ihn keinen Tag lang verlassen, ob er sich noch so sehr mühte. Diese Gefährtin war die Noth. Und Noth macht hart. Der Aaron Tulpenblüh war ein armer Junge, er hatte nicht

das nöthige Brot. Und darum kannte er nicht den Leichtsinn der Jugend und nicht ihre Schwärmerei; er hatte nie einen Dichter gelesen, außer in den deutschen Schulstunden am Gymnasium; der Rausch der ersten Flasche war ihm ebenso unbekannt geblieben, als der Rausch der ersten Liebe — ein entsetzlich armer Junge war der Aaron Tulpenblüh. Nun kam der dreißigjährige Doctor endlich wieder in die Heimat. Das Erste war: einen Posten suchen; der fand sich in Barnow. Das Zweite: ein Weib zu wählen; zu suchen brauchte er es nicht, dafür sorgten die Vermittler. Zehntausend, zwanzigtausend, fünfundzwanzigtausend Gulden — könnt ihr es dem Manne verargen, daß er das reichste Mädchen wählte? Nur Eines kümmerte ihn, ob sie brav sei; ihr Aeußeres lag ihm wenig am Herzen. Auch fragte er nicht, was in ihr vorging, als sie neben ihm unter dem Trauhimmel stand. Und was ging in ihr vor? Nun — Melanie Feiglstock war ein echtes, rechtes, gebildetes Judenmädchen des Ostens und darum sehr sentimental. Sie hatte viel gelesen und viel geträumt, sie hatte vielleicht sogar einmal einem Dichter, der sie besonders gerührt, einen überschwänglichen Brief geschrieben und sein lakonisch-höfliches Antwortschreiben jahrelang am Herzen getragen. Aber diese Mädchen sind nicht blos sehr sentimental, sondern auch sehr brav, und auch die Vernünftigkeit ist nur latent in ihnen, aber sie fehlt nicht. Dr. Tulpenblüh entsprach nicht ihrem

Ideal; aber sie beschloß, ihm ein braves Weib zu werden, und hat es ehrlich gehalten. Nur zwei Bitten stellte sie als Braut an ihn, die so einigermaßen romantisch waren. Er möge sich Arthur nennen und nicht mehr Aaron. Er willfahrte lächelnd. Und dann, er möge ihr gestatten, eine kleine Bibliothek zu kaufen und mitzunehmen, vor Allem Schiller, Börne, Heine. Er bestärkte sie in dieser Absicht; vielleicht dachte er: „Mögen ihr die Bücher bieten, was ich ihr nicht zu bieten vermag." Aber während der Ehe kam es anders, ganz sonderbar kam es. Frau Melanie las zuerst wenig in ihren Lieblingen und dann gar nicht mehr, die Wirthschaft nahm sie zu sehr in Anspruch, die Kinder, die Kaffeevisiten. Höchstens las sie noch die «Illustrirte Frauenzeitung» und manchmal das Feuilleton der «Neuen Freien Presse». Aber ihr Gatte kam einmal in einer seiner wenigen Mußestunden an die Etagère und griff nach einem Bande von Schiller und begann zu lesen. Er hatte dergleichen stets bei Anderen als eine Zeitverschwendung gerügt, aber nun las er selbst zwei Stunden und legte den Band nur aus der Hand, weil er mußte. Nicht etwa, daß der erste Eindruck ein bezaubernder gewesen; eigentlich hatte der arme Mann, der nie jung gewesen, nur ein Gefühl des Staunens. Er hatte da in eine Welt geblickt, deren Existenz er nicht geahnt, die ihm überaus fremd war. Als er wieder Muße hatte, griff er nach demselben Buche, dann nach einem zweiten und dritten. Die Frau konnte sich

nicht genug wundern, was ihr Mann plötzlich für ein eifriger Leser geworden, und neckte ihn damit. Er aber schüttelte dann nur still lächelnd den Kopf — vielleicht über sich selbst. Denn es ging mälig eine große Wandlung in ihm vor: er lernte jene Welt begreifen, die ihn anfangs so sehr befremdet; er erkannte, daß es im Grunde dieselbe Welt sei, die er kennen gelernt, nur mit so ganz anderen Augen angeschaut! Wenn er Schiller las, dann war ihm zu Muthe, als setze er, der sonst Kurzsichtige, eine Brille auf und könne nun an denselben Dingen, die ihm mit freiem Auge todt oder häßlich erschienen, eine Menge des Schönen und Lebendigen entdecken. Und in der That, wie Herrliches konnte er da gewahren, den Quell der Begeisterung sah er fließen und die Rosen der Liebe blühen und die schattige Laube einer stolzen, edlen Weltanschauung sich wölben. Und wenn er sich anfangs nur erstaunt gefragt: „Ist denn dieser Mensch auf Wolken geschritten? Hat denn ihn das Leben nie hart angerührt?" so begriff er allmälig, warum Schiller so unsäglich gut und ewig jung geblieben, obwohl so viel Kampf, Leid und Noth in seinem Leben gewesen. Es ist gar nicht zu sagen, was der Doctor von Barnow Alles aus seinem Schiller lernte, den er im vierzigsten Jahre zu lesen begonnen. Ein Gefühlsmensch wurde er darüber nicht, auch kein Idealist, aber ein besserer und glücklicherer Mensch. Wol faßte es ihn zuweilen wie leise Wehmuth um seine Jugend,

in der er so entsetzlich alt gewesen; aber dann sänftigte sich wieder sein Herz, und ihm war's, als blühten ihm aus den Versen seines Lieblingsdichters Rosen im September, nachdem ihm die Rosen des Mai versagt geblieben....

Rosen dufteten der Frau Casimira v. Lozinska wohl nicht entgegen, wenn sie in ihrer schlechten Warschauer Uebersetzung den «Sziler» las. Das war auch nicht nöthig, denn sie war selbst eine Rose, eine Klatschrose nämlich. Als sie einst, nachdem sie aus dem Kloster getreten, dem Herrn Hippolyt v. Lozinski angetraut worden, da war sie vielleicht noch nicht schlecht, vielleicht hatte sie sogar damals ein Herz. Aber der Herr Bezirksrichter hatte leider selber keines und darum auch kein Ohr für die Stimme eines fremden Herzens. Und so wurde das allmälig eine wahrhaft erbärmliche Ehe. Der weiche Filzhut des Herrn Hippolyt deckte gewaltige Hörner, aber der Mann trug sie wie einen Schmuck. Es war für die schöne Casimira ein Glück, daß ihr Gatte so erbärmlich war; man beurtheilte sie darum viel milder, wohl auch aus Furcht vor ihrer giftigen Zunge. Aber vielleicht war es in der That nicht allein ein gemeiner Trieb, der dies Weib mit dem üppigen, schmiegsamen Schlangenkörper und den mattschimmernden Augen schier Jahr um Jahr einem Andern in die Arme trieb. Vielleicht sehnte sie sich wirklich nach einem Herzen. Denn sie war ja eine Polin, und bei diesem Volke ist alles Gefühlsleben in den Frauen, die Männer scheinen

leer ausgegangen. Auch die sonderbare Art, wie sie Schiller las, mag dies bestätigen. Bald las sie unter Thränen irgend ein recht herzbewegliches Gedicht, «Resignation» zum Beispiel, und declamirte sehr gefühlvoll, daß auch ihr des Lebens Mai abgeblüht. Aber gleich darauf blätterte sie in den «Räubern» die Erzählung von der Erstürmung des Klosters auf und genoß sie mit verständnißinnigem Lächeln. Dann dachte sie, wer ihr dies Buch geschenkt: ein junger, blonder Adjunkt deutscher Abkunft, der bald darauf an der Schwindsucht starb, und weinte. Weinte bitterlich und griff zum Paul de Kock und lachte wieder. Denn dieses Buch hatte ihr kürzlich ein brauner Husar geschenkt, und der lebte noch und war ungeheuer gesund.

Da hielt es Schlome Barrascher mit seinem Schiller anders, schier so, wie es der König von Thule mit seinem Becher gehalten. «Es ging ihm nichts darüber», und auch seine Augen haben sich oft genug über diesen Büchern gefeuchtet. Ein sonderbarer Mensch — so gütig, so wirr, so unglücklich! Er war ein Schwärmer und die Feder in ihm sehr dünn und elastisch, zu dünn; als die Faust des Schicksals täppisch niedergesaust, ist die Feder zerbrochen. Er ist sehr reich und klagt niemals, und dennoch mag sein Geschick tiefes Mitleid wecken. Sein Vater war ein «Rendar», ein Branntweinschänker, und hatte ein ungeheures Vermögen erworben. Und weil der Alte kaum im

Gebetbuch lesen konnte, darum sollte der Junge eine Leuchte werden in Israel. So wurde Schlome ein Talmudist, obwohl er viele andere Talente zeigte, besonders für eine Kunst, die sonst den Juden verschlossen ist: das Zeichnen. Das trieb man ihm aus; aber etwas Anderes konnten ihm weder die Schläge des Vaters, noch die Tractate des Talmud austreiben: sein tiefes Gemüth und in diesem Gemüth ein großes Dürsten. Mit achtzehn Jahren war er verheirathet, mit neunzehn Vater eines Bübchens, mit zwanzig ging er aus Barnow durch und wurde Schüler der ersten Lateinclasse in Czernowitz. Zwei Jahre ist er dort gesessen, aber in die dritte Classe ist er nicht mehr aufgestiegen: seine Mutter und sein liebes Bübchen waren in den Ferien gestorben — die Feder war zerbrochen.... Ein zweiundzwanzigjähriger Schüler der zweiten Gymnasialclasse, der deßhalb nicht in die dritte auffsteigt, weil inzwischen sein Sohn gestorben — du lieber Himmel! welche tragikomischen Erscheinungen treten doch in jenem Kampfe zu Tage, welcher eben im Osten begonnen, im Kampfe zwischen dem nationalen Judenthum und der Cultur! ... Schlome war unterlegen. Er lebte wie die Anderen, er machte sogar Wechselgeschäfte. Nur daß er daneben auch gern Schiller las, sehr gern, noch viel lieber, als es der Stadtarzt that. Denn dem Schlome ging es gerade umgekehrt; die Welt des Dichters war ihm bekannt und vertraut; in die Wirklichkeit aber starrte er

mit scheuen Schwärmeraugen hinein. Und diese Augen werden nicht schärfer, selbst wenn er seine große Hornbrille aufsetzt. Denn diese Brille sitzt immer auf seiner Nase, wenn ein Wechsel bei ihm unterschrieben wird, und dennoch haben ihn der Graf Rodzicki und der Lieutenant Domossy stark betrogen. Seht, so seltsam ist diese Welt, daß sich sogar ein polnischer Jude darauf findet, der in Wechselsachen von Schlachzizen und Officieren betrogen wird! Es bleibt aber dem Barrascher noch genug übrig; er kann seinen Schiller ohne Sorgen lesen. Und wie liest er ihn! Kein Wort sagt wol, was dieser Dichter diesem Menschen ist. Ihm duftet kein Lenz, ihn erquickt keine Liebe, ihn labt und stählt kein muthig Leben und Streben — armer Mann! Aber wenn er so in diesen Büchern liest, dann glänzt sein Aug', dann hebt sich sein Haupt. Und sein Antlitz röthet sich, wenn er wieder einmal die Apostrophe an die Begnadeten halblaut vor sich hinspricht:

Wie sich in sieben milden Strahlen,
Der weiße Schimmer lieblich bricht,
Wie sieben Regenbogenstrahlen
Zerrinnen in das weiße Licht,
So spielt in tausendfacher Klarheit
Bezaubernd um den trunk'nen Blick,
So fließt in einem Bund der Wahrheit
In einen Strom des Lichts zurück!

Dann ist er kein müder, vereinsamter, gescheiterter Mensch mehr, sondern ihm selbst gilt jenes begeisternde

Wort, und er ist ein Glied in der Kette jener Guten und Edlen. Glücklicher Mann!

... Was endlich jenes Büchlein betrifft, so muß vor Allem wiederholt werden: kein Antiquar gibt fünf Kreuzer dafür, wenn er gescheit ist. Ein schlechter Wiener Nachdruck aus der Greiner'schen Officin und so zerlesen und befleckt! Dazu finden sich noch im Buche Bleistiftzeichen, und auf der Rückseite des Titelblattes stehen vier Inschriften. Zuerst in ganz feiner, kritzeliger Mädchenschrift: „Ihrem lieben Cousin Franz. Josephine." Darunter ist ein Kreuz gemalt und in fester Schrift die Worte: «Sustine et abstine», und die Unterschrift: „Franciscus". Dann in rohen Umrissen ein Beil und darunter die Unterschrift: „Basil Woyczuk." Und schließlich findet sich da etwas wie eine Fackel mit Tinte hingezeichnet, und darunter steht in sehr ungelenker Handschrift: „Dises Puch geher auch dem Israel Meisels, weil ihm das seine guten Freind erlaupt haben."

Und das ist zugleich die Geschichte des Büchleins; man muß sie nur noch erläutern.

Die Josephine war ein sehr schönes Mädchen. Sie hatte große, blaue Augen und dazu braunes, lockiges Haar, und wenn sie lachte mit ihrer tiefen, prächtigen Stimme, so konnte Niemand widerstehen und mußte mitlachen, so herzlich klang es. Auch ihr Cousin, Franz Lipecki, lachte mit, obwohl dies gar nicht in seiner Natur lag; er war

ein stiller, scheuer Junge. Aber als er älter wurde, so in den obersten Classen des Gymnasiums, da lachte er nicht mehr. Seine Cousine wurde immer hübscher und er immer häßlicher. Dann verlernte auch die Josephine das Lachen; ihr Vater, welcher k. k. Hilfsämter-Directions-Adjunctens-Substitut zu Lemberg war, starb, und sie kam mit ihrer Mutter in große Noth. Der Franz hatte sonst ein mitfühlendes Herz und half auch den beiden hilflosen Frauenzimmern, so weit dies ein armer Student der Rechte vermochte, und weit über seine Kräfte hinaus; aber eine seltsame Heiterkeit kam wieder über ihn; schier war's, als freute er sich, daß seine Cousine so arm geworden. In jener Zeit schenkte sie ihm zu seinem zweiundzwanzigsten Geburtstage das armselige Büchlein, welches sie im Nachlasse des Vaters vorgefunden, aber sie gab ihm dazu so helle Worte und Blicke, daß es das schönste Geschenk war, womit ein Mensch den andern erfreuen kann. Und drei Monate darauf verlobte sich die Josephine mit einem reichen Gastwirth. Franz gratulirte ihr herzlich, wie es sich unter Verwandten gebührt, zuerst schriftlich, dann mündlich. Nur daß er dabei etwas gelb aussah und darum noch viel häßlicher als sonst. Der glücklichen Braut fiel es nicht auf, aber ihre Mutter fragte ihn besorgt, ob er krank sei. Ein wenig allerdings, erwiderte er, aber er stehe im Begriffe, eine Curmethode einzuschlagen, von der er sich vielen Erfolg verspreche. Und zwei Wochen

darauf trat er in das Kloster der Dominicaner zu Lemberg.

Aber es war eine schlechte Curmethode gewesen. Sein armes, zertretenes Herz that ihm in seiner Mönchszelle ebenso bitter weh, als früher in seinem Studentenstübchen. Wol hatte er das Kreuz und jenen düsteren Mahnspruch des Augustinus nicht blos auf das Buch der Geliebten geschrieben, sondern auch tief in sein Herz. Aber man entsagt nicht so leicht, wenn man zweiundzwanzigjährig ist; das arme, junge Herz fährt fort, zu klagen und anzuklagen. Dazu kam ein ander Leid. So lange er die Institutionen des Justinian studirt, war er auch gläubig gewesen, so nebenher, weil ihn der Glaube nicht viel beschäftigt. Aber nun war dieser Glaube der einzige Fels gewesen, dem er vertraute, nachdem Alles um ihn her gebrochen und gefallen. Und nun fühlte er, fühlte entsetzt, wie auch dieser Fels wanke.... Es ist selten mehr Leid über ein Menschenherz gekommen, als über jenes des Franciscus. Da lag er in seiner Zelle und rang und rang: Balsam für seine Wunden hatte er gesucht, und Gift hatte er gefunden. Franciscus ging nicht wieder aus dem Kloster, aber nur deßhalb, weil er dachte: „Es ist nicht mehr der Mühe werth, es dauert nicht mehr lange; ob ich bleibe, ob nicht, das entscheidet höchstens über die Formen meines Begräbnisses." Er war immer blässer und schwächer geworden und hustete viel. Das sahen die

Oberen und beschlossen, ihn in das Ordenskloster zu Barnow zu schicken, weil dort die Luft besser oder weil ein Todesfall im Kloster viel Ungelegenheiten macht.

So war der Mönch Franciscus nach Barnow gekommen, um da zu sterben. Aber vielleicht war da die Luft wirklich heilkräftig oder die währende Zeit linderte die Schmerzen seiner Seele, genug — er genas. Und nicht blos sein Körper. Er konnte nicht mehr gläubig werden, aber seinen Gott errettete er sich und verehrte ihn in der vorgeschriebenen Form und Satzung. Es muß wohl der rechte Gott gewesen sein, auf den er da traf, denn sein Herz ward milder, nicht glücklich, aber ruhig. Und nun verstand er auch erst recht jenes Wort des Augustinus, vielleicht quoll ihm sogar ein tieferer Sinn daraus, als dem Manne, der es ausgesprochen. Er erkannte, wie viel Elend auf Erden sei, und daß es nur Ein Licht gebe, all' das Dunkel zu erhellen, das Licht im eigenen guten, mitleidigen Herzen. Und in dieser Stimmung fand er den Muth, der Vergangenheit in's Antlitz zu schauen und wieder einmal jenes kleine Büchlein aufzusuchen und darin zu lesen.

Der Eindruck war ein ungeheurer, den er da empfing. Was sich so stammelnd aus seinem armen, kämpfenden Herzen emporgerungen: das Evangelium reiner Begeisterung, das Evangelium der Menschenliebe, hier scholl es ihm voll und prächtig in bezaubernd schönen Worten ent-

gegen. Schiller ist so recht ein Dichter der Armen und Beladenen. Von jener Stunde an war der junge Mönch Franciscus nicht mehr einsam, wie er es bisher, schier sein Lebenlang, gewesen. Nun hatte er einen Freund, der zu ihm sprach. Und mit welchen Stimmen!

Aber dieser Freund sollte ihm noch zwei Andere zuführen, rechte Herzensfreunde, die bisher, so wie eben er, im Dunkel getastet und in der Wüste gedürstet. Da war der Mönch einmal an einem Septembertage hinausgegangen auf die Haide. Einsam und ziellos schritt er dahin; es war kein Klang um ihn, als das Wehen des Windes. Auf der Haide starb der Sommer, aber es war ein mildes Sterben. Langsam erblich das Gras, still lösten sich die Blätter vom Gesträuch, und fern, fern verhallte in den Lüften das Abschiedslied wandernder Sommervögel....

Dem blassen jungen Mönch ward es gar still um's Herz. Er ließ sich im Haidekraut nieder und schloß die Augen. Ihm war's, als könnte er sich in's Herz sehen, wie sich dort sacht die letzte Spur der Bitterkeit sänftige und löse.

Da hörte er plötzlich Stimmen. Es mußten zwei Menschen sein, die da über die Haide gingen und seltsam, monoton vor sich hinsprachen. Bald sprach der Eine, bald der Andere, dann Beide zusammen. Es waren fremdartige Laute. Und als sie näher gekommen, konnte Fran-

ciscus diese Laute verstehen: die beiden Wanderer conjugirten lateinische Verba.

Erstaunt öffnete er die Augen: es waren recht sonderbare Studenten. Ein trotziger vierschrötiger Bursche in Bauerntracht und ein junger Jude in armseligem Kaftan.

Er richtete sich auf; die beiden gewahrten ihn und blieben stehen, ganz starr, wahrscheinlich aus Schreck, daß man sie belauscht. Aber der junge Mönch trat gütig auf sie zu und fragte nach ihren Namen und welche Bücher sie da gebrauchten.

Der Jude blickte ihn scheu an und schwieg, aber der junge Mensch in Bauerntracht erwiderte trotzig: „Das geht Sie nichts an." — „Warum?" – „Weil Sie ein Pole sind, ein katholischer Mönch." — „Aber daneben ein Mensch", sagte Franciscus. „Und ist denn so viel Theilnahme auf der Welt, daß man sie sich verbitten müßte?"

Es war wohl etwas in seiner Stimme, was die Milde dieses Wortes noch unterstützte. „Warum sollten wir es nicht sagen", begann der Jude. — „Dieser hier heißt Basil Chymko und ist der ruthenische Schulmeister von Koczince. Ich aber bin, wenn der gnädige Herr erlauben, ein Barnower Jud' und heiß Israel Meisels. Wir haben uns zusammengethan, weil wir Beide etwas lernen wollen. Aber wir haben keinen Lehrer und nur dieses einzige Buch hier." Er wies ihm die lateinische Schulgrammatik von Stefan Wolf.

„Und was treibt Euch zum Lernen?“ fragte der Mönch.

„Wir haben nur so gedacht“, war die Antwort „warum sollen wir nicht lernen?! Wir möchten gern viel lernen, Alles! Uebrigens will der Basil ein Abgeordneter werden, nämlich ein Führer gegen die Polen. Ich aber möchte gern Medizin studiren.“

Von jener Stunde ab hatten die beiden Schüler einen Lehrer. Und einen Freund dazu. Nicht blos in den Gymnasial-Gegenständen unterrichtete er sie, sondern auch in vielen anderen Dingen, welche sich aus keinem Buche schöpfen lassen, sondern nur aus der Tiefe eines edlen Herzens.

Anfangs hatte er ihnen die Lectionen auf der Haide gegeben, im Winter aber in der Stube des Basil in Koczince. Es war ein weiter Weg, aber der Jude und der Mönch gingen ihn gerne.

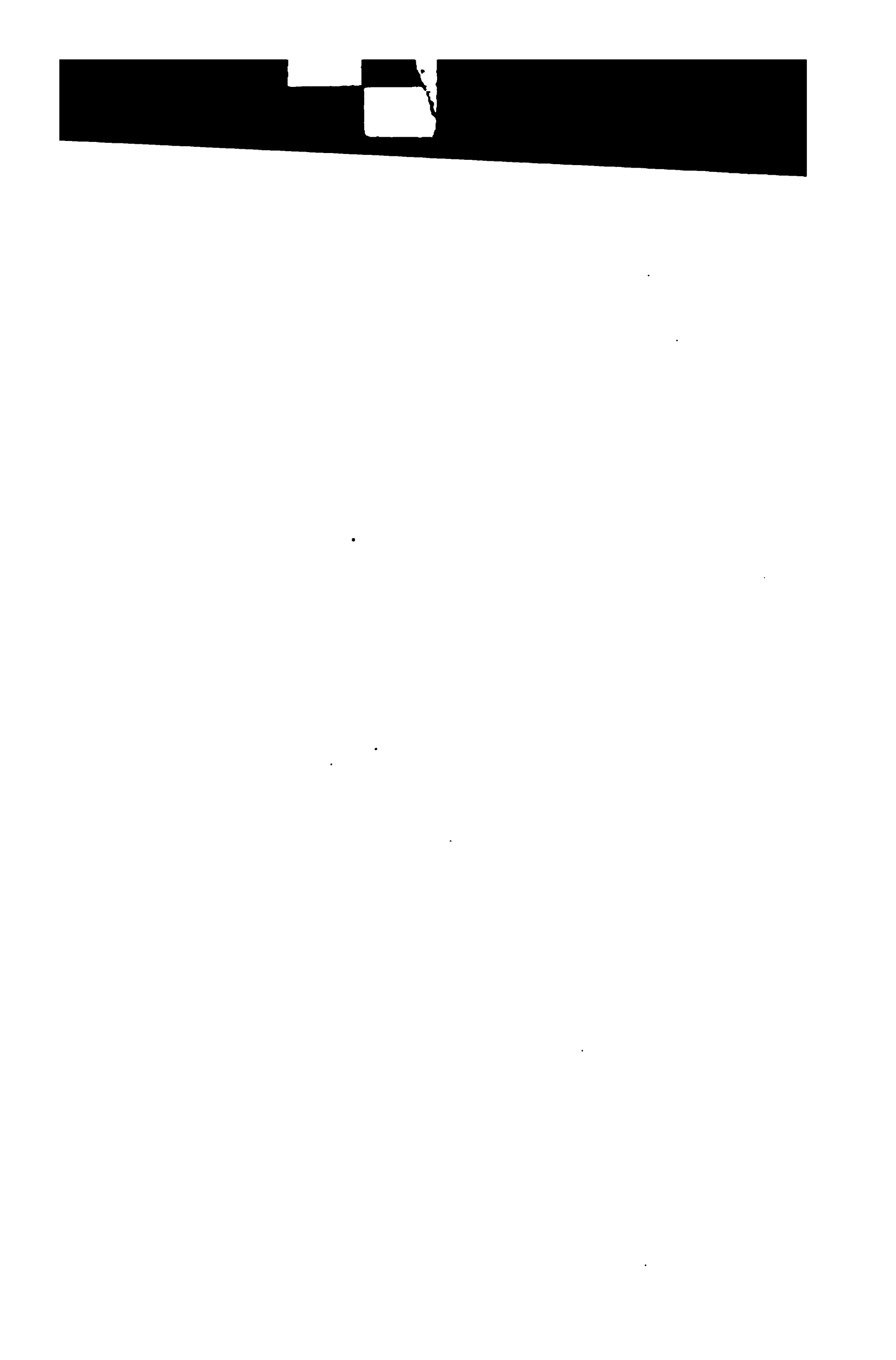
Als sie so recht seine Freunde geworden, da theilte er mit ihnen auch seinen größten Schatz, die Gedichte des Friedrich Schiller. Er las sie mit ihnen, und es ist kaum zu sagen, was der Dichter diesen armen Menschen geworden.

Weil sie ihn geistig gemeinsam besaßen, sollte sich dies auch äußerlich ausprägen. Der Basil durfte seinen Namen in das Büchlein schreiben und dazu das Beil, das Merkzeichen des freien Ruthenen. Und dann schrieb Israel sein Theil dazu, demüthig und dankbar.

Das geschah ein Jahr nach ihrer ersten Begegnung, am Abend des zehnten November und in der Stube des Basil. Dann lasen sie das «Lied an die Freude» und dann drückten sie einander die Hand, und Thränen standen in ihren Augen.

Das war die einzige Schiller-Feier, welche jemals in Barnow abgehalten wurde. Wer kennt eine schönere?!

Von Wien nach Czernowitz.



„Bitte, mein Herr, ist die asiatische Grenze schon passirt?“

Sie sprach es mit einem eigenthümlichen Lächeln und jenem sonderbaren heiseren Timbre, welches dem Kenner beweist, daß sein Gegenüber nicht leicht etwas übelnimmt. Wer sie war, hatte ich auf den ersten Blick weg: eine Dame, die im Osten ihr Glück versuchen wollte, nachdem sie im Westen sehr viel Glück gegeben und empfangen. Uebrigens nicht ohne Witz und Bildung, wahrscheinlich ein gefallener Bildungsengel, eine ausgeglittene Gouvernante.

„Wo denken Sie hin — erst am Ural . . .“

„Ja — wie diese Geographen sagen. Aber blicken Sie doch hinaus . . .“

Das that ich. Es war hinter Lemberg. Der Zug wand sich durch ödes, ödes Haideland. Zuweilen war ein abscheuliches Hüttchen zu sehen; das modrige Strohdach stand dicht über der Erde auf: eine rechte Troglodyten-Höhle. Zuweilen ein Ochs vor einem Karren oder ein Haufe halbnackter Kinder. Und wieder die unendliche Oede der Haide, und der graue Himmel hing trostlos darüber.

„Wir sind bereits in Asien“, wiederholte sie mit größter Bestimmtheit. „Ich könnte drei körperliche Eide darauf schwören ...“ Und sie begann sich im Waggon einzurichten, als ob wir in Asien wären.

... Das war vor vier Jahren. Unmittelbare Folgen hatte es nicht, daß wir damals bereits in Asien waren. Ich benahm mich auch ferner gegen sie, als wären wir in Europa. Aber indirecte Folgen hatte es: diese Zeilen. So oft ich wieder nach Osten fuhr, fiel mir die galante Asiatin ein, und nun treibt es mich, auch einmal mit der Feder in der Hand zu untersuchen, inwiefern sie Recht gehabt.

Daß «diese Geographen» Unrecht haben, steht fest. Das weiß Jeder, der jemals die Steppe zwischen Don und Wolga durchmessen. Geographisch und ethnographisch gehört dieser unendliche Tummelplatz von Nomaden zu Asien. Von dem westlichen Anland Sibiriens gilt dasselbe.

Also westwärts zurück mit den Grenzpfählen des kleinsten Welttheils! Aber wie weit?! Darüber sind verschiedene Menschen sehr verschiedener Ansicht. Alexander Herzen meint, bei Eydtkuhnen stehe der Grenzpfahl Europas ... „es ist Zeit, der geschickten Lüge des Czars Peter ein Ende zu machen.“ Dem Fürsten Metternich erschien der Linienwall von St. Marx als Schranke — das dürfte etwas zu eng sein; es war überhaupt eine



Eigenthümlichkeit des Mannes, zu enge Schranken aufzurichten. . . . In einem südslavischen Feuilleton habe ich einmal gelesen, Wien sei ein asiatisches Babel; freilich können wir nicht Alle so gebildete Europäer sein, wie die Morlaken. . . . Die polnischen Geographen lassen im äußersten Falle den Don als Grenze gelten, und in der Klosterschule zu Barnow in Podolien habe einmal ich oder vielmehr eine ansehnliche Partie von mir einige Unannehmlichkeiten erdulbet, weil ich der Ansicht war, daß Moskau in Europa liegt. „In Asien!" rief der Pater Marcellinus und applicirte mir einigen polnischen Patriotismus an jene Körperstelle, welche er wahrscheinlich für dies Gefühl besonders empfänglich hielt. . . . .

Wenn «diese Geographen» und die galante Asiatin, Pater Marcellinus und Fürst Metternich, ja sogar ein südslavischer Feuilletonist ihre eigenen Hypothesen haben dürfen, so ist wol auch noch Raum für den Flügelschlag meiner geographischen Ueberzeugung. Nach meiner Ansicht laufen die Grenzen beider Welttheile sehr verwickelt ineinander. Wer zum Beispiel den Eilzug von Wien nach Jassy benützt, kommt zweimal durch halbasiatisches, zweimal durch europäisches Gebiet. Von Wien bis Dzieditz Europa, von Dzieditz bis Sniatyn Halbasien, von Sniatyn bis Suczawa Europa, von Suczawa bis zum Pontus oder zum Ural Halbasien, tiefes Halbasien, wo Alles Morast ist, nicht blos die Heerstraßen im Herbste. In diesem Morast gedeiht keine

Kunst mehr und keine Wissenschaft, vor Allem aber kein weißes Tischtuch mehr und kein gewaschenes Gesicht.

Wie gesagt, zweimal trifft man da auf Europa, zweimal auf Halbasien. Und dabei braucht man nirgendwo Halt zu machen. Der Blick aus dem Coupéfenster genügt, höchstens auch noch das Betreten der Bahnhof-Restaurationen und der Genuß der landesüblichen Speisen und Getränke. Ein Genuß übrigens, der meist wahrhaftig kein Genuß ist. Ich habe diese «Culturstudie im Fluge» unzähligemale in Wirklichkeit gemacht. Warum nicht auch einmal auf dem Papier?

Nordbahnhof zu Wien. Halb 10 Uhr Vormittags. So lehrt die Uhr in der Halle. Freilich ist es derzeit nirgendwo so viel an der Zeit, weder in Wien, noch sonst wo. Es ist die «mittlere Ortszeit». Eine recht sinnige Anordnung des Dr. Banhans, da er noch Handelsminister war. Sie bewährt sich vorzüglich, insbesondere werden sehr viele Menschen von voreiligen Reisen abgehalten, indem sie den Zug versäumen.

Also: Halb 10 Uhr. Einsam leuchtet der marmorne Rothschild in das stille Treppenhaus hinab. Einsam wimmelt vor dem Eingang ein Lastträger hin und her. Die beiden Damen in der Nachbarschaft Rothschild's, die junge, welche Zeitungen verkauft, und die alte, welche Schlüssel vermiethet, unterhalten sich. Man hört es bis an den geschlossenen Schalter, bis in die verödete Gepäckhalle hinein. . . .

Ein Wagen kommt herangerollt, der elegante Miethwagen eines großen Hotels. Was darin liegt, ist minder elegant, wenigstens die Emballage ist es nicht. Zuerst sieht und riecht man nur sehr viel Schafpelzwerk. Dann wird eine unförmliche Gestalt sichtbar, ein blasses weitläufiges Gesicht, geschlitzte Aeuglein, welche mißtrauisch die fünfundzwanzig Packträger anblinzeln, die urplötzlich wie aus dem Boden herausgewachsen sind. «Podwoloczysk», sagt die Gestalt, dies einzige Wort aus dem gesammten Sprachschatz der Menschheit scheint ihr geläufig. Darum wiederholt sie es aber auch recht häufig. Ein Großgrundbesitzer aus Südrußland, der wie ein dickes Mammuth nach Marienbad gegangen und wie ein etwas dünneres Mammuth zurückkehrt.

Ein Fiaker. Sehr viele Koffer und Schachteln darin. Ueberdies zwei Damen. Blaue Kleider, grüne Mäntel, rothe Hüte, gelbe Handschuhe. Oder gelbe Kleider, rothe Mäntel, grüne Hüte und blaue Handschuhe. Ein Regenbogen ist gegen diese Anzüge ein monotones Ding. Die eine Dame ist überaus dick, gelbes Gesicht, schwarze Augen. Die andere überaus dünn, gleichfalls gelb und schwarz. «Jtzkany» sagen sie und steigen die Treppe empor. Was dabei an Unterröcken sichtbar wird, mag vielleicht zuletzt im Jahre des Heiles 1873 gewaschen worden sein. Sie setzen sich in die Restauration, trinken Kaffee und rauchen Cigaretten. Dabei werfen sie sehr begehrliche Blicke. Es ist zwar Niemand im Saale, als ein Bierjunge, die Buffet-

dame und das Mammuth aus Südrußland. Aber sie thun es auch nur der lieben Gewohnheit wegen oder um nicht aus der Uebung zu kommen. Im Uebrigen zwei rumänische Bojarinnen, die aus Franzensbad heimkehren.

Ein Einspänner kommt mühsam herangekeucht. Drinnen sehr viel Gepäck und vier Personen, ein Herr und eine Dame, ein Knabe und ein Mädchen. Alle Vier lang, blond, mager. Der Herr feilscht auf Tod und Leben mit dem Kutscher. Aber es handelt sich auch um eine Differenz von zwanzig Kreuzern. Zehn Kreuzer zahlt er endlich, aber er schimpft dabei gewaltig auf das verlotterte Oesterreich. Dann gibt er dem Lastträger fünf Kreuzer für den Transport ebenso vieler Koffer. Das leuchtet dem Manne nicht ein. Der Herr feilscht mit ihm auf Tod und Leben. Endlich gibt er ihm weitere fünf Kreuzer, aber er schimpft dabei auf das verlotterte Oesterreich. Am Schalter will er Karten dritter Classe lösen. Aber der Eilzug führt nur zwei Classen. Der Herr löst Karten zweiter Classe, aber er schimpft dabei auf das verlotterte Oesterreich. So schimpft er noch einigemale, bis er sich auf den Perron durchschimpft. Die Familie unterstützt ihn kräftig. Vielleicht sind die armen Leute nur deshalb so mager, weil sie sich so viel über Oesterreich ärgern. Im Uebrigen sind es Berliner und reisen nur zu ihrem Vergnügen.

Die Omnibusse! . . . Da sind Handlungsreisende, die nach Rußland gehen, nach Preußen, nach Rumänien.

Dieser Zug ist stets sehr stark mit solchen Herren gesegnet. Da gibt es Mercure, die in Seide machen oder in Papier, oder in Tuch, oder in wollenen Strümpfen und Glanzleder. Oder besonders häufig solche, die in Wein machen. Die Herren sind sehr verschieden, arm oder wohlhabend, kurz oder lang, dünn oder dick, aber in Einem gleichen sie einander: sie Alle sind sehr geistreich und sehr jovial, und es giebt keinen, der nicht mindestens 23757 Anekdoten wüßte. Aber mindestens so viel!

Mit dem Omnibus kommen auch polnische Juden, bessarabische Ochsenhändler, russische Getreidemäkler, schlesische Kaufleute. Vielleicht kommt auch hie und da ein Mädchen mit diesem bescheidenen Gefährt zum Krakauer Eilzug — ein blondes, blasses, schüchternes Mädchen in ärmlicher, dunkler Kleidung. «Itzkany», sagt sie, indem sie ihr kleines Kofferchen aufgibt. — Armes Kind, welches die Noth zwingt, sein kümmerliches Brot als Erzieherin in wildfremdem Lande zu suchen, wie wird es dir ergehen?! Armes Kind!

Mehr als eine Stunde ist vergangen, und der Portier stimmt in höchst eigenthümlichem Rhythmus und mit überaus gewaltiger Stimme sein Lied an: «Oderberg-Krakau-Podwoloczysk-Itzkany.» Und noch einmal und zum drittenmale. Die Passagiere werden in die Waggons gepackt. Nirgendwo ist man mit Waggons sparsamer, als bei diesem Eilzug. Vielleicht geschieht es nur, um

die Geselligkeit unter den Reisenden zu befördern. Wir sind ja in Europa!

Und wir bleiben's, auch wenn sich der Zug in Bewegung setzt. Fabriken, stattliche Wohnhäuser fliegen an uns vorbei. Das Riesenwerk des neuen Donaubettes. Dann gesegnete Felder, so üppig, wie sie selten der Blick erschauen kann, jede Scholle unendlich fleißig ausgenützt. Das ist das Marchfeld. Stattliche Dörfer, blühende Gärten. Und in Gänserndorf Frankfurter Würste und Schwechater Lager. Ja, wir sind in Europa! . . .

Sanft hügelt sich das Gelände; wir brausen nach Mähren ein. Das ist aber nur eine neue Provinz, kein neuer Welttheil. Ueberall die lichten Spuren der Cultur. Da rauscht der wohlgepflegte Wald, da gedeiht auf den Fluren die reiche Saat. Der Berliner sieht sich's an und sagt wahrscheinlich zu seiner besseren Hälfte: „Ja, das Land ist gesegnet! Wenn nur die verlotterten Oesterreicher etwas arbeiten wollten. Es wächst hier nämlich Alles von selber!" — „Von selber!" sagt sie, „o diese Oesterreicher." . . . Aber das sind ja Vergnügungs-Reisende und daher müssen sie sich ärgern.

Die Fabriken mehren sich, Schlot an Schlot, in den Lüften schwimmt dichter Kohlendunst, was wol für die Nase kein lieblicher Duft ist, desto mehr jedoch für den Verstand. Wie Schlösser sehen die Fabriken und wie Städte die Dörfer aus. Jede zehnte Minute saust irgend ein Zug

vorbei: Passagiere, Kohlen, Ochsen, Kohlen, Waaren, Kohlen — die Kohle ist der häufigste und beliebteste Passagier der Nordbahn, und diesem rußigen Gesellen wird darum auch auf dieser Bahn große Achtung erwiesen.

Auf das Mammuth aus Südrußland ist hingegen weit weniger Rücksicht genommen worden. Es ist mit fünf anderen Herren in ein Coupé eingepackt. Das Mammuth ärgert sich, aber vielleicht hätten seine fünf Mitdulder weit mehr Grund dazu. Denn ihnen hat Gott den Leib nicht so wunderbarlich gestaltet, auch haben sie sich in ein anderes Gewand gehüllt, als in frischduftendes Schafpelzwerk. Darum ziehen auch vier von ihnen schiefe Gesichter. Aber der fünfte lächelt, seine Nase leidet fürchterlich, aber das geschniegelte Männchen schmunzelt. Denn das unförmliche Stück Menschheit ihm gegenüber sieht stark danach aus, als könnte man ihm straflos mindestens hundert Anekdoten versetzen. . . .

Das Mammuth ahnt nichts von der Gefahr. Harmlos blickt es auf das blühende Dorf, an dem der Zug vorübersaust, und dann auf sein Gegenüber. „Sehr — schöner — Stadt", bemerkt es in sehr schlechtem Deutsch.

„Eine Stadt!" Das geschniegelte Männchen lächelt überlegen. „Sie irren — ein Dorf. Aber Irren ist menschlich. Wissen Sie, welcher Irrthum einmal mir passirt ist? Da komme ich in ein ungarisches Schloß. Die wunderschöne Gräfin —"

„Dorf?" Das Mammuth wundert sich. „So — großer — Dorf! Hier Deutsche?"

„Czechen!" tönt es stolz aus einer Ecke und hinter einer Nase hervor, die stark gegen Himmel gerichtet ist.

„Aber — Sklaven — Czechen?!" stammelt das Mammuth. Es erinnert sich, sehr oft gehört zu haben, wie arm und unglücklich die Czechen in Oesterreich sind. Und nun wohnen diese Heloten in Häusern, wie sie in Südrußland kaum ein Adeliger hat. Es sind Fenster darin, wirkliche, leibhaftige, gläserne Fenster.

... Auch die beiden schwarzgelben Damen in den geschmackvollen Toiletten wundern sich. Wo der Zug hält, da gehen Weiber und Kinder die Wagen auf und ab und halten Wasser, Früchte, Würste feil u. s. w. Im Osten kommt Niemand auf solche Gedanken. Und dann: diese Weiber und Kinder sind vollständig bekleidet und tragen sogar Schuhe. Schuhe! Bauernkinder, welche Schuhe tragen! In der «süßen Heimat», in Rumänien, kommt solcher Unfug nicht vor. Dort tragen sogar die Kammerzofen keine Schuhe, und manchmal sogar die — Bojarinnen selbst ...

Prerau! Fünfzehn Minuten Aufenthalt!

Dich grüß' ich in Ehrfurcht, ragende Halle, dir beuge ich mein Haupt, dicker Zahlkellner von Prerau, der du der letzte Pfeiler europäischer Speisecultur bist für Jeden, welcher den Krakauer Eilzug benützt. Hier sind noch die

Tischtücher weiß, die Gläser rein, die Speisen genießbar. Und darum wird hier durch eine Viertelstunde gewüthet — «nicht eine Schlacht, ein Schlachten ist's zu nennen». Der dicke Südrusse leert fünf, die magere Rumänin sechs Schüsseln. Nur eine Reisende hat nicht den Waggon verlassen. Da sitzt die blonde, schmächtige Gouvernante und ißt betrübt ein Stücklein Wurst und ein groß Stück Brot. Wurstessen ist keine poetische Thätigkeit, und doch! — wenn ich das arme, todtbange Kind so recht hinzumalen verstünde, dem härtesten Menschen müßte das Auge sich feuchten. . . .

Weiter geht's durch's blühende «Kuhländchen» — nach Oderberg. Hier ist der Aufenthalt zu kurz, sonst wäre hier vielleicht in einem andern dicken Zahlkellner ein anderer Eckpfeiler deutscher Cultur zu entdecken. Aber diesmal sicherlich der allerletzte.

Hier verlassen die Berliner Vergnügungsreisenden das verlotterte Oesterreich. Alles Uebrige läßt sich durch die gesegnete schlesische Ebene gemächlich vorwärtsschleppen. Schon vor Dziedits verschwinden auf den Stationen die Verkäufer. Daß ein Reisender Hunger und Durst haben könnte — auf diesen sonderbaren, unerhörten Gedanken kommen hier die Leute nicht mehr.

Dziedits — ein kleines Nest, aber als Grenze Europas bemerkenswerth. Hier führt ein Schienenstrang nach Bielitz und Biala. In dieser letzteren Stadt, welche durch

eine boshafte Laune des Zufalls zu Galizien gehört, wohnen liebe, muthige, deutsche Menschen, welche um die Wahrung ihres Volksthums einen Kampf ausfechten müssen, wie man ihn sechs Jahre nach Sedan und fünf Jahre nach Besiegung Hohenwart's kaum für möglich halten sollte. Sie stehen einsam in diesem Kampfe und machen nicht viel Aufhebens von ihrem Heldenthum. Wir können uns vorläufig noch auf sie verlassen, auf die wackeren deutschen Bürger von Biala und auf ihren Bürgermeister Rudolf Seeliger. Gäbe es einen Kranz für deutsche Bürgertugend, dieser Mann verdiente ihn, wie Wenige innerhalb der schwarzgelben Schranken. Er hält treu aus auf seinem Posten und auch seine Krieger verlassen ihn nicht. Aber sollen wir fortfahren, thatlos zuzusehen, wie hier ein vorgeschobener Posten des Deutschthums langsam von polnischem Uebermuthe zu Grunde gerichtet wird?! . . .

In Dziedit fängt «Halb-Asien» an. Nur zögernd habe ich mich zur Schaffung dieses eigenthümlichen geographischen Terminus entschlossen. Er ist aber nothwendig. Manches erinnert in Galizien allerdings an Europa: zum Beispiel das wahrhaft kunstvoll ausgebildete System der Wechselreiterei, das nicht minder kunstvolle Steuersystem und was solcher Culturſegnungen mehr sind. Aber ein Land, in welchem man auf so schmutzigen Tischtüchern ißt, von anderen Dingen ganz abgesehen, kann man unmöglich zu unserem Welttheile rechnen. . . .

Krakau!

Die Italiener geben jeder Stadt einen klingenden Beinamen, Genova la superba, Firenze la bella und so weiter. Wäre diese Sitte auch in Halb-Asien gebräuchlich, dann könnte das heilige Krakau nicht anders heißen als «Cracovia la stincatoria» . . . Pardon, verehrte Leserin, aber der Name würde passen. Ich habe nie in dieser Stadt geweilt, ohne mir einen ausgiebigen Schnupfen zu wünschen, um dieses Duftes nicht gewahr zu werden. Uebrigens war dies ein bescheidener Wunsch, welcher erfüllt wurde; der Duft war so stark, daß ich den Schnupfen bekam. Daß die Menschen, welche in dieser Stadt zu leben verdammt sind, nicht alljährlich von einer Epidemie decimirt werden, ist wahrhaftig ein besonderes Wunder Gottes. Warum es in Krakau so fürchterlich duftet, darüber sind die Bewohner verschiedener Ansicht, und zwar je nach ihrer Confession. Die Juden behaupten, das sei Schuld der Klöster, insbesondere der Bettelmönche. Die Christen behaupten, das jüdische Proletaritat mit Kaftan und Schmachtlöcklein sei daran schuldig. Der Streit könnte wahrlich ruhen, denn sie haben Beide Recht . . .

An heißen Sommertagen duftet es aus der Stadt bis in den Bahnhof hinein, in den übrigen Jahreszeiten bestreitet der Bahnhof seinen Odeur aus Eigenem. Jene würdige Dame, welche im Wiener Nordbahnhofe in der Nähe Rothschild's ihren Sitz hat, hat in Krakau keine Collegin...

In der Restauration sieht es wesentlich anders aus, als in Europa. Wol tragen die Kellner noch Fräcke, sogar recht ehrwürdige und durch ihr Alter Respect einflößende Fräcke; aber wahrlich, es wäre besser, sie trügen keine. Denn ein Frack läßt sehr viel von der sonstigen Bekleidung und besonders von der Wäsche sehen ... Es ist vielleicht ein frommer Wunsch, aber er ringt sich mir ungestüm aus der Brust empor: „O, möchten die Krakauer Kellner doch lieber in dichtgeschlossenen Oberröcken serviren!"

Für reisende Geographen werden die Tischtücher von Interesse sein; sie finden darauf alle erdenklichen Grenzen in verschiedenen Saucen ausgeführt. Wen etwa der Abgang des Zuges an eingehenden Studien hindert, der mag sich trösten: er wird nach drei Monaten, wenn er wieder hier sitzt, dasselbe Tischtuch mit denselben Saucen wiederfinden!

Die Verkehrssprache ist die polnisch-deutsche. Zum Beispiel: „Befehlen Sie poledwica?" — „Prosze Bier oder Wein?" — „Rynski und zwanzig Kreuzer!" Auch das Publicum, welches hier neu hinzukommt, den Eilzug bis Lemberg zu benützen, spricht zum großen Theil diesen Mischmasch. Seit die Polen die deutschen Bildungsanstalten vergewaltigt, sprechen sie statt eines guten Deutsch ein erbärmliches Deutsch. Das ist der einzige Unterschied zwischen Einst und Jetzt. Denn Deutsch sprechen sie auch

jetzt noch, sie fühlen instinctiv, daß es ein Wahnsinn, ein geistiger Selbstmord wäre, sich dieser Culturſprache zu verschließen.

Wer in der Krakauer Bahnhof=Restauration dicht an der Thür sitzt, hört draußen ein verworrenes Lärmen, Toben und Jammern, wie es etwa Dante vernahm, als er sich der Hölle näherte. «Ausgang» steht über dieser Thür geschrieben, aber passender wäre jenes: „Lasciate ogni speranza . . .“ Weh' dir, der du, ein harmloser Reisender, in die Vorhalle dieses Bahnhofes trittst! Urplötzlich umgibt dich ein Knäuel streitender, schmeichelnder brüllender, flüsternder, stoßender, zerrender Gestalten. Juden in Kaftan und Schmachtlöcklein, so fürchterlich schmutzig, daß du kaum begreifst, warum sie nicht an einander kleben bleiben, sobald sie zusammenstoßen. „Sie Alle sind erschienen, dich herrlich zu bedienen“, wie's im Studentenlied heißt. Es sind «Factoren», zu Deutsch Vermittler. Der Eine erzählt dir von einem wundervollen Hotel, der Zweite von einem eleganten Wagen, der Dritte von Krakaus Königsgräbern, der Vierte von Wieliczka, der Fünfte will dir Thaler wechseln, der Sechste Geld auf deine Uhr leihen. Und wenn du dies Alles nicht brauchst, dann beginnen sie flüsternd das Sirenenlied von einer jungen Krakauer Dame, welche vor Sehnsucht brennt, dich in ihren Salons zu empfangen.

In der Restauration sieht es wesentlich
als in Europa. Wol tragen die Kellner noch
recht ehrwürdige und durch ihr Alter Resp
Fräcke; aber wahrlich, es wäre besser, si
Denn ein Frack läßt sehr viel von der so
dung und besonders von der Wäsche sehe
vielleicht ein frommer Wunsch, aber er
ungestüm aus der Brust empor: „O, m
kauer Kellner doch lieber in dichtgeschlosse
serviren!“

Für reisende Geographen werden die
Interesse sein; sie finden darauf alle erde
in verschiedenen Saucen ausgeführt. We
gang des Zuges an eingehenden Studie
mag sich trösten: er wird nach drei Mo
wieder hier sitzt, dasselbe Tischtuch mit d
wiederfinden!

Die Verkehrssprache ist die polnisch
Beispiel: „Befehlen Sie poledwica?“ –
oder Wein?“ — „Rynski und zwanzig
das Publicum, welches hier neu hinzukom
bis Lemberg zu benützen, spricht zum gro
Mischmasch. Seit die Polen die deutsch
stalten vergewaltigt, sprechen sie statt eine
ein erbärmliches Deutsch. Das ist der ei
zwischen Einst und Jetzt. Denn Deutsch

·wns.

Nachts. Wir ver
d dieser Halbs
der Ruf: „Von
lugt in die hohe
nter. Vielleicht
· trostlosen Räum
verwahrlosten Ra
Lemberg. Und die
unsäglichen Teilen.
diese Tassen, aus
can kämpft wahrhaft
was Warmes in de

n freilich nichts von
ist ein lebhafter Ver
verdient wol minde
erden.

noch größer, wenn
rängen die Menschen
tirung oder einem Na
sie bei einem Fastnach
t kann man da sehen
In der Restauration
schen, welche gl
ichern bedeckt sind.
n von schmutzigen Sa

Halb-Asien! In Europa hätte doch wol die Polizei der schamlosen Kuppelei im Bahnhofe zu steuern gewußt.

Die Glocke läutet zum drittenmale. Der Zug geht nach Lemberg ab. Es ist 9 Uhr Abends, im Morgengrauen sind wir in der galizischen Hauptstadt. Wahrlich, es ist überaus menschenfreundlich von der Karl-Ludwigbahn, daß sie den Eilzug Nachts gehen läßt. Denn einen trostloseren Anblick hat man kaum aus dem Coupé irgend einer Bahn des Continents. Oede Haide, spärliches Gefild, zerlumpte Juden, schmutzige Bauern. Oder irgend ein verwahrlostes Nest und auf dem Bahnhofe ein paar gähnende Local-Honoratioren, einige Juden und einige andere Geschöpfe, denen man kaum noch den Titel Mensch zuwenden kann. Wer auf dieser Bahn, welche übrigens derzeit sehr gut administrirt ist, bei Tage reist, wird vor Langeweile sterben, wenn er nicht vor Hunger stirbt. Wol gibt es einige Restaurationen auf dieser Strecke ... aber der Mensch begehre sie nimmer und nimmer zu schauen. ... Ich selbst habe in Przemysl einmal das allersonderbarste Kalbsschnitzel meines Lebens gegessen. Es war ein gefülltes Kalbsschnitzel, und zwar fand ich da: einen Nagel, stark verrostet, eine Stahlfeder und einen Büschel Haare. Als ich dem Restaurateur die Corpora delicti unter die Nase hielt, meinte er höchst gleichmüthig: „Ich weiß nicht, warum Sie sich so ereifern. Habe ich Ihnen gesagt, daß Sie sollen essen das alte Eisen? Sie sollen essen das Fleisch!“

Aber wir machen ja die Reise Nachts. Wir verschlafen alle Schrecken dieser Landschaft und dieser Kalbsschnitzel. Erst im Morgengrauen weckt uns der Ruf: „Lemberg!" Ein fahler, grauer Herbstmorgen lugt in die hohen, von Schmutz erblindeten Bahnhof-Fenster. Vielleicht ist dies das einzig passende Licht für diese trostlosen Räume. Ich habe selten irgendwo einen so verwahrlosten Raum gefunden, als die Restauration zu Lemberg. Und diese verschlafenen Kellner, die in ganz unsäglichen Toiletten verdrießlich einherschlurfen! Und diese Tassen, aus denen man den Kaffee trinken muß! Man kämpft wahrhaftig, bis endlich das Bedürfniß siegt, etwas Warmes in den Leib zu bekommen.

Die Leute um uns scheinen freilich nichts von solchen Scrupeln zu empfinden. Es ist ein lebhafter Verkehr in dieser Station, und das Bild verdient wol mindestens in flüchtigen Strichen fixirt zu werden.

Freilich ist das Gewühl noch größer, wenn hier zu Mittag gespeist wird. Da drängen die Menschen durcheinander, wie bei einer Recrutirung oder einem Jahrmarkt oder vielleicht am richtigsten wie bei einem Fastnachtsballe. Himmel, was für Menschen kann man da sehen, und wie speisen sie zu Mittag! In der Restauration drinnen, da sitzen an den wackligen Tischen, welche gleichfalls, wie in Krakau, mit Landkartentüchern bedeckt sind, die vornehmen Reisenden und werden von schmutzigen Schlingeln

mit ölgetränkten Haaren bedient. Da sitzen Bojaren aus der Moldau mit schwarzen verschmitzten Gesichtern, schweren Goldringen und Uhrbehängen und mit ungewaschenen Händen. Da sitzen feine, glatte, elegant gekleidete Herren, welche drei Brote nehmen und eines ansagen und dann vielleicht einen Gulden Trinkgeld geben. Da sind herrliche, dunkeläugige Frauen in schweren Seidenkleidern und schmutzigen Unterröcken. Dazwischen civilisirte Reisende aus Deutschland und England, emancipirte polnische Juden, welche gern jüdische Polen sein möchten und in der Speisekarte vor Allem nach dem Schweinebraten suchen; langbärtige ruthenische Popen in fettglänzenden Kaftanen, elegante Husaren-Officiere, abgeblühte Cocotten, die nach Bukarest und Jassy gehen, um dort «ihr Glück zu machen». Und sie Alle essen à la carte aus der französischen Hexenküche des jüdischen Restaurants und zahlen ein Heidengeld dafür.

Draußen ist das Gewimmel noch größer. Jüdische Obstweiber preisen schreiend die saftigen Früchte der Ebene, kleine Judenmädchen betreiben einen schwunghaften Handel mit Wasser und kleine Judenknaben desgleichen mit Süßigkeiten. Sie sind sehr regsam. Aber glotzend und theilnahmlos stehen die russinischen Bauern und Kleinbürger hinter ihren Verkaufsständen, wo sie Früchte feilbieten oder Brot und Wurst. Dazwischen drängen lange, magere, zerlumpte Jungen, die aus großen grünen Flaschen in

kleinen grünen Gläschen Schnaps feilbieten. Derartiges genießen die Reisenden der dritten Classe: schmutzstarrende polnische Juden mit langen Bärten und Hängelöckchen, unter denen euch oft in typischer Schärfe ein edler Christuskopf in die Augen sticht oder ein grinsender Judaskopf; streitende, schreiende italienische Bahnarbeiter; stumpfe, gleichmüthig vor sich hinstarrende podolische Landleute. An den Thüren aber stehen die Elegants von Lemberg und näseln Bemerkungen über die Damen. Polnische Gepäckträger schleppen kleine Kofferchen unter Aechzen und Stöhnen ab und zu; jüdische Lohndiener preisen die prachtvollen Hotels des Ortes, und jüdische Lohnkutscher ihre überaus vortrefflichen Wagen. Dazwischen brüllt eine volhynische Ochsenheerde, die man eben nach Wien verladet. Kurz — ein Hexensabbath und ein Höllenconcert.

... Heute, im Morgengrauen ist es weit stiller. Das Ungeziefer, welches den Reisenden in der Krakauer Vorhalle anfällt, die «Factoren», fehlen gänzlich. Auch bei Tage sind sie in Lemberg minder sichtbar. Lemberg ist auch in dieser, wie in jeder anderen Beziehung reinlicher als Krakau. In der galizischen Hauptstadt liegt wenig Unrath in den Straßen. Desto dichter ist er leider in den Spalten mancher Blätter aufgehäuft, die in Lemberg erscheinen.

... Der Eilzug geht nach Czernowitz ab. Die Fahrt ist trostlos langweilig, und was zwischen Krakau und

Lemberg die Nacht milde verhüllt, das zeigt hier in Ostgalizien der Tag erbarmungslos klar: die kahle Haide, die ärmlichen Hütten, den Mangel jeglicher Industrie und Cultur. Es ist gut, wenn man sich in Lemberg mit Lectüre versorgt. Freilich ist die Auswahl, welche man dort im Bahnhofe treffen kann, eine sehr beschränkte. Es werden zwei Sorten Literatur feilgeboten: Obscönitäten und Hetzschriften gegen die Juden. Man hält eben auf Lager, was Absatz findet! Aber wie charakteristisch ist der kleine Broschürenschatz für die Verhältnisse in Halb-Asien!

Auch auf dieser Strecke kann man sich im Hunger üben. Ein österreichischer General und ich, wir waren bereits in gelinder Verzweiflung, als wir endlich in Stanislau einfuhren. Aber auch da bekamen wir nichts, als ein Glas Branntwein und ein Stück Brot. Noth lehrt Schnaps trinken.

Das ist aber auch die letzte Prüfung. Die Haide bleibt hinter uns, den Vorbergen der Karpathen braust der Zug entgegen und über den schäumenden Pruth in das gesegnete Gelände der Bukowina. Der Boden ist besser angebaut und die Hütten sind freundlicher und reiner. Nach einer Stunde hält der Zug im Bahnhofe zu Czernowitz. Prächtig liegt die freundliche Stadt auf ragender Höhe. Wer da einfährt, dem ist seltsam zu Muthe: er ist plötzlich wieder im Westen, wo Bildung, Gesittung und weißes Tischzeug zu finden. Und will er wissen, wer

dies Wunder vollbracht, so lausche er der Sprache der Bewohner: sie ist die deutsche. Und er sehe zu, zu welchem Feste sie rüsten: zu einem Feste des deutschen Geistes*).

Der deutsche Geist, dieser gütigste und mächtigste Zauberer unter der Sonne, er — und er allein! — hat dies blühende Stücklein Europa hingestellt, mitten in die halbasiatische Culturwüste! Ihm sei Preis und Dank!

*) Geschrieben im September 1875, vor der Czernowitzer Jubiläumsfeier. Vgl. die Skizze „Ein Culturfest".



Zwischen Dniester und Bistrizza.



„Zwischen Dniester und Bistrizza ...“ wer weiß, wer das alte Jubellied ersonnen und zu welches Woden Ruhm? Sein Angedenken ist verklungen, sein Name steht nicht eingeschrieben in der Welt Geschichten, verrauscht ist längst der Jubel, aber noch singen sie, droben auf den felsigen Höhen, zwischen denen der wilde Czeremosz schäumt, und in der grünen Wüstenei des Lungul und drunten im lachenden Sereth-Thal:

Zwischen Dniester und Bistrizza
Freu'n sich alle braven Leute,
Und in Waffen geh'n die Männer
Und in Seide geh'n die Frauen,
Geh'n in Seide und in Blumen,
Und sie rufen: Heil uns, Heil!
Preis und Dank dem großen Woden,
Der uns aus der Noth gerettet...

War's Polennoth? War's Türkennoth? Und wer war der große Wode? ... Unverstanden, inhaltlos klingt das Lied durch den Karpathenwald, durch die Buchenhaine der Niederung. Aber heute*) ist wieder einmal ein Tag,

*) Die Skizze ward zum 7. Mai 1875 geschrieben, zum hundertsten Jahrestage der Vereinigung der Bukowina mit Oesterreich.

da das alte Lied wieder zu schöner Wahrheit wird, da neuer Geist und Sinn in die alten Reime kommt! Denn heute ist ein Tag des Gedächtnisses, an dem in der That Alle, Alle, die drüben im schönen entlegenen «Hochland im Ost» in Licht und Frieden wohnen dürfen, aus ganzem Herzen rufen: „Heil uns, Heil!“ Alle, nicht etwa blos ergebenste Loyalitätsmenschen, sondern jeder Vernünftige, der seine Augen zum Sehen gebraucht, der Umschau hält in der eigenen blühenden Heimat und dann über die Grenze hin, nach Ost und Süd: in's verödete, verdumpfte Bessarabien, in's entnervte, unglückliche Rumänien! . . . Ja, Preis und Dank dem «großen Woden», der seine Hand über dieses Land gestreckt und es aus der Noth der Barbarei gerettet, dem Herrscher, der in der That ein großer, edler Mensch gewesen, dessen eiserne Hand „den Völkern eine Rose bot“ — Preis und Dank dem «Woden» Josephus! Seines Namens war er der Zweite, seines Herzens und Geistes für alle Zeit der Erste! Lebendig gilt er der Sage, und sein Gedächtniß wird nie ersterben; aber inniger denkt Niemand seiner, als die «braven Leute zwischen Dniester und Bistrizza»! Und nun gar heute! Denn heute sind es hundert Jahre, da des Herrschers Mühen und Ringen um diese Landschaft endlich Abschluß und Erfolg gefunden: am 7. Mai 1775 ist die Bukowina an Oesterreich gekommen.

In Allem ist das uralte Lied wieder neu und giltig



geworden, nur in Einem nicht: heute gehen drüben am Pruth und der Suczawa die Männer nicht im Waffenschmucke, die Frauen nicht in «Seide und Blumen» — es ist eine stille Feier, und laut und prächtig soll sie sich erst in jenen Tagen entfalten, da das Reich der Provinz nachträglich zu ihrem Festtage das Ehrengeschenk darbringt, das schönste und nützlichste, das man auszusinnen vermocht: die neue deutsche Hochschule im Osten, die «Universitas Czernoviciensis!» ... «Prächtig», sagte ich, würde das Fest jener Herbsttage sein, und ich weiß doch gut, daß das ferne Hochland wohl schön ist, aber nicht eben reich und gar so abgeschieden von der großen Welt, daß die armen Leute beim besten Willen nicht solchen Prunk und Glanz aufbringen können, wie sie sicherlich gerne möchten! Aber das Wort nehme ich nicht zurück. Denn eine Feier, bei der sich jede Brust stolz hebt und jedes Auge freudig leuchtet, bei der kein Hochruf erzwungen ist und kein begeistertes Wort erlogen, eine solche Feier darf man wohl prächtig nennen, ohne Rücksicht auf die Zahl der Teppiche und Fahnen! Und solcher Geist wird durch jene Herbsttage wehen; dieses Land ist dankbar und treu und verdient seine Bezeichnung als «Tirol Oftösterreichs» nicht blos seiner landschaftlichen Schönheiten wegen. . . . Wol gibt es Menschen im Lande, welche anders denken und der Säcularfeier die Todtenfeier für irgend einen dakischen dunklen Ehrenmann demonstrativ entgegenstellen; zwei

ganze Dutzend dürften es sein — «nationale Politiker» nennen sie sich selbst; «Hochverräther» werden sie von den Anderen genannt. Aber beide Namen scheinen mir überaus unpassend. Ein nationaler Politiker ist ein achtungswerther Mann, der beharrlich und besonnen ein Edelstes und Höchstes erstrebt: Sicherung und Blüthe seines Volksthums — und selbst zu einem ganzen Hochverräther gehören ganze fünf Sinne! Aber wer heute, im Jahre des Heils 1875, ernstlich anstrebt, daß die deutsche Cultur in der Bukowina ausgerottet werde, daß das Land an Rumänien falle, der ist kein Hochverräther, welcher Strafe verdient, der ist von Gott gestraft genug und verdient im Gegentheile eine tägliche ausgiebige Douche und den kostenfreien Aufenthalt in der einsamen Zelle eines nützlichen sanitären Instituts, zu dem es das Buchenland freilich leider noch nicht gebracht hat. . . .

Eine Landes-Irrenanstalt also haben sie drüben noch nicht, aber ein schönes Culturleben haben sie und Rechtssicherheit und geordnete Sitte und bürgerliche Freiheit! Wie eine Oase liegt dies Ländchen mitten in der Wüste östlicher Uncultur. Wahrlich, wenn der Bukowinaer so dankbar und so treu ist, so hat er auch allen Grund dazu — mehr Grund, sag' ich offen, als der Bürger eines anderen Kronlandes! Nicht etwa, daß hier die k. k. Verwaltung durchwegs von besserem Geist erfüllt gewesen als anderwärts — auch hier blieb sie sich gleich in ihren ge-



ringen Vorzügen und großen Schwächen. Aber zwei Dinge gibt's, für welche der Bukowinaer dem österreichischen Staate allzeit verpflichtet bleiben muß: Erstens für — den 7. Mai 1775! Ja, schon die Thatsache, daß dies Land nicht bei der Moldau blieb, sondern an Oesterreich kam, wiegt schwer genug! Zweitens für die treffliche Art, in der Kaiser Joseph das Land colonisirt, für den genialen Blick, mit dem der große Monarch das Verhältniß der Nationalitäten festgestellt. Die Bukowina ist ein kleines Ländchen, und was Joseph dafür gethan, steht in keinem Geschichtsbuch zu lesen, aber wer sich in die vergilbten Acten aus jener Zeit vertieft, in die Berichte der k. k. Militär-Verwaltung und des Herrschers Entscheide hierüber, dem tritt es fast überwältigend entgegen, wie weit, wie scharf, wie weise diese Kaiseraugen geblickt . . .

Das kann man von den Augen der k. k. Verwalter, der Herren Kreishauptleute und Landes-Chefs freilich nicht immer sagen. Einiges haben sie gefördert, Manches wol auch gehindert — die Hauptarbeit haben sie wahrhaftig nicht gethan! Es war dies auch zum Glück nicht nöthig, denn wenn es nöthig gewesen wäre, dann — siehe Ostgalizien, siehe Oberungarn . . . Aber hier war ein richtiger Grundstein gelegt, und die Erbgesessenen und die Colonisten schafften selber fröhlich weiter, und es war Segen über ihrem Werke, weil sie dabei Frieden hielten und sich nicht um Glauben oder Sprache die Köpfe blutig



schlugen. So war das Jahrhundert, welches heute voll wird, für die Bukowina eine Zeit emsigsten, gesegnetsten Fleißes, eine Zeit währenden, wachsenden Gedeihens. Und so mag der Bürger dieses Landes heute dankbar jenes Tages gedenken, da für die Bewohner ein menschenwürdiges Dasein begann, aber noch dankbarer der Arbeit seiner Ahnen und Väter, und stolz der eigenen Arbeit. Wol wird sich auch die ferne, düstere Vergangenheit vor sein Auge stellen, und dann, wie sich jener 7. Mai 1775 gefügt, aber lieber wird er bei der schöneren Gegenwart verweilen. Und genau so will ich's halten in diesem Gedenkblatt zum Festtag des schönen, merkwürdigen Berglandes . . .

Düster und traurig ist die ferne Vergangenheit des Gaues zwischen Dniester und Bistrizza, der «oberen Moldau» — der Name «Bukowina» wird auch just heute erst hundert Jahre alt. Düster und traurig! Unsäglich viel ward auf diesem Boden gedrängt und geschlagen; hier ging die große Völkerstraße von Ost gegen West. Hier wanderte — wer mißt, seit welchen Tagen? — das sarmatische Nomadenvolk der Skythen von Trift zu Trift, bis die Geten, germanisches Kriegervolk, sie schützend und knechtend zugleich unter ihnen Wohnsitze nahmen — die «Königsskythen» Herodot's. In diesem Hügellande staute sich die wüste grimme Völkerwelle der Bastarner, immer wieder in römisches Gebiet herabfluthend, dann eingedämmt, endlich spurlos verfluthend im Völkermeere des Weltreiches.



Das hatten zuerst oberflächlich die Waffen der Legionen bewirkt, dann gründlich jene der Cultur. Wo dem Cäsarenstaate die Marken gestanden, ob dies oder jenes Stücklein noch dazu gehört, darüber wird noch heute mit großer Galle und Gelehrsamkeit gestritten; gewiß ist, daß mindestens die Landschaft südlich des Hierasos — Pruth heißt heute der rasche, blaue, wilde Bergfluß — dem Einfluß römischer Cultur nicht entrückt gewesen. Freilich war es nur dünner Firniß, den die Weltgebieter schlau, rasch und energisch den Unterjochten aufgedrückt, und er barst und fiel ab, als nun von Osten her, dröhnend, verderbend, reinigend wie ein Gewitter, die neuen Herren der Welt gezogen kamen — die Germanen, die Gothen. Zu «Suozawe» (Schönau) hielten ihre Könige Hof, das Christenthum erblühte und mit ihm auf dem Boden eines starken unverderbten Volksthums mälig eine neue Cultur. Aber sie endete jäh und gräßlich unter den Hufen der Hunnenrosse, und was nun vom vierten bis ins vierzehnte Jahrhundert folgt, ist eine Kette unsäglicher Gräuel: ein Volk drängte und mordete das andere, bis es selbst ertränkt ward von einer neuen Völkerwelle von Osten her. So sind Gepiden und Avaren, Bulgaren und Chazaren, Magyaren und Petschenegen, Kumanen und Uzen, Mongolen und Tataren gekommen und gegangen; wie eine einzige, ewig lange, grauenvolle Nacht liegt dies Jahrtausend dem Blicke des Spätgeborenen von einem kümmerlichen Lichtblitz erhellt: dem helden-

müthigen, selbstlosen Kampfe des deutschen Ritter-Ordens für Bildung und Christenthum. Aber über die Trümmer seiner Burgen zu Niamtz und am Zezin, über die Leichen der Ritter flutheten die Horden der Mongolen. Als sie sich verlaufen, da war das Land eine Wüste, überaus spärlich bewohnt von Ueberbleibseln all der Völker, welche diesen Boden mit ihrem Blute gedüngt. Doch den Herrenlosen kamen bald, diesmal von Westen her, neue Gebieter: rumänische Hirten und Jäger stiegen aus der Marmaros in das Thal der Moldava hinab und gründeten hier unter Dragosch, dem Häuptling ein neues, von Felsen umfriedetes Gemeinwesen. Aber die Ebene lockte sie, aus den Hirten wurden Krieger, das Völker-Bruchgestein am Sereth und Pruth konnte ihnen nicht widerstehen, und so entstand, anfangs genau in den heutigen Grenzen der Bukowina, ein streitbarer Staat: die Moldau, der bald mächtig gegen Ost und Süd wuchs. Unter Stephan dem Alten erreichte der Rumänenstaat die größte Blüthe, welche ihm bisher gegönnt gewesen, und so mag sein Volk diesen Fürsten immerhin den Großen nennen: er schlug den Feind in Nord und Süd, in Ost und West — dem Polen und dem Türken, dem Ungar und dem Kosaken war der «Kara Bogdan» (der «schwarze Stephan») gleich fürchterlich. Aber auch in Dingen des Friedens war er stark und weise, er vollendete muthig alles Gute, was die Ahnen schüchtern begonnen, er mehrte die Bevölkerung seines Landes durch

Aufnahme von Armeniern, Pokutiern und Zigeunern, er gab Gesetze und handhabte sie gerecht. Seine Regierung ist der Glanzpunkt rumänischer Geschichte, und einsam ragt aus diesem unglücklichen Volksthume diese groß, kühn und stolz geartete Heldengestalt, furchtbar einsam! — so sehr es dieses Volk bedurft hätte, ein „Stefan cel mare“ ist ihm nicht wieder geboren worden! . . . Was der gewaltige Mann geschaffen, hat kurz gewährt; unter seinen nächsten Nachfolgern schon brach Alles zusammen: die Moldau ward zur türkischen Provinz, die Landschaft zwischen Dniester und Bistrizza zum Schlachtfeld, auf dem sich der Türke mit dem Polen maß oder der abgefallene tatarische Hospodar mit seinem osmanischen Zwingherrn. Oder es erhoben sich einige Bojaren, zogen vereint gegen Suczawa, die Fürstenstadt, schlachteten vereint den Hospodar ab sammt Weib und Kind, schlugen sich dann aber grimmig und getrennt herum, wer nun Hospodar sein, zu deutsch: wer nun das Land aussaugen und zertreten dürfe. Denn ärger als die Kriegsnoth war jene des Friedens, das scheußliche, entnervende, durch und durch verderbte und verderbende Walten der eingebornen, im Namen des Sultans gebietenden Machthaber. Jede Zeile in den Geschichten jener Tage kündet unsägliche Gräuel, es war ein beispielloses Morden, beispiellose Verderbniß. Alle Bande des Volksthums, alle Bande der Familie löſten sich, es war ein Wüthen Aller gegen Alle. Grauenvolle Nacht lag über dem Lande. Da

brach jäh und unverhofft ein Lichtstrahl herein: die Besetzung durch die Oesterreicher.

Das war am 1. October 1774. Zunächst schafften sie mit eiserner Hand Ordnung, steuerten dem Rauben und Morden, schützten die Sicherheit des Besitzes. Sieben Monate darauf folgte die formelle Erwerbung: vor hundert Jahren, durch den Vertrag zu Konstantinopel, abgeschlossen zwischen dem Großvezier Izzed Mechmet Pascha und dem Gesandten Freiherrn v. Thugut. Dieser listige Diplomat hat damals, wie überhaupt während seines Wirkens am Goldnen Horn seinem Namen Ehre gemacht; später freilich und zu Wien hat er's verdient, daß ihn der Volksmund den Thunichtgut taufte.

Diese Besetzung und diese Erwerbung — es ist eine etwas eigenthümliche Historie. In solcher Art, wie die Bukowina, ist kein anderes Land an Oesterreich gekommen. Und es gibt überhaupt in aller Geschichte nicht viele solche Fälle! Denn daß befreundete Souveräne einander im Frieden Pferde oder Edelsteine bescheeren, kommt vor; aber daß einer dem anderen ohne jegliche äußere Veranlassung einhundertundachtzig Quadratmeilen schenkt, ist doch etwas curios. Die Bukowina ist ein Geschenk des Sultans an Joseph, selbst nach strengster juristischer Definition ein Geschenk, weil ganz freiwillig gegeben, aber — es ist doch eine eigenthümliche Historie, so recht eine Staatsaction im Geiste jenes Säculums. . .

Man weiß, damals rangen mit einander zwei Richtungen der Politik in Oesterreich, beide durch groß angelegte Herrschernaturen repräsentirt; rücksichtsvoll rangen sie, aber es war doch ein ewiges Ringen zwischen der großen Kaiserin und ihrem größeren Sohne. Maria Theresia hing an den alten Traditionen und dem alten Haß; Joseph erkannte, daß im Bündniß mit Preußen, in der Verständigung mit Rußland die Gewähr für das Erstarken Oesterreichs liege, und vor Allem für dessen Vergrößerung. Vor Allem hiefür: nach Mehrbesitz stand sein Sinn aus Stolz wie aus Staatsraison. Heute denken wir anders; nicht in der Zahl, in der Harmonie der Massen und ihrer Homogenität liegt uns der Quell der Macht, und gewaltig schreitet die Idee der Nationalitäten durch unser Jahrhundert. Dem großen Kaiser lag sie ferne — sehr begreiflich, weil er ein Oesterreicher war; hatte sie doch auch der Preuße nicht, der große König ganz und gar nicht, wenn auch heute sehr viele Historiker sehr Vieles über Friedrich's nationale Politik zusammenfabuliren. Aus Stolz wie aus Staatsraison, sagt' ich, strebte Joseph nach Mehrbesitz, und überdies lockte die leichte Gelegenheit. Da lag im Südosten der ohnmächtige Osmanenstaat, da lag im Osten das doppelt ohnmächtige Polen, nur noch durch die Eifersucht der drei Nordmächte im elenden Dasein geschützt. Heftig rangen Mutter und Sohn, bis Joseph die Theilnahme an Polens Theilung erstritt. So kam Halicz und

Wlodimir an Oesterreich, das bergige Pokutien dazu und ein Stück Podoliens.

Aber anders dachte der Kaiser bezüglich der Mittel, türkisches Gebiet zu erlangen. Nur bezüglich der Mittel! — er hat später mit dem Schwerte um Bosnien gekämpft und schon in den Siebziger-Jahren erstrebte er zuerst das Tiefland an der Aluta, später jene Landschaft, deren Erwerbung allerdings sehr wünschenswerth geworden, da sie sich wie ein Keil zwischen Siebenbürgen und das neugewonnene Dniesterland einschob, eben die Bukowina. Hatte er Galizien durch den Bund mit Rußland und Preußen erworben, so erlangte er die Bukowina durch den Bund mit der Türkei, auch diesmal wieder mühsam der Mutter Einwilligung erringend. Als Katharina II. 1768 den Krieg gegen die Osmanli begann und ihre Heere Sieg auf Sieg erfochten, da gönnte Maria Theresia im frommen Herzen den Ungläubigen ehrlich alle die Hiebe, indeß Joseph in schwerer Besorgniß den mächtigen Rivalen siegen sah. Darum suchte er Friedrich zu bestimmen, mit ihm vereint bei Katharina für die Vielgeschlagenen zu interveniren. Aber nach langwierigen Verhandlungen versagte Preußen endgiltig seine Hilfe. Indeß war die Gefahr immer drängender geworden, die russischen Hiebe immer wuchtiger. Denn wol waren die Feldherren der Czarin erbärmliche Strategen, aber die ihrer Gegner noch viel erbärmlicher — den «Krieg des Einäugigen mit dem

Blinden» hat es Friedrich II. spöttisch genannt. Es hat da Facta gegeben, die wie Märchen klingen; so ergab sich z. B. die stärkste Feste des Ostens, Chotin, mit 184 Geschützen armirt, an — acht Kosaken. Aber Joseph nahm mit Recht diese lustigen Facta sehr ernst und schloß am 6. Juli 1771 mit der Türkei ein geheimes Schutz- und Trutzbündniß, welches ihr den Besitz der Moldau und Walachei garantirte. Die fromme Mutter entsetzte sich über den Bund mit den Ungläubigen, aber Joseph hatte recht gehandelt; der Tractat war ein Meisterstück, er verpflichtete die Türkei zur Dankbarkeit, ohne daß Oesterreich Opfer brachte. Denn am 21. Juli 1774 kam zu Kutschuk-Kainardschi der Friede zwischen Rußland und der Türkei zu Stande; die Türkei behielt die Donaufürstenthümer, die Russen räumten die Moldau. Aber kaum daß sie abgezogen, rückten die Oesterreicher ein. Stillschweigend rückten sie ein, ohne Proclamation, vielleicht weil sie ohnehin nur Wenige im Lande hätte lesen können, vielleicht weil es — sonst seine Schwierigkeiten gehabt hätte ... Und nun arbeitete Thugut rastlos, dem Fait accompli gesetzliche Form zu geben. Was mehr auf den armen Izzed Mechmet gewirkt, ob die Vorstellung, daß die Dankbarkeit eine schöne Tugend, ob jene, daß die österreichischen Soldaten recht zahlreich — gleichviel! die Türkei trat die Bukowina freiwillig an Oesterreich ab, und aus dem Besitz ward Eigenthum. Ganz freiwillig, im ersten Artikel des Vertrages

steht es klar und deutlich: Pour donner une preuve non équivoque d'amitié, d'affection et de bon voisinage la Sublime Porte donne et abandonne et cède à la cour impériale les terres contenues d'une part entre le Dniester, le confin de Pocutie, de Hongrie et de Transylvanie." Man sieht: ganz klar und deutlich steht es da. Und wann hätten je diplomatische Schriftstücke gelogen! . . .

Sehen wir uns nun die „preuve non équivoque" näher an. Einhundertundeinundachtzig Quadratmeilen waren's, und so mag das Höflichkeitswort des guten Izzed Mechmet immerhin als Wahrwort gelten. Aber das Land war eine Wüste, die spärliche Bewohnerschaft roh und verwildert, die Hauptstadt Suczawa eine Trümmerstätte, das uralte Sereth verödet, das junge Czernowitz ein Haufe Lehmhütten. Es fehlte an Gesetzen und Aemtern, an Straßen und Schulen, nur an Noth und Räubern war Ueberfluß. Besonders aber fehlte es an — Bewohnern. . . .

An Allem fehlte es, und für Alles sorgte Joseph, und trefflich kam die Militär-Verwaltung seinen Aufträgen nach. Ganz genau kann man dabei verfolgen, was dem großen Monarchen vorschwebte; nicht blos aus der Barbarei überhaupt wollte er das Land reißen, sondern es auch als würdiges Glied für das Zukunftsreich gestalten, welches er plante. Kein deutscher Nationalstaat sollte Oesterreich werden, aber ein deutscher Culturstaat und alle

Nationalitäten sollte ein versöhnendes Band umschlingen: eine gleichartige Bildung. Darum schaffte er zunächst deutsche Schulen und deutsche Colonisten ins Land. Daneben kamen aus allen Windrichtungen auch andere Leute daher, Leute jeder Sprache und jedes Glaubens. Allen ward die Wohlthat der Steuer- und Militärfreiheit bis ins neue Jahrhundert hinein; willkommen war Jeder, der arbeiten wollte und dem Gesetze gehorchen und seine Kinder in die Schule schicken. Czernowitz ward Hauptstadt und als solche Sitz der höchsten Bildungsanstalt des Landes, einer — vierclassigen Normalschule (1778 gegründet). Kurz — Alles, was das Land heben konnte, geschah rasch und weise. Sogar für einen geordneten — Adel ward gesorgt, denn das gab's vorher nicht im Lande; «Bojar» nannte sich jeder Reiche, jeder Ochsenhändler und Gutsbesitzer, wie dies ja auch heute noch in Rumänien üblich. Nun erhielten einige dieser Bojaren den österreichischen Adelsbrief und ein Wappen dazu. Auch später sind noch einige reiche Ochsenhändler vom Kaiser Franz geadelt worden. Daher wird es auch erklärlich, warum die Söhne und Enkel dieser guten Leute mit solcher Beharrlichkeit hochfeudale Politik treiben. Sie können nichts dafür: das Blut spricht in ihnen! Noblesse oblige. . . .

Unsäglich viel dankt die Bukowina der Militär-Verwaltung, weniger, wie erwähnt, der Civil-Administration. Hauptsächlich war es Ein Umstand, welcher die volle Ent-

faltung des Ländchens verhinderte: seine Anschweißung an Galizien. Wol war es damals noch das deutsch und vernünftig administrirte Galizien, in welchem noch polnischer Uebermuth nicht seine Allotria treiben durfte. Aber beide Länder sind doch so grundverschieden, daß bei einer gemeinsamen Verwaltung unbedingt das kleinere leiden mußte. Darum war es immer ein stiller Herzenswunsch der Bukowinaer, von Galizien loszukommen. Erst im Jahre 1848, wo ja alle stillen Wünsche laut wurden, kam auch dieser zum Ausdruck. Im «tollen Jahr» waren ja die Revolutionen in Mode, und so machten auch die «guten Leute zwischen Dniester und Bistrizza» ihre Extra-Revolution. Etwas eigenthümlich war diese Erhebung und ganz unblutig, nämlich so: Einige setzten eine Petition auf und Alle unterschrieben sie, und das Schriftstück ging nach Wien. Und was forderten sie darin, etwa Preßfreiheit und Volksbewaffnung? Ach nein! Nichts forderten sie, sondern sie baten ergebenst: erstens, der Kaiser möge sie gefälligst künftig nicht auf dem Umwege über Lemberg regieren, sondern direct von Wien aus und durch einen Landes-Chef in Czernowitz; zweitens, er möge dem Lande einen Titel und ein Wappen geben, und drittens — hier erheben sie sich zu drohendem Drängen — er möge doch in seiner Huld geruhen, diesen Titel dem seinen beizufügen und das Landeswappen in das Reichswappen aufzunehmen. Das gaben sie recommandirt auf die Post, steckten das



Recepisse in die Tasche, und die Czernowitzer Revolution von 1848 war zu Ende. Die Leute bekamen auch, um was sie gebeten: einen Landes-Chef nach Czernowitz und für die Bukowina den Titel «Herzogthum» und als Wappen jenes der Moldau: den goldenen Stierkopf im blaurothen Felde. Seitdem heißen auch Oesterreichs Monarchen «Herzoge der Bukowina», und im Reichswappen findet sich auch der goldene Stierkopf. Alles haben sie bekommen. Ja, wenn man sich so gründlich aufs Revolutioniren und Rebellischsein versteht. . . .

Und dann kamen und gingen einige Landes-Chefs, und dann ging Einer, welchem keiner mehr folgen sollte; so plante es Herr Graf Agenor Goluchowski. Aber die ganz unsinnige und ungerechte Maßregelung, die Ankettung an Galizien, dauerte nur so lange, als die Minister-Herrlichkeit des Herrn Grafen; er ging, und im Februar 1861 kam wieder ein Landes-Chef. Mehrere sind seitdem wieder gekommen und gegangen, aber nur Einer verdient hier dankbar hervorgehoben zu werden, der aber voll und ganz: der Freiherr v. Myrbach. Denn er waltete ebenso weise als gerecht und energisch, er war mehr als ein pflichteifriger Chef der Verwaltung, er war ein wahrer Vater für das Land und hat der Regierung mehr Sympathien erworben, als alle seine Vorgänger und Nachfolger zusammengenommen. Auch von dem gegenwärtigen Leiter hört man Gutes, und ich bin gerne bereit, es zu glauben;

ich weiß aus eigener Anschauung, daß Herr v. Alesani im Trentino ebenso taktvoll als energisch gewaltet

Das wäre in nuce des Ländchens Geschichte. Und wer dies Hochland, ob auch nur eiligen Fußes, durchstreift, dem tönt diese Geschichte auf Schritt und Tritt entgegen, die ferne wie die nahe, die dunkle wie die lichte, nicht aus todten Denkmalen — die Wucht ewigen Kriegssturms hat die alten hinweggefegt und neue sind nicht errichtet worden — sondern aus Sprache und Typus der Bewohner. Seltsam, in unerhörter Mannigfaltigkeit, für welche die Völkerkunde kaum ein ähnliches Beispiel bietet, setzt sich diese Bewohnerschaft mosaikartig aus dem Bruchgesteine all der Nationen zusammen, welche einst über diesen Boden gezogen. Hier sitzt, als der jüngste und fleißigste Bürger, als Handwerksmann, Kaufherr und Gelehrter in den Städten, als Bauer, Winzer und Bergmann in den Dörfern der Deutsche aller Stämme: aus der Zips und vom Königsboden, vom Neckar und vom Niederrhein, aus der Pfalz und vom baierisch-böhmischen Grenzwald. Hier haust, an Kopfzahl am stärksten, der Russine (Ruthene), immer mehr nach Süden hinabrückend und schrittweise der einst zahlreichsten Nationalität des Landes, den Rumänen, das Wohngebiet beschränkend. An diese beiden Haupt-Nationalitäten schließen sich, mit ihnen eins in der Sprache aber so verschieden in Typus und Sitte, daß nur beschränkte Eitelkeit diese Besonderheit zu leugnen vermag: an die





:
n
ut
n
nd
en
cht
rn
rte
den
iese
—
und
isch;
man
rier
– es
viele

das
iester
rucht=
al der
n und
len —

selten mag größerer Gegensatz in gleich enge Grenzen gebannt sein! Aber nicht blos die äußere, auch die innere Gestaltung der Erdrinde ist unerhört wechselnd; von dem ausgebrannten Krater des Duschor im äußersten Süden bis zu den Kalkbergen, welche an der Nordgrenze den Lauf des Dniester geleiten, fehlt kaum irgend eine hervorragende Gesteinsart oder Formation. Selbst Gold findet sich da und jegliche Gattung edlen Metalls. So ist die Bukowina auch geognostisch eine Musterkarte.

Wer all dies zusammenfaßt, wird wol selbst zu dem Schlusse gelangen, daß sich im Laufe dieser Geschichte auf solchem Boden und bei solchem Völkergewirr Leben und Verkehr, Sitte und Gesinnung höchst eigenartig gestaltet. Aber das warmlebendige Leben übertrifft auch hier, wie allimmer und allerorts, jegliche Vorstellung, und die Bukowina ist — ich spreche dieses Wort wohlerwogen aus — vielleicht in culturhistorischer Beziehung das interessanteste Land in Europa. Man kann nicht sagen, daß sich die einzelnen Volkswellen hier in einen einzigen, seltsam schillernden Strom vereinigt — im Gegentheil! jede hat ihre Besonderheit festgehalten. Aber wenn sie sich auch nicht in einandergemischt, so haben sie sich doch ineinandergefügt, und eigenartige Form, eigenartige Färbung des socialen Lebens ist hiedurch entstanden. Und zwar sind im Ganzen und Großen Form und Färbung erfreulich und gedeihlich, so unbehaglich, ja faul auch Einzelnes daran

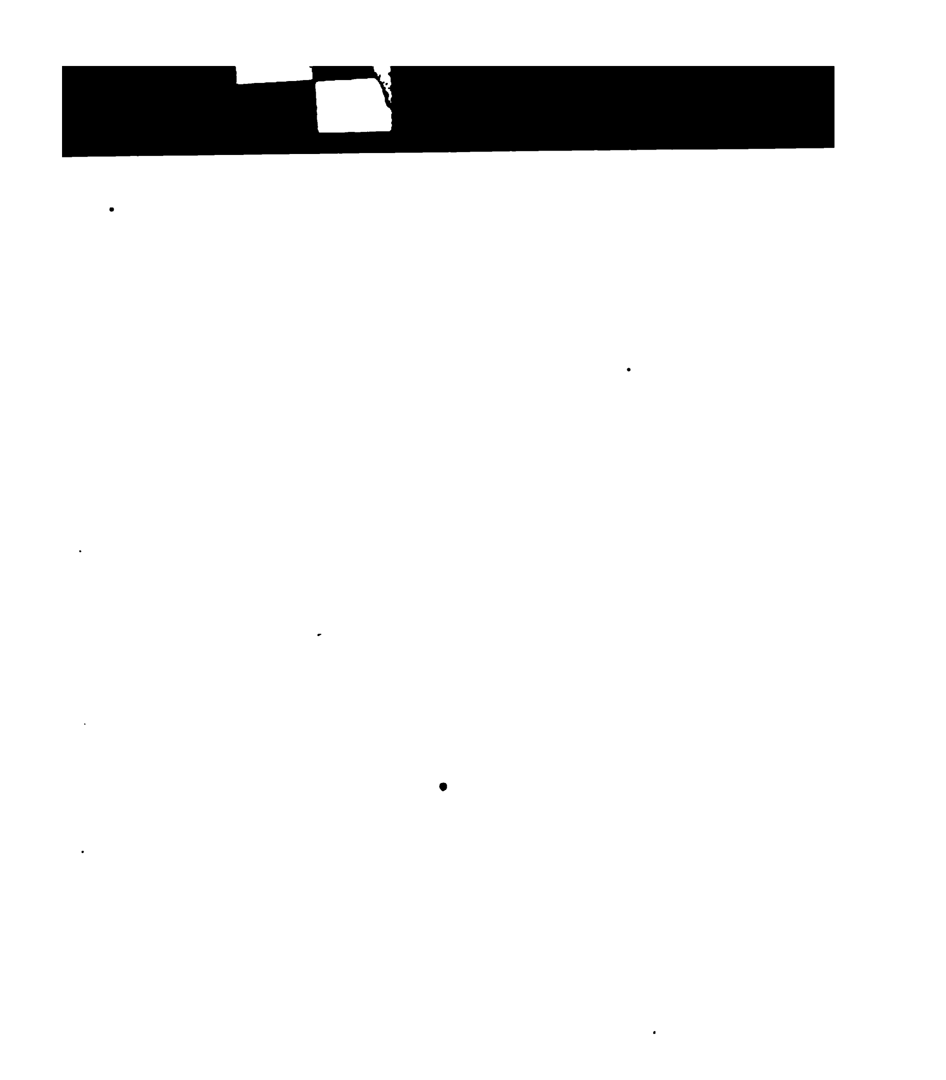


sein mag. Freilich hätten sich die widerstrebenden Elemente nicht so friedlich ineinandergefunden, freilich würde das Ländchen nicht, wie jetzt der Fall, seine Nachbarn rings umher in jeglicher Richtung menschlichen Strebens überragen, wäre nicht Ein Factor hiebei rastlos spornend, klärend und veredelnd thätig gewesen: das Deutschthum. Es ist in gewissem Sinne das herrschende Element des Landes; es unterdrückt die anderen Nationalitäten nicht, aber es bietet ihnen den versöhnenden, bildenden Einigungspunkt. Es mag auf den ersten Blick erstaunlich sein: Deutsch sind in dem entlegenen, zwischen slavischen und rumänischen Nachbarn eingekeilten Ostländchen Amt und Schule, Deutsch ist ausnahmlos unter allen Gebildeten die Sprache des Verkehrs, und wer an den Ufern des Pruth und der Suczawa den Drang verspürt, zu dichten — und es verspüren hier auffallend Viele diesen Drang, Berufene und Unberufene — der thut's in deutscher Sprache. «Hier muß kräftig germanisirt worden sein», wird Mancher denken. Aber mit Unrecht, sofern man unter «Germanisirung» das Erdrücken eines Volkes versteht oder gar jene traurige k. k. Polizei-Arbeit, welche anderwärts, z. B. in Ungarn, den Namen des Deutschthums geschändet. Wäre das Deutschthum hier auf denselben faulen Grundlagen errichtet gewesen, es wäre auch hier zusammengebrochen wie in Ungarn. Aber hier ruht es auf ethischer und darum unverrückbarer Grundlage,

auf ernster, steter, selbstloser Culturarbeit. Manches mag fördernd eingewirkt haben, so insbesondere daß es keine allzu mächtige Nationalität, keine allzumächtige Kirche im Lande gab. Aber die Hauptsache war doch, daß hier die Deutschen selbst gearbeitet, für sich und für die Anderen, und nicht sie allein, sondern mit ihnen alle Guten und Verständigen der anderen Stämme.

... Es war mir liebe Aufgabe, eine rechte Herzensfreude, von dem Lande meiner Jugend, von meiner geliebten zweiten Heimat so viel Schönes und Lichtes berichten zu können. Wol wäre noch Manches hinzuzufügen. Wol wäre es lustig und erbaulich, zu schildern, wie sich in den Köpfen dieser so überaus verschiedenen Menschen ihr Verhältniß zu Land und Reich spiegelt, und auch die neue Hochschule verdiente ausführliche Würdigung. Aber man soll nicht Alles auf Einmal sagen wollen. Nur ein Wort, nur einen Wunsch will ich hier noch beifügen. Wenn wir auf die Vergangenheit dieses Landes zurückblicken, so quillt uns daraus sicherlich eine wohlberechtigte freudige Zuversicht für die Zukunft. Möge diese Zuversicht nicht trügen! Mögen all die Gaben und Gnaden, welche in dieser Landschaft und in diesen Menschen schlummern, zu voller Entfaltung kommen! Mögen all die guten Geister, die es bisher behütet, auch ferner darüber sein: der Friede, die Arbeit, der deutsche Geist! ...

Ein Culturfest.



Das schöne, von äußerem Glanz, wie von innerer Begeisterung erfüllte Fest, welches die entlegene Ostmark Oesterreichs, die Bukowina, in der Oktoberwoche 1875 gefeiert, hat weit über die schwarzgelben Grenzpfähle hinaus Beachtung und warme Würdigung gefunden. Man darf wohl ohne Ueberschwenglichkeit sagen, daß jene ganze schöne, stille Gemeinde, deren Glieder durch Raum und Sprache geschieden, aber im Geiste geeint sind, daß alle Gebildeten dieser Feier ihre herzlichen Sympathien geschenkt. Und mit Recht! Denn das Czernowitzer Oktoberfest galt jener lichten, sieghaften Macht, der alle Guten gern dienen, der Cultur, und jenem Geiste, der zauberkräftig und selbstlos ist, wie kaum ein Anderes auf Erden, dem Geiste der deutschen Wissenschaft.

Eine Doppelfeier war's, die da in der jungen, kräftig aufblühenden Stadt am Pruth begangen wurde. Am 7. Mai 1875 waren es hundert Jahre geworden, seit die Bukowina an Oesterreich gefallen. Es ist wohl begreiflich, daß die Enkel begeistert rüsteten, die Erinnerung an den Tag festlich zu begehen, an dem ihre Ahnen aus

Heloten zu Bürgern, ihre Heimath aus einer Wüste zur geschützten und sorglich umhegten Provinz eines zivilisirten Staates geworden. Weil aber das Reich dem Lande zu seinem Freudentage das herrliche Ehrengeschenk einer Hochschule darbieten wollte, so verschob man die Jubiläumsfeier und ihren hervorragendsten Act, die Enthüllung des Austria-Denkmals auf den Oktober, weil man da zugleich das Gründungsfest der neuen Hochschule begehen konnte. Man that recht daran, denn beide Feste gehörten zusammen, und gleicher Geist hat sie durchweht, wie sie ja auch aus gleichem Geist geboren wurden. Dieselbe Culturarbeit im Osten ist's, die in doppelter Gestalt gefeiert wurde und während das Jubiläum uns vor Augen stellt, was diese Bestrebungen bisher gefruchtet, veranlaßt uns die Gründung der Hochschule zu einem Ausblick auf deren Zukunft.

In beiden Fällen sind es Lichtbilder, die sich uns vor Augen stellen und mit gerechtem Stolze mag sie besonders jeder Deutsche betrachten.

Als Kaiser Josef II. im September 1774 seinem Reiter-Obristen v. Metzler den Befehl gab, den oberen District der Moldau zu besetzen und vorläufig militärisch zu administriren, als er vernahm, wie dieser Befehl am 1. Oktober jenes Jahres ausgeführt worden und daß «die Verpflegung des Kriegsvolkes so schwer sei in dieser Einöde», da träumte er wohl nicht, daß einzig in diesem ver-

wüsteten Ländchen sich erfüllen werde, was er für seine gesammten Staaten so heiß erstrebte: die Blüte der gleichartigen, deutschen Bildung. Wie bereits erwähnt, ist der geniale Gedanke des Monarchen, aus Oesterreich einen deutschen Culturstaat zu machen, nur in der Bukowina zur That geworden.

Auch die Gründe dafür finden sich auf den vorstehen- Blättern bereits angedeutet und so mag hier eine knappe Zusammenfassung genügen. Vor allem war es jungfräulicher Boden, den man hier gewonnen. Er hatte keine andere Signatur als jene des Elends und der Oede, und so konnte man ihm jede beliebige aufdrücken. Nun ward diese Signatur durch die mächtige Colonisation aus Deutschland gleich von vornherein eine deutsche, oder doch intensiver deutsche, als sie dem gesammten übrigen Osten der Monarchie aufgedrückt wurde. So ward hier die deutsche Sprache nicht blos jene des Beamtenthums und der Verwaltung, sondern zum nicht geringen Theil auch Volkssprache. Darum fand die Regierung hier auch keinen Widerstand bei Ausführung ihrer Pläne, ferner gab es ja auch keine nationale Bildung und darum war deutsche Bildung hochwillkommen. Was anderwärts ähnliche Bestrebungen geschädigt und lahmgelegt: historisch-politische Eigenthümlichkeiten, religiöser Fanatismus, Eifersucht der anderen Nationalitäten, dies Alles fehlt hier gänzlich. Als ein Hauptmotor des Erfolgs ist endlich die rührige

Culturarbeit der eingewanderten Deutschen zu betrachten, welche selbst für ihr Volksthum sorgten und nicht dem lieben Gott, noch der lieben Regierung Alles überließen...

Es ist interessant und hocherfreulich, zu sehen, wie sich unter diesem milden starken Einfluß germanischer Cultur während eines Säculums österreichischer Herrschaft alle Verhältnisse des Ländchens zum Guten oder doch zum Besseren gewandelt. Wer die Culturverhältnisse von 1775 mit jenen von Heute vergleicht, kann eine Wandlung konstatiren, wie sie für europäische Verhältnisse nicht häufig. Freilich läßt sich der Beweis hiefür nur durch Zahlen-Colonnen antreten. Aber «Zahlen beweisen», sagt Benzenberg und in diesem Falle ist der Beweis der Mühe werth.

Ich beginne mit dem Schulwesen. Wie es da 1775 aussah, läßt sich sehr kurz zusammenfassen: es gab auch nicht eine einzige Schule. Zwar behauptet Andreas Mikulicz in einer sonst ganz vorzüglichen Uebersicht der damaligen Culturzustände, welche im Herbst 1875 als Festgabe erschienen ist, daß in den neununddreißig Klöstern des Landes das Lesen und Schreiben der cyrillischen Schrift gelehrt wurde, aber das wird wol eine sehr vereinzelte Erscheinung gewesen sein. Denn diesen hochwürdigen Herren war ja meist die geheimnißvolle schwierige Kunst des Buchstabirens verschlossen und jedes Buch ein Buch mit sieben Siegeln. Als Oberst Metzler die Grenz-

regulirung in der Bukowina durchführte und sich hiebei einiger dieser Klostergelehrten als Schriftführer bedienen wollte, machte er die unliebsame Bemerkung, daß sie eigentlich nur ein Kreuzlein als Namensfertigung hinzuzumalen wußten. Wer Priester werden wollte, brauchte nur einen sechsmonatlichen Unterricht in den Ritualien zu genießen und etwas Gesang zu erlernen und er konnte geweiht werden. Einige Bojaren im Lande sollen sich griechische Hauslehrer gehalten haben, die mindestens fertig lesen konnten. Mehr aber auch nicht!

Und heute! Von der neuen Hochschule abgesehen, blühen im Lande drei Gymnasien (zu Czernowitz, Radautz, Suczawa). In Wahrheit sind es aber fünf Anstalten denn zwei dieser Gymnasien haben Parallelklassen bis zur Oktava. Das Gymnasium in Czernowitz hat eine Schülerzahl, welche jene mittlerer Universitäten übersteigt; diese Zahl schwankt zwischen 600—700 und darüber. Ganz dasselbe gilt von der Oberrealschule in Czernowitz, welche derzeit in ihrem ersten Jahrgang 150 Schüler hat! Außerdem gibt es noch eine Realschule zu Sereth. Ferner finden sich in Czernowitz noch folgende Anstalten mit durchweg überstarker Frequenz: Eine höhere Gewerbeschule, eine landwirthschaftliche Lehranstalt, eine Lehrerbildungsanstalt, ferner eine Anstalt für Heranziehung weiblicher Lehrkräfte, eine höhere Töchterschule, eine große Anzahl Volksschulen, deren es im ganzen Lande an zweihundert gibt. Das

kleine Czernowitz mit einer Bevölkerungszahl von nur etwa 18,000 Einwohnern, wenn man nur eben die Städter in's Auge faßt, hat mehr Schulen, als manche größere Provinzialstadt des Westens und bringt relativ größere Opfer hiefür, als irgend eine andere Kommune des Reichs, Wien vielleicht ausgenommen. Auf diesem Gebiete herrscht ungemeine Rührigkeit und die neue Hochschule wird vollends das geistige Leben fördern und den ohnehin lebhaften Bildungstrieb zu heller Lohe anfachen.

Greifen wir einen andern Punkt zur Vergleichung heraus zwischen Einst und Jetzt: die Bevölkerungsziffer. Zur Zeit der Erwerbung durch Oesterreich gab es da, wie erwähnt, im Ganzen 75,000 Einwohner, vielleicht nicht einmal so viel, da die erste Volkszählung erst einige Jahre nach Uebernahme des Landes erfolgte. Hievon waren 35,000 Rumänen, 12,000 Ruthenen, 8000 Menschen verschiedener Nationalitäten, Juden, Armenier, Zigeuner, letztere in besonders großer Zahl. Auch wohnten in den drei Städten Czernowitz, Sereth und Suczawa einige deutsche Kaufleute, namentlich Sachsen aus Siebenbürgen. Unter den damaligen „Städten" hat man sich übrigens nichts weiter zu denken als Orte, wo Lehmhütten zahlreicher zusammenstanden als anderwärts. In Czernowitz gab es keinen einzigen Steinbau und als da 1776 die Huldigungsfeier erfolgte, mußte hiefür ein Zelt aufgeschlagen werden; es gab keine einzige Stube in dieser



«Landeshauptstadt», welche auch nur zehn Menschen hätte fassen können. Solcher Orte, wo zwar auch Lehmhütten zusammenstanden, aber nicht so zahlreich, also Dörfer, gab es 239. Die Zahl der Lehmhütten im ganzen Lande betrug vier Jahre nach der Erwerbung 12,000, die Zahl der Familien 12,500.

Heute stellt sich die Bevölkerungssumme der Bukowina auf 543,420 Einwohner, welche in 120,380 Familien vereinigt sind. Ein Wachsthum also, wie es für amerikanische Begriffe freilich geringfügig, in Europa jedoch selten ist. Der Nationalität nach leben da im tiefsten Frieden, den einige wenige Hetzer vergeblich zu stören suchen: 221,726 Rumänen, 202,700 Ruthenen, 95,091 Deutsche christlicher und jüdischer Konfession, ferner 9238 Ungarn, 3260 Lipowaner, 1087 Slovaken, ferner 10,307 Einwohner der verschiedensten Nationalitäten, von denen die Zigeuner und die Polen mit beiläufig je 2000 Seelen am zahlreichsten vertreten sind, während die Türken mit nur 17 Seelen den geringsten Bevölkerungsbruchtheil repräsentiren.

Mächtig haben sich die Städte gehoben. Der Lehmhüttenhaufe, der vor hundert Jahren «Tschernauz» hieß, ist heute die freundliche, zivilisirte deutsche Stadt Czernowitz. Auch Sereth hat sich gehoben, nur Suczawa nicht, die alte Fürstenstadt der Moldau bietet auch heute noch einen trostlosen Anblick. Zwei Marktflecken, Radautz und

Kimpolung, wurden zu Städten erhoben. Die Gesammtzahl der Städte stellt sich also jetzt auf 5, ferner jene der Märkte auf 19, Dörfer gibt es 295, Weiler 193. Die Anzahl der Häuser stellt sich auf 99,245.

Werfen wir einen vergleichenden Blick auf die Verkehrsmittel, auf Handel und Gewerbe. Im Jahre 1775 gab es, wie erwähnt, weder Straßen noch Brücken. Selbst die Einrichtung der Ueberfuhren ließ Alles zu wünschen übrig. Die Landwege hatten nur den Zweck, den Verkehr von Dorf zu Dorf zu vermitteln; die Flüsse waren unregulirt und daher als Transportwege gar nicht im Gebrauch. Posten gab es nicht; wer den Andern etwas zu sagen hatte, kam selbst oder schickte einen Boten. Handel und Gewerbe lagen gänzlich darnieder. Die Bauern waren ausschließlich auf das angewiesen, was sie selbst erzeugten; sie aßen, was sie hatten, und wenn sie nichts hatten, so verhungerten sie.

Heute durchzieht die Eisenbahn in einer Ausdehnung von 17.4 Meilen das Land und wenn sie u. A. auch über die viel berufenen Mihuczeni-Dämme führt, so wird sie doch von Vielen benutzt. Auch wird der Süden des Landes wohl nicht allzulange auf eine neue Bahn, die Verbindung mit Siebenbürgen, zu harren haben. Die Reichsstraßen, die trefflich erhalten werden, betragen 54 Meilen, die Konkurrenzstraßen 69 Meilen, die chaussirten Gemeindestraßen 101 Meilen. Vier große und zahlreiche kleine



Brücken, ferner Ueberfuhren erleichtern den Verkehr. Die Flüsse des Landes sind in einer Ausdehnung von nicht weniger als 86 Meilen mit Flössen beschiffbar und auf diesen Wasserstraßen wandern insbesondere die herrlichen Buchen und Tannen dieses Berglandes an die untere Donau hinab und in die Schiffswerften am schwarzen Meer. — Ferner besteht im Lande eine Postdirektion mit 78 Postämtern und eine Telegraphendirektion mit 18 Telegraphenstationen. Handel und Gewerbe blühen und haben insbesondere in den letzten Jahren fröhlichen Aufschwung genommen. Die bereits erwähnte fleißige Arbeit von Mikulicz gibt die Zahl der Handeltreibenden mit 3718, die Zahl der Gewerbetreibenden mit 5227 an, von denen 141 sich mit dem Transport beschäftigen. Es sind 22 Dampfmaschinen im Betriebe und 56 Dampfkessel in Branntweinbrennereien. Der lebhafte Handel hat eine internationale Bedeutung und über Czernowitz geht größtentheils der Verkehr Rumäniens mit Deutschland.

Erwähnen wir ferner, was bei einem Agrikulturlande unerläßlich, wie sich der Stand des Ackerbaues von 1775 zu dem von 1875 verhält. Von der Gesammt-Area von 1,816,163 Joch entfielen auf verbaute Flächen, auf Gärten und Aecker 375,729 Joch, von denen aber mehr als die Hälfte regelmäßig brach lag — es fehlte gleichermaßen an Arbeitslust wie an Arbeitskraft. Auf

Wiesen entfielen 140,000, auf Hutweiden 240,000, auf Waldungen 920,000 Joch, während 69,000 Joch von Sümpfen bedeckt waren, und der unproduktive Boden einen Flächenraum von 71,454 Joch einnahm. Produzirt wurden 700,000 Metzen Mais, 100,000 Metzen Hirse, 80,000 Metzen sonstiges Getreide (besonders Weizen). Der Ertrag der Obst- und Gemüsegärten war ein geringer, edlere Obstsorten kannte man gar nicht. Die prächtigen Wälder lagen ohne jeden Ertrag, ganz sich selbst überlassen, keine Spur von einer Forstkultur, nicht einmal von einer rohen Ausnutzung; achtlos ließ man die herrlichsten Baumstämme vermodern. Der Viehstand betrug 12,000 Pferde, 91,000 Rinder, 130,000 Schafe und Ziegen, 10,000 Schweine, 6000 Bienenstöcke. Der Bergbau wurde nicht rationell betrieben, man hieb nur auf, was zu Tage lag, und das gab etwa 150 Zentner Eisen. Sehr primitiv war die Benutzung der zahlreichen Salzquellen des Landes; das Salzwasser wurde geschöpft und gleich in dieser Form als Würze benutzt; an ein Versieden dachte Niemand. Uebrigens war dieses Salzwasser von den moldauischen Hospodaren mit einer hohen Steuer belegt. Diese Leute besteuerten Alles; es ist ein wahres Wunder, daß sich diese Blutegel nicht jeden Athemzug Luft bezahlen ließen.

Heute umfassen die Bauparzellen, dann Gärten und Aecker 481,185 Joch. Also anscheinend nur eine Vermehrung um ein Drittheil, in Wahrheit aber um circa 75

Perzent, denn nun liegen nur 4 Perzent der Aecker brach. Auf Wiesen entfallen derzeit 281,896 Joch, auf Hutweiden 198,540 Joch. Die Waldungen haben sich etwas vermindert, auf 810,820 Joch. An Sümpfen sind blos 381 Joch verblieben; durch diese Kulturarbeit haben sich insbesondere die Lipowaner große Verdienste um das Land erworben. Der unproduktive Boden bedeckt jetzt nur noch 43,341 Joch, und zwar mit Einschluß der Gewässer, Straßen, Wege, Schotterbänke, Felsen u. s. w. Der Ackerbau produzirt derzeit an Weizen 173,240, an Roggen 577,255, an Mais 1,648,992, an Gerste 476,442, an Hafer 652,894, an Heidekorn 104,693, an Hülsenfrüchten 38,143, an Kartoffeln 2,301,120, an Oelsamen und Anis 59,285, an Kleesamen 12,397 Metzen. Ferner an Tabak 1349 Zentner, an Heu und Grummet 3,968,790 Zentner, an Kleeheu 769,987 Zentner. An edlem Obst wurden 25,778 Metzen gewonnen. Auch der Weinbau wird eifrig betrieben. Die Bukowinaer Traube ist sehr süß, was sich vom Weine gerade nicht sagen läßt. Wahrscheinlich liegt dies an der unrationellen Art der Pressung und Klärung.

Die Waldungen geben jährlich 511,767 Kubikklafter Brennholz und 16,036 Kubikklafter Bau- und Werkholz. An Vieh werden gezüchtet: 42,813 Pferde, 242,424 Rinder, 216,699 Schafe und Ziegen, 135,885 Schweine, 17,091 Bienenstöcke. Der Bergbau wird rationell be-

trieben, freilich werden die Schätze, die in diesem Boden schlummern, noch lange nicht so ausgenützt, wie sie es verdienen und reichlich lohnen würden. Der Bergbau liefert 21,095 Zentner Kupfererze, 200,621 Zentner Eisenerze, 6627 Zentner Braunstein, 28,982 Zentner Steinsalz. Der Jahreswerth der durch die Urproduction gewonnenen Produkte erreicht 36,209,434 fl. ö. W.

Stellen wir ferner die Cultus-Verhältnisse von Einst und Jetzt in Parallele. Die griechisch-orientalische Kirche war im Jahre 1775 die unbedingt herrschende, zu ihr bekannten sich etwa 67,000 Einwohner. Der Rest, also etwa 8000 Seelen, gehörte verschiedenen Confessionen an, die Mehrzahl waren Juden, einige Hundert (Zigeuner) waren Heiden. Die Katholiken hatten (noch aus der Polenzeit her) eine einzige Kapelle in Suczawa, die Juden hingegen durften keine Synagoge errichten. Um so üppiger florirte der Cult der herrschenden Religion, sie hatte einen Bischof zu Radautz, ferner 186 Pfarrer und 140 Hilfspriester. Aber das ist noch lange nicht Alles! In dem armen Ländchen bestanden 39, sage neununddreißig Klöster, so daß beiläufig auf je 1500 Gläubige ein Kloster kam, ein Verhältniß, welches nicht auf dem ganzen Erdball und zu keiner Zeit seines Gleichen findet! Von diesen Klöstern waren 31 zur Aufnahme von Mönchen (sämmtlich nach der Regel des heil. Basilius) bestimmt, in den übrigen 8 Klöstern hausten nach derselben Regel Nonnen. Im



Ganzen gab es im Lande zur Zeit der ersten Erbhuldigung, also zwei Jahre nach der Occupation und nachdem die frommen, aber rohen und stark verkneipten Väter massenhaft nach der Moldau geflüchtet und den größten Theil der Kirchenschätze mitgenommen, 466 Mönche und 88 Nonnen, für das Jahr 1775 aber kann man ihre Anzahl mindestens auf 2000 anschlagen, sodaß beiläufig jedes dreißigste Männlein oder Weiblein Mönch oder Nonne war. Dieses Heer von Nichtsthuern wurde aus den Klostergütern erhalten — zwei Drittheile des Landes gehörten den Klöstern oder waren an sie verpfändet oder verliehen!

Natürlich hat der Josefinismus in diesem Augiasstall gehörig aufgeräumt. Die Nonnenklöster wurden sämmtlich, die Männerklöster bis auf drei gesperrt. Die letzteren bestehen noch heute, doch stellt sich die Zahl der Mönche in allen zusammen nur auf 30—40; das hervorragendste ist Putna, geringer an Zahl und Gut sind Suczawiza und Dragomirna. Das Vermögen der Klöster wurde eingezogen und daraus der griechisch-orientalische Religionsfond gebildet, einer der reichsten Fonds der Monarchie mit ungeheurem Guts-, Haus- und Bergwerkbesitz. Aus den Erträgnissen werden nicht nur sämmtliche Cultusbedürfnisse der griechisch-rechtgläubigen Bewohnerschaft bestritten, sondern auch viele Schul- und Wohlthätigkeits-Institute, welche allen Confessionen zu Gute kommen, erhalten. Auch heute ist die griechisch-orientalische Kirche an Bekennern (407,311

Köpfe, deren Seelsorge von einem Erzbischof und etwa 300 Pfarrern besorgt wird) die stärkste, aber sie ist nicht die herrschende; es gibt keine herrschende Confession in der Bukowina und eben darum herrscht ungetrübtester religiöser Friede im Lande — trotz oder — wegen der Vielfältigkeit der Glaubensbekenntnisse. Außer den Griechisch-Orientalen leben noch im Lande 84,481 Seelen anderer christlicher Confessionen: Römisch-Katholische (in 31 Pfarreien), Griechisch-Katholische (in 16 Pfarreien), Armenisch-Katholische (2 Pfarreien), Armenisch-Orientalische (1 Pfarre), Protestanten A. C. (4 Pastorate), Protestanten H. C. (1 Pastorat). Ferner Unitarier, Bezpopowzen und Popowzen, letztere gar sonderbare Christen, welche in diesem Buche unter dem stolzen Namen, den sie sich selber beilegen, als «Leute vom wahren Glauben», nähere Würdigung finden. Von einem confessionellen Hader oder Vorurtheil findet sich wie erwähnt im Lande keine Spur, auch die 50,000 Juden erfreuen sich der vollständigsten sozialen Gleichberechtigung und vergelten dies durch redliche und erfolgreiche Arbeit an allen Zweigen des öffentlichen Lebens. Der Jude in der Bukowina steht sozial, politisch und moralisch ungleich, ja unglaublich höher, als der polnische oder rumänische Jude, und ich habe Gelegenheit, da wieder einmal von ganzem Herzen mein Sprüchlein anzubringen: «Jedes Land hat die Juden, die es verdient» . . .

Den schärfsten Contrast jedoch bieten Verfassung und

Verwaltung von 1775 und von heute. 1775 war die Bukowina ein Theil des Fürstenthums Moldau, einer türkischen Provinz also, die an habgierige Hospodare vermiethet wurde. 1875 ist die Bukowina das gleichberechtigte Glied eines konstitutionellen Culturstaates! Wer die Verhältnisse der Bukowina mit jenen ihres Stamm- und Nachbarlandes Rumänien vergleicht, der wird den Enthusiasmus begreiflich finden, mit dem die Bewohner des gesegneten Ländchens die Erinnerung an den Tag begingen, der sie aus jenem unseligen Staatswesen löste und dem Kaiserstaate einfügte.

Aber in gleichem Grade galt dieser Enthusiasmus auch der Gründung der neuen Hochschule. Die Stiftung der Francisco=Josephina bildete den würdigen Höhepunkt und Markstein der abgelaufenen hundertjährigen Cultur-Epoche und giebt die Gewähr eines dauernden geistigen Ringens und Strebens.

Nicht als politisches Experiment ist diese Stiftung zu betrachten, nicht als der Versuch, im entlegenen Osten neuerdings eine Politik zu inauguriren, welche in Galizien und Ungarn gescheitert. Es ist ein wirkliches, thatsächliches, dringendes Bedürfniß, dem die neue Hochschule entsprechen soll. Die Bukowina ist ein ansehnliches Land mit deutscher Verkehrssprache und — die nächste deutsche Hochschule war bisher fast 150 Meilen fern! Wenn der deutsche oder deutsch-sprechende Sohn dieses Landes nicht an der polni-

schen Universität Lemberg oder an der magyarischen Universität Klausenburg studiren wollte, so blieb ihm nichts übrig, als sich nach dem fernen, kostspieligen Wien zu wenden. Das konnten aber Viele nicht und das Land litt thatsächlich Mangel an eingeborenen Aerzten, Lehrern und Richtern. Schon als Landesuniversität also ist die Universität Czernowitz vollkommen berechtigt und nothwendig und die Mittelschulen in der Bukowina allein sind im Stande, ihr eine Frequenz zu sichern, welche die kleiner, deutscher Hochschulen weit übersteigt.

Aber auch als friedliche Schutzwehr für das bedrohte deutsche Volksthum im Osten ist die neue deutsche Hochschule aufgerichtet. Der Sohn des galizischen Deutschen, der Sprosse des wackeren siebenbürgischen Sachsenstammes, der Deutsche in den ober-ungarischen Comitaten war gezwungen, entweder an eine Hochschule West-Oesterreichs zu gehen oder, sofern er dies nicht konnte, sich wohl oder übel entnationalisiren zu lassen. Man sage nicht, daß es ihm ja wohl möglich war, seine Studien in anderer Sprache zu betreiben und deshalb doch ein Deutscher zu bleiben. Es war dies bei dem nationalen Fanatismus, der sich insbesondere an den polnischen Hochschulen breit macht, in der That nicht so leicht möglich und übrigens ist auch unter uns Deutschen nicht Jeder ein Herman oder Cato. Unser Volksthum hat auf diese Weise manchen herben Verlust erfahren. Nun ist diesem Unheil ein starker Riegel vorgeschoben.

Aber nicht blos als eine Erhalterin und Mehrerin der deutschen Kraft im Osten kommt die neue Hochschule in Betracht, auch als eine Erhellerin den andern Völkern. Und hierin liegt wohl ihre Hauptbedeutung. Das politische Moment, welches ihr innewohnt, ist kein allzu bedeutendes, aber das culturhistorische Moment ein unermeßliches. Dem Ruthenen aus Galizien, dem Rumänen aus Siebenbürgen oder den Donaufürstenthümern, dem Südrussen aus Bessarabien und Volhynien wird die neue Hochschule die Ergebnisse deutscher Wissenschaft vermitteln und ihn somit nicht seinem Volke entreißen, sondern zu einem doppelt nützlichen Sohne desselben herausbilden. Auch hierin wird sich die selbstlose deutsche Art bewähren.

Und nun von jenen Festtagen. Hei! wie schimmert es uns in der Erinnerung entgegen, das prächtige Bilderbuch, in dem wir damals festtrunken geblättert, Blätter, so gewaltig, so sinnverwirrend bunt und dabei so schlicht und herzerfreulich! Wir hatten es uns nicht so schön gedacht, wir Alle nicht, die wir gekommen, das Fest im fernen Ostlande mitzufeiern. Und mag immerhin in währendem Zeitenlaufe hier eine Farbe verblassen, dort ein Umriß verschwimmen, ganz wird Keinem sein Bilderbuch entschwinden. Dafür ist gesorgt.

All jenen, die nicht dabei gewesen, oder Jenen, die gerne eigene Eindrücke mit fremden vergleichen, sei hier ein oder das andere Blatt aus dem Buche aufgeschlagen,

das ich mir selbst in den unvergeßlichen Tagen angelegt. Das Fest galt der Erinnerung an die Verlobung, die einst hier der Geist des Westens mit dem Osten gefeiert, und nun, da hundert Jahre gesegneten Brautstandes ins Land gegangen, ward er zum jubelnden Hochzeitsfeste der Beiden. Wie der Strom des Westens den Osten befruchtet, trat in tausend lichten Spuren zu Tage. Aber auch in unvermitteltem Nebeneinander waren sie zu sehen: hier höchste Cultur, dort unverfälschteste Natur. Die drei Octobertage zu Czernowitz waren das heiterste, angenehmste und interessanteste Compendium der Culturgeschichte, welches je erschienen ist.

Halb ein Bilderbuch zur Unterhaltung, halb ein Stücklein Culturgeschichte zur Orientirung — so laßt euch denn die flüchtigen Skizzen gefallen . . .

Vor Allem der ständige Hintergrund: Czernowitz.

Du liebe, junge, unfertige Stadt am Pruth, vielleicht bin ich nicht der rechte Mann, dich zu schildern. Die Stätte, wo man als Jüngling geweilt, hat man lieb wie seine Jugend. Da liegt Alles in Duft und Sonnenschein, wenn man zurückblickt. Wer recht seiner Jugend gedenkt, dem liegt über der kältesten Nacht im Dachstübchen warmer Goldschimmer und über dem härtesten Stück Brotes Bratenduft. Vielleicht geht es mir nicht anders mit dir, du liebe Stadt! Vielleicht habe ich dich zu lieb, deine Schwächen zu sehen.

Aber ich denke, Jeder, der unbefangen diese Stadt besieht und kennen lernt, wird ihrer freundlich gedenken. Auch die Erfahrung bestätigt dies. Nur muß man freilich die Verhältnisse des Ostens kennen. Für den ersten Eindruck, welchen Czernowitz macht, ist es entscheidend, ob man früher eine andere Stadt des Ostens gesehen und ge—rochen oder nicht. Ist Letzteres der Fall, so wird ein Wiener leicht die feine Beobachtung machen, daß nicht aller Comfort des Westens hier zu finden ist. Auch sind in der That am Graben zu Wien die Häuser viel höher und stattlicher als am Ringplatz zu Czernowitz. Aber wer langsam die umliegenden Landschaften durchzieht, hierher zu gelangen; wer Stanislau oder Jassy, Mohilew oder Bistritz gesehen, wird freudig erstaunt diese Cultur-Oase betreten. Er sieht wieder einmal eine Stadt, nicht mehr einen wirren Knäuel von Häusern und Hütten; er sieht Straßen, nicht mehr im Zickzack laufende Zwischenräume, auf denen der Unrath der umliegenden Häuser abgelagert wird; er sieht schöne, wohnliche Häuser, ihn grüßt mancher neue, stylvolle Prachtbau; er sieht wieder gepflasterte Straßen und Plätze, und die Straßen werden beleuchtet und gekehrt. Und vor Allem: wieder einmal kann man in den Straßen wandeln, ohne sich das Sacktuch vor die Nase halten zu müssen.

Freilich, diese Stadt wird, und selten hat sich in Europa eine so jähe Entwicklung vollzogen wie hier. Im

Laufe eines Jahrhunderts hat sich die Bevölkerung um das Siebenunddreißigfache vermehrt! Im Jahre 1775 ein Haufe Lehmhütten, 1860 ein stilles galizisches Kreisstädtchen, ist Czernowitz heute die hübscheste, freundlichste Stadt des österreichischen Ostens, zugleich die Stätte und noch mehr die Vermittlerin eines gewaltigen Verkehrs. Alljährlich wachsen neue Straßenzüge aus dem Boden, schwinden Ruinen und Gärten, neuen Bauten Platz zu machen. Hier brauchte Chidher, der ewig junge, nicht so lange Pausen zu machen, um Alles gründlichst verändert zu finden!

Aber wüchse die Stadt auch noch so gewaltig, die gegenwärtigen Grenzen ihres Gebietes wird sie deshalb nicht hinauszurücken brauchen. Czernowitz bedeckt mit seinen Vorstädten den Flächenraum einer Quadratmeile. Jene Stadt, welche so regsam und sieghaft einer blühenden Zukunft entgegenringt, nimmt hievon kaum ein Zwölftheil in Anspruch. Das Uebrige ist Garten, Dorf, Acker. Wer diese Stadt durchwandert, dem treten so merkwürdig verschiedene, so überaus bunte Bilder vor die Augen, daß er sich immer wieder verwundert fragt, ob es dieselbe Stadt ist, in der er wandelt. Ost und West, Nord und Süd und alle erdenklichen Culturgrade finden sich da vereinigt. Alle erdenklichen! — wiederhole ich. Der Fond eines Czernowitzer Fiakers kann uns zu Faust's Zaubermantel werden, der uns binnen wenigen Stunden Bilder



vor die Augen zaubert, die sonst durch Raum und Zeit unendlich weit geschieden liegen.

Da hebt sich gegen Süd ob der Stadt ein schöner Berggipfel, den grüner Wald umkränzt und die Sage zauberhaft umfließt, der Caecina. Eine tiefe Schlucht trennt ihn von dem Hochplateau, auf dem das liebe Stück Europa liegt mit seinen ragenden Thürmen. Die Schlucht birgt freundliche Häuser, und auch den Bergabhang klimmen sie empor und grüßen aus tiefem Grün freundlich herüber. Wer dies sieht und je im Schwarzwald gewesen, dem wird schier traumhaft zu Muthe. Das ist ja ein Schwarzwald-thal, wie es leibt und lebt! Und fährt er durch die Gäß-chen und sieht sich die Menschen an, oder klopft er an eines dieser Häuser, so umwebt ihn der Traum immer dichter. Die Leute tragen die Tracht und reden die Mund-art, die zwischen Kinzig und Neckar so behaglich-naiv und freundlich-komisch im Schwung ist. Ein Schwarzwalddorf — aber dabei ein Theil der Landeshauptstadt Czernowitz.

Weiter führt uns Faustens Zaubermantel, weiter, so rasch es seine mageren Gäule gestatten. Schließet ein Viertelstündchen nur die Augen, haltet das Bild des freund-lichen Bergdorfes fest. Und nun, da der Wagen hält, öffnet sie wieder! Wieder umklingen euch deutsche Laute, aber widrig verzerrt. Und statt des frischen Walddueftes sehr eigenthümliche Gerüche. Vor euch ein düsterer grauer, Steinbau und rings kleine, dumpfige, erbärmliche Häuser,

die Straße ein Schlammpfuhl. Und um euch schmutzige, blasse Menschen in Kaftan und Schmachtlöcklein und früh verwelkte Frauen mit sonderbarer Kopftracht. Ihr steht in der Judenstadt, vor der Synagoge der Orthodoxen. Ein podolisches Ghetto, wie es leibt und lebt, aber dabei ein Theil — der älteste Theil — von Czernowitz.

Aber nicht alle Söhne des «auserwählten Volkes» sind hier geblieben in Schmutz und Dunkelheit, die meisten sind emporgezogen, den Berg empor, wo bessere, reinere Luft weht, und wohnen da vereint mit ihren Mitbürgern, durch nichts von ihnen unterschieden, als durch die Confession. Den Juden gehört ein guter Theil der Häuser im Centrum der Stadt. Dieser Theil bietet gleichfalls ein eigenartiges Bild, dessen Charakter sich am besten feststellen läßt, wenn ich an die jungen Stadttheile deutsch-österreichischer Provinzstädte erinnere. So etwa sieht es in den Vierteln Geidorf oder Leonhard zu Graz aus. Freundliche, regulirte Straßenzüge, aber noch nicht völlig ausgebaut. Hier eine Zinskaserne, daneben ein Garten, ein kleines Häuschen und wieder ein mächtiger Bau. Gebaut wird überall, die Häuser wachsen nur so aus der Erde.

Rolle ostwärts, Zaubermantel, und rüttle uns nicht zu stark! . . . Wollt ihr nächst der jungen deutschen Provinzstadt ein kleines russisches Landstädtchen sehen? Hier habt ihr die kleinen weißen Häuser, die breiten Gassen,

die Gärten, das russische Bad, die byzantinische Kirche. Dort wo der Weg nach Horecza biegt, liegt das Städtchen, als hätte es ein Zauberer aus irgend einem westlichen Gouvernement herausgehoben und hierher gepflanzt. Oder wollt ihr ein ruthenisches Dorf, ein echtes? Die Hütten im Knäuel liegend, strohgedeckt, die Arme der Schöpfbrunnen hochauf zum Himmel ragend. Rings Maisfelder, braune Haide, im Hintergrunde ein Wald. Man könnte sich tief in Podolien wähnen oder tief in der Ukraine. Aber wir sind im Stadtgebiete von Czernowitz und noch lange nicht an seiner Grenze.

Und nun wieder westwärts. Vom alten Byzanz klingt die Sage, wie seine Paläste herrlich ragten und mächtig seine Kuppeln strahlten; aber dazwischen stand ein griechisches Holzkirchlein, ehrwürdig durch sein Alter, und elende Häuschen, ebenso dumpf und niedrig, als jene Bauten stolz und herrlich, und vielleicht just darum so niedrig. Wollt ihr ein Stück Byzanz sehen? Hier hebt es sich: die bischöfliche Residenz, ein Prachtbau, so gewaltig und merkwürdig, daß er allein Kunstverständigen eine Reise ins entlegene Ostländchen reichlich lohnt, in seiner Nähe der stolze Kuppelbau der Synagoge. Selbst die altehrwürdige Holzkirche fehlt nicht und noch minder die elenden Häuschen. Ein Bild, glänzend und ärmlich zugleich, und auch in dieser Richtung ein echtes Stück Orient.

Aber nicht weit davon liegt ein Stück Amerika. Ich bin leider noch nicht drüben gewesen jenseits des «großen Wassers», und kann mir nur aus Berichten und Zeichnungen ein Bild einer werdenden Stadt zusammensetzen. Aber so mag es am Rande der Prairie aussehen, wie zu Czernowitz auf dem «Austriaplatz». Dicht hinter den Häusern des Platzes beginnt die unbewohnte Haide und dehnt sich meilenweit fort. Und auf dem Platze da steht ein schönes, stylvolles Gebäude, wackelige Nothbauten, Hütten, umfriedete Bauplätze, Alles buntdurcheinandergewürfelt. In der Mitte das Denkmal. Aehnliches findet man wahrhaftig in Europa nicht. Auch ein kleines Stück England findet sich in Czernowitz: die Fabriksstadt in der Pruth-Ebene. Da stehen die massiven Steinbauten und schwarz rauchen die Schlote. Die Luft ist von Kohlendunst geschwängert, aber mehr, noch weit mehr dieses Dunstes wünsche ich meiner Jugendstadt von ganzem Herzen. Hebung der Industrie muß ihr erstes und wichtigstes Bestreben sein, nun, da für geistige Interessen vorläufig genügend gesorgt ist.

Noch manches seltsame Bild könnte ich aus dieser Stadt der Gegensätze herausgreifen. Aber das Bisherige mag genügen. Die wachsende Cultur, der Segen zukünftiger Tage, dem die junge Stadt entgegenblüht, werden wol manche Besonderheit verwischen. Insbesondere hört das Stück Amerika wol bald auf, amerikanisch zu sein.

Aber eine interessante Stadt wird Czernowitz immer bleiben — durch das Gewirre der Culte und Nationalitäten. Letztere geben sich in dieser Stadt freilich, was die Gebildeten betrifft, nur durch den Typus kund, nicht durch die Sprache. Dieser aller Sprache ist die deutsche.

Eine interessante Stadt und eine liebliche dazu. Viel dichtes Grün erfreut hier das Auge, und wer aus der Ebene kommt und die ragende Höhe sieht, muß unwillkürlich denken: Stünde hier keine Stadt, man müßte sie hier erbauen. Dieser günstigen Lage verdankt die Stadt nicht blos ihre Existenz, sondern auch ihre Dauer durch die Nacht sturmvoller Jahrhunderte. Czernowitz, als Stadt so jung, ist als Wohnstätte überhaupt uralt. Mögen sie nun die Römer oder die Gothen gegründet haben, gewiß ist, daß hier unzählige Geschlechter geblüht und gewelkt.' Schwere Schicksale trafen die Stadt am Karpathenfluß; wol an die dreißig Mal ward sie geplündert, verbrannt, von der Erde vertilgt. Und schier ein Jahrhundert lang lebte nichts von ihr als die Sage, daß hier einst Menschen gehaust. Aber der Zauber ihrer Lage erwies sich wunderkräftig, er belebte noch einmal die verödete Stätte, und außer dem Fleiß der Bewohner hat Czernowitz dieser überaus günstigen Lage sein fabelhaft rasches Wachsthum zu danken.

Dies der Hintergrund für die Bilder jener Octobertage. Und wie ich ihrer gedenke, treten sie vor mich hin,

so unsäglich bunt und wechselvoll, so von sonderbarstem, eigenartigstem Leben durchfluthet, daß mir wahrlich die Zuversicht schwindet, sie in schwachem Wort festhalten zu können, und die Wahl schwer wird, welches genauerer Ausführung am meisten werth. Denn über diese Tage ließe sich ein Buch schreiben, und es wäre wahrlich nicht das uninteressanteste, welches je geschrieben wurde . . .

Ich beginne mit dem buntesten, eigenartigsten Bilde, dem Volksfest.

Dort, wo die letzten Häuser stehen, an der Heerstraße, die von Czernowitz gegen Süd führt, grünt ein Garten voll kühler Bosquets und sonniger Wiesen und lauschiger Irrgärten, wie er in keiner andern Stadt des Ostens so groß und wohlgepflegt zu finden: der städtische Volksgarten. Hier promeniren am Sabbath die jüdischen, am Sonntag die christlichen Honoratioren, an Wochentagen aber klingt nur zuweilen durch die stillen Alleen räthselhaft und dumpf Getön: das sind die Gymnasiasten von Czernowitz, die hier für den nächsten Tag das eingezeichnete Stück Wissenschaft auswendig lernen. Sonst quakt hier nur noch zuweilen ein Frosch, oder einer der dreihundert zwanzig Lyriker, mit denen die Stadt gesegnet, gebiert unter halblautem, angstvollem Stammeln ein Lied . . .

Auch manches Fest ist hier schon gefeiert worden, manches hübsche Volksfest. Aber ein solches wie am ersten Sonntag des October noch nicht. Und schwerlich mehr

wird ein solches hier gefeiert werden, außer etwa wieder am 3. October 1975. Aber das liegt ja just nicht dicht vor uns. Freuen wir uns, daß wir diesmal recht die Gelegenheit genützt. Es war wahrlich der Mühe werth. Denn es gibt keinen anderen Ort der Welt, wo man Aehnliches sehen könnte, in Europa mindestens gewiß nicht. Weder die Pracht des Festes, noch die Zahl der Theilnehmer dictirt mir diesen anscheinend sehr überschwenglichen Ausdruck. Aber schwerlich anderswo wird man so vielen Sprachen, Trachten, Nationen begegnen. Das war sinnverwirrend im allerbuchstäblichsten Sinne des Wortes. Es blendete das Auge, es betäubte das Ohr.

Gegen die Mittagsstunde waren die Abgeordneten der Bauernschaft des Landes, an die zwölfhundert Mann, mit ihren Weibern und Töchtern, Müttern und Bräuten in den Garten eingezogen. Vom kalkigen Felsufer des Dniester und den blauen Waldhöhen am Czeremosz bis hinab zum goldumsäumten Rande der Bistrizza und den Wiesen, durch welche lässig die Suczawa rinnt; von der unermeßlichen Urwaldnacht, welche zwischen diesem Lande und seinem magyarischen Nachbar aufgerichtet ist, bis tief ins fahle Haideland im Osten, durch welches die rumänische Grenze schneidet — aus allen Dörfern, Weilern und Höfen waren sie gekommen, ihrem Staate zu huldigen und seiner Verkörperung: dem Fürsten.

Aber das sollte morgen geschehen. Hieher, in diesen

Garten waren sie nur gekommen, sich zu freuen. Und Freude geben dem Naturmenschen drei Dinge: Essen, Trinken, Tanzen. Vielleicht noch andere Dinge, aber diese stehen nirgendwo auf dem officiellen Programm, auch haben sich die Festordner nicht dafür zu bemühen. Also: gegessen, getrunken, getanzt wurde auch im Volksgarten zu Czernowitz. Und über die beiden ersten Dinge ist nicht viel zu sagen. Man trank Schnaps und Bier und aß Ochsen- und Hammelbraten, die eben an freien Feuern gar geworden.

Aber dieser Tanz, aber diese Musik!

Wer je dieses Land, ob auch nur flüchtigen Fußes, durchschritten, der weiß, daß hier Bruchgestein all der Völker haust, die jemals über diesen Boden gegangen; daß hier kaum ein Dorf ganz dem andern gleicht, an Bauart der Häuser, an Sprache, Tracht, Sitte, Typus der Bewohner. Aber auf seinen Fahrten waren ihm noch all die Bilder durch Raum und Zeit geschieden. Hier jedoch hallte Alles in derselben Secunde in sein Ohr, und ein Blick des Auges konnte Alles umfassen. Was mir auch bisher in aller Herren Ländern zu schauen gegönnt war, Interessanteres als dieses Volksfest im Stadtgarten zu Czernowitz habe ich nicht gesehen, und mit gespannteren Sinnen habe ich nichts betrachtet. Denn eine tausendjährige Geschichte tanzte da vorbei, und die Culturgeschichte des Ostens johlte aus tausend und aber tausend Kehlen.



Wohin sich zuerst wenden? ... Dort, vom Rande der Wiese, klingt jäh, heulend, langgezogen ein Ton in unser Ohr und schwebt vernehmlich über dem andern Getön: eine Bergpfeife aus dem Czeremosz-Thal. Ein junger Bursch bläst sie, und um ihn her strampfen im Kreise eng aneinandergeschlossen langhaarige, sonderbar gekleidete Männer. Eintönig kreischt die Pfeife, eintönig geht das Gestrampfe, und aus rauhen Kehlen heulen sie ein Lied dazu, es klingt wie ein ewiges dumpfes „Urraj!" Sie blicken nicht auf, sie halten sich eng aneinander. Denn vielleicht zum erstenmale sind sie in einer Stadt und sicherlich zum erstenmale in der Hauptstadt. In vereinzelten Hütten, begraben in der grünen Wüstenei des Bergwaldes an der Grenze gegen Pocutien, hausen sie sonst, ihre Heerden ihr einziger Schatz und das einzige Tauschmittel des Verkehrs. Und mitten im Karpathenwald hausend, sind sie gleichwol eine Reiternation, die mehr auf dem Rücken ihrer kleinen, zähen, flinken Rosse wohnt, als in den erbärmlichen Hütten. Vielleicht ist dies auch ein Erbtheil ihrer Väter, des verschollenen, räthselhaften Stammes der Uzen, der einst von Ost kam und gen West ging, so daß nur im Bergthal eine Woge haften blieb. Huzulen heißt man sie, und weil sie Ruthenisch sprechen, nennt sie die Statistik Ruthenen. Aber ihr Typus deutet nicht darauf; diese kleinen, schwarzhaarigen Menschen mit dem kühn und scharf geschnittenen, gelblichen Antlitz schauen

nicht aus wie Slaven. Auch ihre Tracht ist merkwürdig: grellrothes enges Beinkleid, brauner kurzer Reitrock, kleines keckes Federhütchen, um den Leib ein mächtiger Gurt, in dem mindestens eine Pistole blinkt und mindestens ein breites Messer. Sie machen oft davon Gebrauch, nicht blos dem Bären gegenüber. Wie die Kinder sind diese Menschen, just so gutmüthig, aber just so jäh und launisch und wild. Sie verachten die Ruthenen der Ebene und nennen sich selbst stolz «Söhne der Uzen».

In der That ist zwischen ihnen und ihren Sprachgenossen im Flachlande in allen Dingen gewaltiger Unterschied. Wenige Schritte davon könnt ihr sie tanzen sehen, die Ruthenen aus der Ebene zwischen Dniester und Pruth. Sie sind nicht so genügsam wie die einsamen Leute aus den Bergen, denen ihre Schalmei genügendes Orchester ist. Ihnen spielen Geiger auf und Cymbalschläger. Und da drehen sie sich nun in den buntesten Gangarten und Gruppirungen: «Po rusku» ist ein Gemisch von Rundtanz und Cotillon. Sie sind ein schöner, starker Menschenschlag, hoch, breitschulterig, mit lichter Haut- und Haarfarbe. Unter den Mädchen finden sich neben entsetzlich soliden Schönheiten, die einige Fuß im Umfang haben, auch auffällig graziöse Gestalten mit lieblichem, feingeschnittenem Antlitz. Für Männer und Frauen ist der Schafpelz das Festkleid, was eigenartig aussieht und eigenartig riecht. Die Aermeren tragen den braunen «Serdak»,



einen breit und weit geschnittenen Rock. In der Kopftracht unterscheiden sich scharf die Vermälten von den Ledigen und auch beim Tanze sondern sie sich danach. Das Weib trägt ein weißes Tuch um den Kopf, das Mädchen die Haare frei herabwallend und einen Kranz oder eine ganz sonderbare, mit Flittern besteckte Tuchkrone ums Haupt. Sie sind ein phlegmatisches, melancholisches, zähes Volk, diese Ruthenen. Auch hier könnt ihr's sehen. Unermüdlich drehen sie sich, wie sie denn überhaupt Alles gern langsam und gründlich thun. Aber ihre Gesichter bleiben stumpf und traurig. Keuchend, aber todesernst drehen sich die Bursche und Mädchen. Der Contrast zwischen den heiteren Weisen und diesem Gesichtsausdruck wirkt unwiderstehlich komisch.

Aber im Uebrigen darf man wahrlich nicht über sie lachen. Zäh und beharrlich haben sie sich das Land erobert und drängen die ursprüngliche Hauptbewohnerschaft, die Rumänen, immer weiter nach Süd. Wo Rumänen und Ruthenen zusammengrenzen, herrscht binnen zehn, zwanzig Jahren der Letztere. Und der Besiegte nimmt des Siegers Sprache an. Da drüben, der Wiese nah, wo die Heerdfeuer flammen, vergnügt sich eine solche Gruppe. Dunkeläugige, schlaublickende Juden spielen ihnen auf, und was sie tanzen, ist ein echt rumänischer Tanz, der Harcanu. Ihre Hautfarbe ist bronceartig, und die magere, bewegliche Gestalt verräth das romanische Blut Aber horcht den

Hier sind sie's noch. Zigeuner spielen auf, überaus zerlumpte Zigeuner, aber ihre Fiedeln singen zaubertönig — ein echter Rumäne tanzt nach keiner anderen Musik. «Romana» tanzen sie, den Nationaltanz, phantastisch und figurenreich, oder «Olcandru», einen Cotillontanz, wie ihn selbst die hochverehrliche «deutsche Tanz-Akademie» — bei aller Achtung vor dieser gelehrten Gesellschaft sei es ausgesprochen — nicht graziöser und kunstvoller austüfteln könnte. Aber das entspricht ja der Art dieser schlanken, beweglichen Söhne des Südens mit dem scharfgeschnittenen braunen Antlitz und den dunklen, blitzenden Augen. Und was vollends diese Mädchen betrifft, so wäre es bei ihrem Anblick gar nicht schwer, sich an die Ufer des Tiber zu träumen. Auch auf dem Tusculum des Cicero haben sich die latinischen Mägde nicht anders getragen: in Linnen und bunter Stickerei, und zur Festtracht um die Schultern eine blaue Tunica. Und nicht anders haben sie dem Horaz das Aug' erfreut: schlanke, üppig-stolze und doch schmiegsame Gestalten, im süßen, dunklen, halbverschleierten Auge wildesten Sinnenbrand.

Aber auch viel Mischlingsblut spricht die dakisch-latinische Mundart. Hier eine Gruppe, auf welcher der Blick nicht gerne ruht: die Leute sind gar zu häßlich. Kleine Menschen mit gelben Gesichtern, schiefgeschlitzten Aeuglein, schier verkümmerten Nasen. Und die Beine bilden das schönste, regelmäßigste lateinische O. Rumänisirte Mongolen,

Rufen, mit denen sie sich in immer tollere Freude hineintanzen — sie klingen ruthenisch. Und werden sie rumänisch angesprochen, so erwidern sie kopfschüttelnd: «Ne ponemaju.» Sie haben die Sprache der Väter verlernt.

Also Ruthenen, die eigentlich Huzulen, Ruthenen, die eigentlich Rumänen sind, und daneben sehr, sehr zahlreich echte Ruthenen. Auch sie selbst unterscheiden sich von einander durch Tracht und Dialekt, je nachdem sie aus Pocutien oder Podolien eingewandert, je nachdem sie ihren Wohnsitz im Flachlande oder im Hochlande genommen. Unter den Hunderten finden sich kaum je zehn, die in Sprache und Tracht vollständig übereinstimmen. So gibt es in einer und derselben Hauptgruppe erst recht ein kleines Babel.

Dasselbe gilt von den Rumänen. «Söhne Romas» nennen sie sich stolz, und aus ihrer Sprache lassen sich bei einiger Mühe ganze Sätze zusammenstellen, die wortwörtlich mit dem Lateinischen zusammenklingen. Aber das Blut ist stark gemischt mit slavischem, mongolischem, tatarischem Blut. Tagelang kann man im Lande reisen, ohne reinblütige Rumänen zu treffen. Hier freilich, wo Alles zu sehen, kann man auch sie treffen. Aus dem Hügellande, wo Oesterreich an die Fürstenthümer grenzt, sind sie hierhergekommen. Abseits, ganz abseits halten sie sich; ein sonderbarer Stolz ist diesen Menschen angeboren, und sie haben viel natürliche Würde, so lange sie — nüchtern sind.

Hier sind sie's noch. Zigeuner spielen auf, überaus zerlumpte Zigeuner, aber ihre Fiedeln singen zaubertönig — ein echter Rumäne tanzt nach keiner anderen Musik. «Romana» tanzen sie, den Nationaltanz, phantastisch und figurenreich, oder «Olcandru», einen Cotillontanz, wie ihn selbst die hochverehrliche «deutsche Tanz-Akademie» — bei aller Achtung vor dieser gelehrten Gesellschaft sei es ausgesprochen — nicht graziöser und kunstvoller austüfteln könnte. Aber das entspricht ja der Art dieser schlanken, beweglichen Söhne des Südens mit dem scharfgeschnittenen braunen Antlitz und den dunklen, blitzenden Augen. Und was vollends diese Mädchen betrifft, so wäre es bei ihrem Anblick gar nicht schwer, sich an die Ufer des Tiber zu träumen. Auch auf dem Tusculum des Cicero haben sich die latinischen Mägde nicht anders getragen: in Linnen und bunter Stickerei, und zur Festtracht um die Schultern eine blaue Tunica. Und nicht anders haben sie dem Horaz das Aug' erfreut: schlanke, üppig-stolze und doch schmiegsame Gestalten, im süßen, dunklen, halbverschleierten Auge wildesten Sinnenbrand.

Aber auch viel Mischlingsblut spricht die dakisch-latinische Mundart. Hier eine Gruppe, auf welcher der Blick nicht gerne ruht: die Leute sind gar zu häßlich. Kleine Menschen mit gelben Gesichtern, schiefgeschlitzten Aeuglein, schier verkümmerten Nasen. Und die Beine bilden das schönste, regelmäßigste lateinische O. Rumänisirte Mongolen,

die in den Bergen sitzen geblieben, durch welche einst die Raub- und Heerstraße ihres Volkes ging. Sie brauchen keine Musik, sie heulen sich selber ein Lied vor, nach dessen Tact die Säbelbeinchen regelmäßig zusammenknicken und wieder aufschnellen. Unermüdlich hüpfen sie, wie die Frösche — es wäre komisch, wenn es nicht so unheimlich wäre.

«Hup! Hup!» tönt uns noch lange das Geheule nach. Aber nun klingen uns freundlichere Töne ins Ohr; es ist ein Ländler, ein wahrhaftiger Ländler von Lanner. Wie das sonderbar anmuthet, ist kaum zu sagen. Rasch biegen wir um die grüne Hecke — da, vor der Schänke, ein Bild aus dem Renchthal oder von der Schwäbischen Alp. Da sitzen an den Tischen die alten Schwabenbauern, in den langen stattlichen Kaputröcken aus blauem Tuch mit silbernen Knöpfen, und neben ihnen die Weiber im geblümten mächtigen Reifrock. Da tanzen die jungen Burschen im knöpfeschimmernden Spenser, die Mädchen im bunten Mieder und kurzen Röcklein, daß darunter die Waden im schwarzen Strumpf wie mächtige Pilaster zu sehen. Hier haben sich die Deutschen gelagert, die Schwaben aus Rosch, die Deutschböhmen aus Fürstenthal, die Zipser aus Jakubeny, die Pfälzer und Niederdeutschen aus dem Anland der Suczawa. Zehn verschiedene Dialekte, zehn verschiedene Trachten aus allen Gauen Deutschlands. Aber sie verstehen sich gut und halten treu zusammen, die versprengten

deutschen Landsleute. Freilich tanzt der Zipser nur mit seiner schlanken Zipserin und der Mann aus Rosch mit seinem runden, rothbackigen «Moidele». Aber vielleicht ist auch dies deutsche Art. Uebrigens geht es hier nicht allzu laut zu. Alles mäßig, ehrbar, aber gründlich. Nur zuweilen schlägt die Lust in hohen Wogen auf. Denn während der Ruthene beim Tanz aussieht, als begrübe er just sein Liebstes, lacht und frohlockt der Deutsche und schmettert zuweilen ein Trotz- und Tanzlied in die Lüfte.

Huzulen und Mongolen, Rumänen, Ruthenen, Deutsche — auch dies Gewühle wäre verwirrend genug. Aber was Alles kann man hier nicht noch außerdem tanzen und johlen hören!

Hier Slovaken im ärmlichen Linnengewand, den runden weichen Filzhut auf dem langhaarigen Haupte. Heute ungemessen in der Freude, wie sonst ungemessen in der Klage, Söhne eines Volkes, dem auch auf diesem gesegneten Boden dasselbe Loos gefallen wie anderwärts: die Aermsten unter den Armen zu sein. Hier sitzt der Slovake nicht etwa als Drahtflechter, sondern als Ackerbauer, aber er gedeiht nicht recht. Heute freilich johlen sie entsetzlich, und ihre Weiber in buntem Drillich kreischen. Diesem Volke, besonders seiner zarteren Hälfte, wäre es nicht gut, zu predigen, daß Gott sie nach seinem Ebenbilde geschaffen; sie würden sich sonst den lieben Gott mit einer Stumpfnase ausstatten und mit einem Munde, der die Aufgabe

hat, zwischen beiden Ohren eine wulstig klaffende Oeffnung zu ziehen.

Schön und kräftig, schlanke braune Bursche, dralle, feueräugige Dirnen — so präsentiren sich ihre Nachbarn, hier im Garten und in der Wirklichkeit: die Magyaren. Aus dem armen, bergigen Szeklerlande sind sie einst hinabgestiegen in das Tiefland und haben hier ein reiches, blühendes Heim gefunden. Darum jauchzen auch ihre «Eljen» zum Himmel auf wie Raketen — die Leute wissen, was der heutige Tag bedeutet. Hui! wie die Fiedel klingt; hui! wie der «Csardas» dröhnt! Die Sporen klirren, und die weiten weißen Pumphosen fliegen nur so im Kreise. Nur die Reicheren tragen das eng verschnürte Beinkleid. Aber eine bunte Feder hat sich Jeder auf den Hut gesteckt und eine rechte Festfreude ins Herz hinein. Und wie sie so am Rande der Haide tanzen, ist es ein Bild, wie aus der Puszta zauberhaft hiehergestellt.

Aber es gibt auch Viele, die nicht tanzen. Da wandelt, bald scheu abseits, bald näher herandrängend als just nothwendig, der orthodoxe Jude in seiner altpolnischen Tracht. Da geht sein semitischer Stammesgenosse, der Armenier, langsam und gemessen einher — aus Suczawa oder Kimpolung; dort allein hat sich die armenische Tracht erhalten, ein langes, seidenes Untergewand, bis auf die Knöchel herabwallend, darüber ein sammt- oder pelzgeschmückter Kaftan. Da wandelt düster und mürrisch der Lipowaner

daher in altmoskowitischer Tracht, neben ihm sein dickes Eheweib in grellem, rothgeblümten Kleide. Er ist Einer der «Leute vom wahren Glauben». Zur Huldigung ist er gekommen; aber was soll ihm die Freude mit dem unreinen Gewürm, das an Götzen glaubt?!

Dann elegante Herren und Damen, Bürger aus den Czernowitzer Vorstädten mit ihren Weibern — Pardon! Gemalinnen — in rothen Umhängtüchern und grünen Handschuhen, Soldaten, Bergknappen, rumänische Popen mit langem Bart und Gewand, böhmische Spielleute, Akrobaten — ich glaube, ich schriebe es nicht aus, und schrieb' ich noch so lange fort.

Und dies Alles zusammengedrängt auf dem Raume einiger Gartenplätze und Alleen — es war ein Lärmen und Treiben, daß man sich hätte die Ohren stopfen und die Augen schließen mögen, und wieder, daß man sich tausend Augen und Ohren wünschte, Alles recht in sich zu fassen!

Und erst als es Abend wurde und Alles durcheinanderdrängte! Und wieder, als das Feuerwerk begann und bengalisches Licht die unsäglich bunte Gruppe der Harrenden zauberhaft umfloß! Es war ein märchenhaft schönes Bild!

. . . Schöneres haben diese Festtage nicht geboten. Aber anderen interessanten Anblick noch, von dem man gern berichten und vielleicht auch — hören mag.

... Wer in dieser Landschaft zusieht, wie ein Fluß in den andern mündet, kann ein eigen Farbenspiel gewahren. Verschiedenfärbig sind sie, weil der Boden verschieden, durch den sie fließen. Und wenn sie sich mischen, so hält doch jeder seine Farbe fest, so lange er vermag. Da ziehen in demselben Bette Streifen grünlichweißen und tiefblauen Wassers dahin, lange, lange, bis sie endlich verfließen.

Schier dasselbe Farbenspiel kann gewahren, wer in das sociale Leben dieser Landschaft blickt. All die Bäche verschiedener nationaler Cultur und Uncultur fließen friedlich in Einem Bette. Aber noch nicht lange genug, um sich ganz gemischt zu haben. Wenn diese Wasser dereinst zu einem mächtigen Culturstrome geworden, wird Niemand ahnen, welchen eigen gefärbten Streifen sie einst geziert oder verunziert. Heute sieht man's noch. Und vielleicht nirgendwo deutlicher konnte man's sehen, als bei dem Huldigungszug.

Er war riesig lang gedehnt und so zusammengestellt, daß er keinen malerischen Anblick gewähren konnte. Was das Volksfest so reichlich geboten, blendendste, sinnverwirrendste Farbenpracht, hier fehlt es ganz und gar. Wie absichtlich war es auseinandergezerrt, jeder Effect zerrissen. Wahrscheinlich durch Ungeschicklichkeit. Aber wir wollen sie nicht beklagen. Just an diese Gruppirung knüpfen sich am besten die Fäden, ein Culturbild des Landes im Fluge zu zeichnen.

Huzulen eröffneten den Zug, ein Fähnlein Ruthenen

aus dem nördlichen Karpathenwald und ein Fähnlein rumänischer Bergbewohner aus den Thälern der Dorna und Bistrizza. Nicht eben elegant hockten die kühnen, verwegenen Bergmenschen auf ihren mageren Kleppern. Vielleicht könnten diese Rößlein und diese Art des Reitens einem Fremden ein Lächeln abgewinnen. Aber wer je auf einem Huzulenklepper durch unsere Berge getrabt, wird ihn nicht verachten. Er ist von einer so fabelhaften Ausdauer, von einer so ungemeinen Treue, Klugheit und Vorsicht, daß man ihm mehr vertrauen kann, als vielen Menschen. Er ist, um ein keckes Dichterwort zu gebrauchen von vernünftiger Viehigkeit, indeß viele Menschen blos von viehischer Vernunft sind. Nur Eine Eigenthümlichkeit muß man dabei schonen: den Sporn verträgt kein Huzulenroß, und mit dem Zügel muß man so wenig als möglich hantieren. Wer ihm vertraut, ist am Abgrund sicher, und wer es einzuengen sucht, kann mitten in der Thalsohle straucheln.

Kein Huzulenroß verträgt Sporn und Zügel und — kein Huzule. Frei lebt er in seiner Bergöde, ein einsamer Nomade, der mit seiner Heerde von Trift zu Trift zieht. Ihn bindet nichts als der eigene Wille. Denn wen nicht die Natur bindet, wen nicht sein eigen Herz bindet, den bindet keine Menschenmacht in dieser ungeheuren grünen Wüstenei der Berge und Wälder. Will er ein Räuber werden, er kann es; hier findet ihn kein Richter, kein Soldat. Aber er wird es selten. Wen sollte er auch

berauben? Und was er braucht, bietet ihm sein Wald und seine Heerde.

Der wandernde Hirt! der Nomade! der Mensch im Urzustande! Schwerlich hat die löbliche Festordnerschaft daran gedacht, aber für unsere Zwecke hätte sich kaum eine bessere Eröffnung des Zuges finden lassen.

... Folgt eine Militärcapelle und schmettert den Radetzkymarsch. Das wäre nicht erwähnenswerth, böte es uns nicht ein Steinchen für unsere Mosaik, diesmal ein dunkles. Wer die riesigen Menschenmassen sah, welche sich stauten, als die Capelle zum erstenmale spielte, hätte leicht über den naiven Enthusiasmus der P. T. Provinzmenschen spötteln mögen. Aber es war den guten Leuten zu vergeben; es war seit langen Jahren die erste Militärmusik, welche sie hören durften. Czernowitz hat keine Capelle, weil es sich weigert, eine Kaserne zu bauen. Die Stadt baut mehr Schulen, als ihr obliegt, vielleicht mehr, als in ihrer Kraft liegt; aber eine Kaserne will sie nicht bauen. Sie glaubt, daß man dies nicht mit Recht von ihr fordert, und daher thut sie's nicht. Man straft dies durch Entziehung der Genüsse türkischer Musik.

Ein dunkles Steinchen in der Mosaik dieses Culturbildes habe ich dies genannt, aber es ist wol nicht erwogen. Die zwerghaft kleine Affaire ist im Grunde ein helles Zeichen. Seht, diese Stadt ist loyal, so ungemein, so ganz überaus loyal. Selbst der schwarzgelbste Schwarz-

gelbe müßte sich hier wohl fühlen. Und dennoch finden die Bürger dieser Stadt den Muth, auf ihrem Rechte zu bestehen . . .

Folgen Turner, höchst seltsamlicherweise im Frack, und die Feuerwehren mit ihren Fahnen. Auch ein Veteranen-Verein mit sehr schönen goldenen Litzen und Trobdeln erfreut das Auge. Holdes Soldatenspiel ältlicher Knaben so hast du denn auch hier deine Heimstätte gefunden!

Vereine in Frack und Rock, mit oder ohne Fahnen, mit oder ohne Abzeichen, sehr, sehr viele Vereine. Czernowitz allein hat ihrer sehr viele, und das ist kein schlimmes Zeichen. Wenn irgendwo, so bedarf es auf diesem jungfräulichen oder kaum erst umrodeten Boden der geeinten Kraft. Sie findet sich auch zusammen. Nur Einer der Vereine ging in sehr geringer Mitgliederzahl daher, die «Deutsche Lesehalle». Sie ist der einzige nationale Vereinigungspunkt der hiesigen Deutschen. Unter Hohenwart blühend, siecht sie nun dahin*).

Das ist so überaus bezeichnend für deutsche Art im Osten, daß man wol länger dabei verweilen muß. Der Deutsche ist der Allerweltsbeglücker und Allerweltsschoner. Treu und stet für sich und Andere die Culturarbeit verrichten — das versteht sich von selbst. Aber dabei sagen:

*) Seitdem ist die «Deutsche Lesehalle» eines sanften Todes verblichen. Mögen die Deutschen in der Bukowina nie in die bittere Lage kommen, dies schmerzlich zu beklagen.

„Ich bin ein Deutscher!" — bewahre! ... Nur wenn der Deutsche in diesem Lande getreten wird, findet er den Muth dazu. Unter Hohenwart fand er ihn. Aber nun, da er wieder rastlos schaffen darf, in seinem Interesse allerdings, aber auch noch weit mehr im Interesse der Anderen, scheint ihm jede, auch die leiseste Betonung seines nationalen Bewußtseins sündhaft. Er fürchtet, schon dadurch die Anderen zu verletzen, wenn er sich überhaupt nur zu seinem Volke bekennt. Der Rumäne und der Ruthene, auch diejenigen, welche gern die deutsche Culturarbeit würdigen und fern von allem nationalen Fanatismus sind, sind nicht so zartfühlend. Und mit vollem Rechte!

Ich bin weit davon entfernt, den Deutschen zuzumuthen, durch übermüthige Betonung ihrer dominirenden Stellung, durch überflüssige nationale Demonstrationen Andere zu verletzen oder zu ähnlichen Demonstrationen zu verleiten. Das Herrlichste an und in diesem Lande ist und bleibt der nationale und confessionelle Friede, und kein Hauch darf ihn trüben, am wenigsten ein Hauch aus deutschem Munde. Das wäre nicht blos unklug, sondern verächtlich und des deutschen Geistes am mindesten würdig. Aber sich zu seinem Volksthum bekennen, das kann kein anderes Volksthum beleidigen. Wehe dem Deutschthum im Osten, wenn es sich in sublimen Kosmopolitismus auflösen würde — es wäre nicht blos sein eigenes Verderben, sondern auch das Verderben für alle Culturbestrebungen

in diesem Lande! Nur wem aus dem Born seines eigenen Volksthums die Kraft quillt, kann für sein eigen Volk und Andere nützlich schaffen! Der Tag, an dem die Deutschen im Osten dies vergessen würden, wäre der Beginn ihres Unterganges.

Viele Herren in kurzen und langen, modischen und unmodischen Fräcken. Und nun die Vertreter aller Confessionen. Da schreitet der Prediger der Reformjuden neben dem Chassid, der griechisch-orientalische Priester neben dem römisch-katholischen Pfarrer, der unirte neben dem nichtunirten Armenier, der katholische Russinen-Pope neben dem Abt der Altgläubigen, der helvetische Pfarrer neben dem evangelischen Prediger. Hier gehen sie friedlich, und friedlich gehen sie im Leben. In diesem Lande hat noch kein Mensch, mindestens seit hundert Jahren nicht, für seinen Glauben gelitten. Jeder schreitet seine Bahn dahin, weil er sie für die rechte hält; aber es ist noch Keinem zu Sinne gekommen, dem Nachbar seine Bahn mit Steinen oder Unrath zu verrammeln!

Warum? Warum blüht hier tiefster Friede, indeß ringsumher der Glaube den Menschen zum Fluche wird, der sie in tiefes, grimmiges Hassen und Wüthen hineinpeitscht?! War es ein Act edelster, freier Entschließung von Priesterschaft und Volk? dictirte die Nothwendigkeit solche Toleranz?

Es wäre schön und erhebend, könnte man das Erstere

bejahen, schön und erhebend wär's, aber nicht richtig. Das Letztere ist die Wahrheit. Kein Glaube war stark genug, den andern zu unterdrücken. Wer sich über und gegen seine Brüder und Nichtbrüder in Christo erhoben hätte, hätte sich besagte Brüder und Nichtbrüder curios auf den Hals gehetzt. Stillzuhalten und zuzusehen, daß die eigene Heerde beisammenblieb, war die einzig mögliche Handlungsweise. So kamen Gleichberechtigung und Friede ins Land. Und daraus keimte allmälig ein milder Geist. Hatte man sich anfangs vertragen müssen, so vertrug man sich später von Herzen gern. Vielleicht wäre es trotzdem nicht gelungen, wäre die römisch-katholische Confession im Lande nicht so spärlich vertreten gewesen. Und sicherlich wäre es nicht gelungen, wäre sie so zahlreich gewesen, als es die griechisch-orientalische Kirche ist. Seht euch diese würdigen, vorüberwandelnden Popen mit lang herabwallendem Haupt- und Barthaar wohl an, zieht den Hut vor ihnen — es sind brave und gute Menschen! Sie sind in der Bukowina gebildeter als die Priester anderer Confessionen. Und sie sind wahre Priester, vielleicht weil sie Weib und Kind haben, weil es ihnen geboten und nicht verboten ist, rein menschlich zu empfinden.

Es ist ein lehrreich Capitel, das Capitel von der Toleranz in der Bukowina. Tröstlich für andere Landschaften ist es freilich nicht. Priester verschiedener Confessionen vertragen sich nur, wenn sie sich vertragen müssen.

Und die Völker?!

Seht her! Dichter und geschlossener wird der Zug: da wimmeln sie heran in tausend bunten Trachten, die zwölfhundert Abgeordneten der Bauernschaft dieses Landes. Aber nicht nochmals will ich sie schildern in ihrer tausendfältigen Verschiedenheit, sondern aussprechen, was sie geeint. Ringsumher, und namentlich in den Nachbarlanden im Norden und Westen, bitterster, wüstester Groll eines Volkes gegen das andere, hier allein Friede und Eintracht!

Was hat diese Menschen geeint?

Wieder die Nothwendigkeit. Die heilige Ananke ist die mächtigste Göttin; sie wirkt ihre Wunder, wo alle anderen Genien verbleichen. Auch die Nationen einten sich hier anfangs nur deßhalb, weil sie mußten. Die beiden an Kopfzahl stärksten Völker hielten Frieden aus gegenseitigem Respect, die anderen aus Respect vor den mächtigen. Aber allmälig ward freier Wille, was anfangs nur Zwang der Nothwendigkeit gewesen. Nur die Noth kann die angeborenen Instincte brechen oder biegen; aber hat sie es vollbracht, dann wirken auch mildere Genien: die Menschlichkeit, die Liebe.

Es gibt zwei Länder in Europa, wo sich Solches gefügt: die Schweiz und die Bukowina. Freilich durch die Nothwendigkeit allein wäre es in beiden Ländern nicht erreicht worden. Sie ist die materielle Kraft, welche den

antike Wort denkt: «Quem Deus perdere vult, dementat!» ... Jenem Polenthum freilich, welches Andere unterjocht, für sich selbst Sonderrechte beansprucht, war dies Fest in der That ein feindliches. Es galt der Bildung und der Gleichberechtigung der Nationen, den Todfeinden nationalen Dünkels.

Manchem Nachbar im Süden. Aber wir wollen uns die Erinnerung der herrlichen Tage nicht dadurch trüben, daß wir der Herren Rumänen ausführlich gedenken oder gar des ekeln Geifers, mit dem sie diese Tage zu beflecken versucht. Hätten sie sich darauf beschränkt, ernst und würdig zu klagen, daß hier einst ein Theil ihres Gebiets unter fremde Herrschaft gelangt, man hätte ihnen ebenso ernst erwidern können: „Segen darf man nicht beklagen. Nicht, wie der Staat heißt, sondern was er seinen Bürgern bietet, das allein entscheidet. Blickt euch an und dann die Bewohner dieses Landes, und freut euch mit ihnen, daß eure Stammesgenossen in Oesterreich glücklicher sind als ihr!" Aber vor dem Unflath, wie er von dort herübergeschleudert wurde, deckt man sich am besten mit dem Schweigen der Verachtung.

Ein anderes Schweigen sei den hochedelgeborenen Herren entgegengesetzt, welche still auf ihren Gütern saßen und sich nicht mit den anderen Bewohnern des Landes freuen wollten — das Schweigen geduldiger Nachsicht. Sind sie doch ehrenwerthe und überaus harmlose Leute,

welche sich zudem derzeit in bemitleidenswerther Verlegenheit befinden. Es ist für Politiker keine Kleinigkeit, ihr Princip nicht zu wissen und nun angstvoll, arme Japhets, nach ihrem Princip suchen zu müssen. Hoffentlich gefällt ihnen allmälig dasselbe Princip, welches die gesammte Bewohnerschaft des Landes zu Licht und Segen geführt. Man muß ihnen nur Zeit lassen, es zu finden.

... Noch manches schöne Bild drängt sich vor mein Auge, und kaum dämme ich die Neigung zurück, es nachzuzeichnen. Besonders jene beiden Lichtbilder in des Wortes ureigenster Bedeutung, die Beleuchtungen der Stadt und dann den Festcommers, schilderte ich gerne. Und die Auffahrt der Studenten, dies farbenprächtige Decorationsstück, welches auf raschen Wagen an den erstaunten Augen der Czernowitzer vorbeizog und an den blitzenden, glühenden Augen der Czernowicienserinnen ... faciles, formosae ... ein «westöstlich» Bild wär's auch, wollt' und könnt' ich der Frauen dieser Stadt gedenken. Auch in ihnen fließt West und Ost eigen zusammen. Man findet hier sehr viele üppige, viele schöne Gestalten, oft genug ein sinnentflammendes, selten ein edel schönes Antlitz. Wer aus der Fremde kommt oder kehrt, dem wird in der ersten Zeit die Schönheit dieses Frauenschlages überraschend und erfreulich ins Auge treten. Es ist jenes üppig-frische Blühen, welches sich überall da entfaltet, wo verschiedene Racen zusammentreffen. Die Frauen einer Mischlingsrace

haben gewisse stereotype Fehler im Gemüth, aber fast immer sind sie schön und anmuthig. Das gilt auch von den Frauen dieser Stadt.

Aber wohin gerath' ich da? Just vom Gegentheil wollt' ich reden, von Schlichtem und Ernstem. Und von einem nüchternen und doch so herrlichen Wort, in welchem sich für mich all die Eindrücke der Festesfreude einen.

Es war am 1. Mai 1872, einem gar lenzfröhlichen Tag. Da standen ihrer viele Hunderte — ergraute Kämpen der Wissenschaft, blutjunge Studentlein und viel festlich Volk — in einer luftigen Halle, und wie die Banner ob ihren Häupten im Frühlingswinde rauschten, ging auch durch ihre Herzen ein lenzhaft Wehen und rührte sie an in lichter Freude. Aber auch wie ein heiliger, ernster, unerschütterlicher Entschluß stand es auf ihrem Antlitz geschrieben. Als nun einer der Männer zu sprechen begann, da faßte er jene Freude und Festigkeit in ein einzig Wort zusammen, und es wird Jedem, der in jener Halle gestanden, für sein Leben unvergeßlich sein.

Das Wort hieß: «Deutsch sein heißt arbeiten!»

Jene Halle war der Hof im alten Bischofsschlosse zu Straßburg am Rhein, und die Feier galt der Eröffnung der Argentina, der deutschen Hochschule in der Westmark. Es war ein harter Boden, in den sie das junge Reis pflanzten. Aber nicht ungewiß waren sie über sein Loos. Sie wußten, daß der herrliche deutsche Geist, der eben zu

den stolzesten Siegen geführt, von denen die Geschichte berichtet, sich im Frieden doppelt stolz und stark bewähren werde. Denn er ist ein Geist des Friedens und der Arbeit.

«Deutsch sein heißt arbeiten.»

Drei Jahre später, am 4. October 1875, hatten sich einige jener Männer, die damals jenes Wort in der Halle zu Straßburg vernommen, wieder in einer Aula zusammengefunden, und wieder standen da Hunderte: ergraute Kämpen der Wissenschaft, blutjunge Studentlein und viel festlich Volk. Wer da aus den Fenstern blickte, sah nicht den gothischen Münster ragen, sondern einen byzantinischen Prachtbau, und nicht ins lachende Rheinthal konnte er blicken, sondern in die fahle Ebene des Ostens. Aber wieder galt die Feier der Eröffnung einer Hochschule in einer Grenzmark deutschen Geistes, und wieder war's harter Boden, in den sie das junge Reis senkten. Aber in stolzer Zuversicht thaten sie es, in lichter Freude. Und seltsam! auch dasselbe Wort fand sich wieder ein, und als sie jubelten, da es erklang, klang die Zustimmung auch wie ein Gelöbniß.

«Deutsch sein heißt arbeiten!»

War das nur Zufall? Ich glaube, innerste Nothwendigkeit. Und mehr als eine Phrase war es, es war ein Wahrwort, als der Rector von Straßburg es aussprach: dieselbe Aufgabe, welche seine Hochschule im Westen habe, habe die Francisco-Josephina im Osten.

Zwischen Straßburg und Czernowitz liegen Hunderte von Meilen, wohnen viele Völker, heben sich trennende Grenzpfähle. Aber mächtig fluthet zwischen seinen beiden Grenzwarten der deutsche Geist. Er ist ein Geist der Arbeit, vor Allem der selbstlosen Arbeit im Interesse der Cultur und der Menschlichkeit.

«Deutsch sein heißt arbeiten!» In diesem Zeichen wirst du siegen, junge Hochschule im Ost!

Rumänische Frauen.

Giftig grünes Schierlingkraut
Ach! was nützt die schöne Braut
Und daß mein Getreide wächst,
's geht doch Alles wie verhext!
Und zu enden meine Pein,
Schlag ein Donnerwetter drein!
Rumänisches Volkslied.

Ich erinnere mich noch lebhaft des Tages, an dem ich dieses Lied zum ersten Male gehört und wer es gesungen. An einem schönen leuchtenden Augustmorgen war's und die Sonne lag hell und fröhlich über der fruchtbaren, grünen Ebene und über den blauen Wellen der Suczawa und über der Stadt gleichen Namens, der alten Fürstenstadt der Moldau. Ich konnte alle Thürme zählen, als ich so durch die Ebene fuhr, von Itzkani nach Vorbujeni. Mein junger Rosselenker pfiff und unterhielt sich mit den Pferden sehr geräuschvoll und plötzlich begann er zu singen und sang jenes Lied in melancholischen, langgezogenen Tönen.

„Ilia!" fragte ich erstaunt, „wie kommst Du auf dies traurige Lied?"

Der Bursche sah mich verwundert an. „Hm! ich weiß selber nicht! Ich habe an Nichts gedacht — es ist

mir nur so eingefallen . . . die Sonne scheint so schön und das . . .“

„Macht Dich traurig?“

„O nein — aber — ich weiß nicht — ich bin ein Rumäne — wir Rumänen sind Alle so – “

Mit dieser Erklärung mußte ich mich begnügen. In der That war es aber auch die bündigste, die er mir hätte geben können. „Wir Rumänen sind Alle so.“ In der Seele dieses Volkes liegt unsäglich viel Trauer und Ingrimm, freilich meist verklärt zu stiller, entsagungsvoller Wehmuth. Darum klingen auch die Lieder dieses Volkes, diese sichtbaren Emanationen der Volksseele, so ergreifend. Nicht aus der Reflexion, nicht aus der Betrachtung seiner gegenwärtigen Lage kommt dem Rumänen diese Stimmung, sondern, möcht ich behaupten, aus angeborenem Instinkt. „'s geht doch Alles, wie verhext“, singt mein Ilia und die rumänischen Poeten, die Bolentinian, Eliade, Alexandri, Bacarescu, Sion u. s. w. singen von dem «Fluche», der auf ihrem unglücklichen Volke lastet. Beide denken sich gleich wenig dabei, aber beide fühlen, daß dem so ist.

Worin besteht nun dieser «Fluch»?!

Wenn ich auf diese kurze Frage ebenso kurz antworten soll, so möchte ich sagen: in der traurigen «Zivilisation», die sich über dieses Land ergossen und in der Trägheit der Bewohner. Von beiden muß ich vorher sprechen, wenn ich mich anders nicht der Gefahr aussetzen will, von Lesern

des Westens als — Lügner betrachtet zu werden. Denn das «Frauenleben» in Rumänien ist in Folge dieser beiden traurigen Einflüsse sehr eigenthümlich, sehr sonderbar . . .

«Zivilisation!»

Das ist ein schönes Wort und es bleibt auch eine schöne Sache, wie viel Unsinniges und Frevelhaftes auch immer schon in ihrem Namen versucht und begangen worden sein mag. Aber speziell um die «Zivilisation» des Ostens ist es noch ein ganz besonderes Ding. „Wir müssen uns aus dem Westen die Kultur holen", sagten sich die Völker des Ostens und holten sich da nicht das was «Kultur» war, sondern vor Allem das, was ihnen so «Kultur» schien. Dann schienen ihnen diese «Kulturreisen» etwas ungenügend und unbequem und sie eröffneten sich die Quellen der Zivilisation im eigenen Lande, indem sie Fremdlinge aller Nationen des Westens als Lehrer oder Organisatoren dahin verpflanzten. Das war löblich. Aber diese Quellen waren leider häufig nicht allzu lauter und hatten sich zumeist nur deshalb entschlossen, im fremden Lande zu fließen, weil sie in der eigenen Heimat als überaus getrübt gegolten. Was aber etwa dennoch an echter Bildung und Gesittung hinüberflutete, das kam nicht allmälig und klärend, das war und blieb fremd, das verband sich nicht mit den nationalen Sitten und Verhältnissen zu einem harmonischen Ganzen. Was also hat die «Zivilisation» im Osten bisher gefruchtet?! Meiner Ueber-

zeugung nach nur Folgendes: sie hat in den höheren Kreisen der Gesellschaft jede bisher bestandene Besonderheit verwischt und an ihre Stelle die Herrschaft der Mode und der seichten Phrase gesetzt, in den niederen Schichten aber gar nichts zu wirken vermocht, so daß diese noch heute in althergebrachter Lebensanschauung und Barbarei verharren. Manchem mag diese Ansicht zu pessimistisch erscheinen, für mich steht sie als Wahrheit fest. Freilich muß hinzugefügt werden, daß sich diese einseitige, traurige Aeußerung des Kulturlebens zwar im Allgemeinen bei allen Völkern des slavisch-romanischen Ostens findet (bei den Polen, Russen, Russinen, Rumänen, Serben u. s. w.), daß sie sich aber nach dem mehr oder minder bedeutenden Grade der nationalen Kultur modifizirt, die ein Volk der fremden «Kultur» entgegenzusetzen vermochte. Wir finden sie daher z. B. bei den Polen und Russen weniger ausgeprägt. Am stärksten aber ohne Zweifel bei den Rumänen.

Bei diesen aus zwei gleich wichtigen, gleich schwerwiegenden Ursachen: Einmal, weil hier der Strom der Bildung über ein rohes, barbarisches Volk hereinbrach, das der Halbmond in jahrhundertelanger drückender Herrschaft gehalten, das daher keine Spur nationalen Geisteslebens aufzuweisen vermochte, und zweitens, weil in den Donaufürstenthümern fast ausschließlich der Einfluß französischer Zivilisation geltend gewesen. Diese hat auf Aeußerlichkeiten gewirkt, sie hat moderne, ja überaus mo-



derne, ganz entsetzlich moderne Formen und Sitten gebracht, keineswegs wahre Bildung. Die höheren Klassen nach Außen zivilisirt, im Innern ungebildet wie einst, die niedern in demselben traurigen Zustande, wie vor Jahrhunderten, so darf man — sine ira et studio — das rumänische Volk charakterisiren.

Ein Hauptunglück des Rumänen ist ferner, wie erwähnt, seine Trägheit....

Reich und fruchtbar ist das schöne Land an den Ufern der Donau, der Aluta und des Pruth, aber der Bewohner weiß den Segen nicht zu wecken, der im Boden schlummert und noch minder versteht er ihn zu nützen. Er ist stumpfsinnig, träge, gedanken- und arbeitsfaul. Versumpft ist das edle Blut, das in den Adern der Abkömmlinge der stolzen, thatkräftigen Römer rollt. Der rumänische Bauer bebaut und besäet im Frühling und Herbste von seinem Acker gerade so viel, um im Sommer und Winter nicht Hungers sterben zu müssen, und gerade so viel kümmert er sich um seine enge, niedrige Hütte, daß sie ihm nicht über dem Kopfe zusammenstürze. Wer durch dieses Land reist und die Hälfte der Felder brach liegen sieht und dann in die kleinen, schmutzigen Dörfer kommt und die Bewohner faul und matt vor den Hütten lungern sieht, könnte glauben, eine verheerende, verödende Krankheit sei eben durch das Land gezogen. Aber so sieht es in Rumänien immer aus, und diese Leute scheinen zu glauben, es müsse so sein.

Und warum ist es so?

Mein Ilia meint: „Es geht nun einmal Alles wie verhext und nur noch ein Donnerwetter kann helfen.“ Und der Dichter Alexandri sagt: „Es ist nun einmal ein alter Fluch, der auf unserem edlen Volke liegt.“

Aber das sind jedenfalls nur Erklärungsgründe für ein greifbares Uebel. Vielleicht gelingt es uns, stichhaltigere aufzufinden, wenn wir uns in unser Thema vertiefen.

Zwei Typen kommen hauptsächlich in Betracht, wenn man die soziale Stellung und die Lebensweise der rumänischen Frauen zu schildern sucht: die Bäuerin und die Bojarin. Denn der Mittelstand ist eben erst in der Entwicklung begriffen. Wie jedes Volk, das erst kürzlich aus barbarischen Zuständen herausgetreten, dessen Handel und Gewerbe gänzlich darniederliegt und in seinen Anfängen vollständig von Nichtrumänen usurpirt wird, haben die Rumänen, wie z. B. auch die sonst auf viel höherer Stufe stehenden Polen, keinen eigentlichen Bürgerstand. Das ist das Hauptunglück des Landes.

Der Lebenslauf der Rumänin «aus dem Volke» ist fast immer derselbe, mag nun die Anitza oder Maritza schön oder häßlich, mag sie — natürlich nach den Begriffen des Dorfes — reich oder arm sein. In der niederen Hütte geboren, wächst das Kind fast ganz ohne Pflege und [illegible]. Es macht seinen Eltern, außer der [illegible], keinerlei Sorgen und Ausgaben, auch

nicht für die Bekleidung. Man muß es gesehen haben, um es zu glauben, daß ein grobleinenes Hemde in den rumänischen Dörfern für ein vier- oder fünfjähriges Mädchen noch ein Luxus ist, den ihm die Eltern höchstens an Sonn- und Feiertagen gestatten. Das Mädchen wächst heran, natürlich ohne Schulunterricht. Denn es gibt in Rumänien fast gar keine Dorfschulen, d. h. faktisch, auf dem Papiere mögen ihrer genug stehen; das Papier ist eben in Rumänien nicht ungeduldiger als anderwärts. Die Herren haben keine Zeit dazu, sich um das Schulwesen zu kümmern; sie müssen in ihre Verfassung überaus freisinnige Bestimmungen hereinbringen; z. B. die Abschaffung des Adels und sich dabei in einer Kunst üben, die freilich minder freisinnig ist — der Judentodtschlagekunst. Es gibt keinen grelleren Gegensatz auf Erden, als die Theorie und die Praxis im rumänischen Dorfschulwesen.

Ich kann nicht umhin, an dieser Stelle ein einschlägiges persönliches Erlebniß zu erzählen, da es überaus charakteristisch ist. In einem Bukarester Salon hatte ich vor einiger Zeit die Ehre, dem damaligen Kultus- und Unterrichtsminister Rumäniens (die Herren wechseln bekanntlich rasch und der Betreffende ist jetzt wieder, was er früher war — Lebemann nämlich) vorgestellt zu werden. Da ich zu jener Zeit eben einige Reisebriefe in der «Neuen freien Presse» hatte erscheinen lassen und er daher vermuthete, ich könnte auch diese meine Reise lite-

rarisch verwerthen, so schilderte er mir in liebenswürdigster, ausführlichster Weise den Stand seines Ressorts und schloß mit den Worten: „Sie sehen — unser Volksschulwesen ist dem der Schweiz ebenbürtig. Wenn Sie übrigens noch nähere Daten —"... Ich dankte verbindlichst, da ich nicht die Absicht hätte, über das Thema zu schreiben, und ließ nebenbei durchschimmern, daß ich, als der Landessprache einigermaßen kundig und nicht zum ersten Male im Lande, über den wahren Stand der Sache hinreichend instruirt sei. Da sahen mich Se. Excellenz zuerst verdutzt an und riefen dann lachend: „Nun – da habe ich Ihnen freilich umsonst blauen Dunst vorgemacht. Ich mußte es ja schandehalber thun. In Wahrheit steht es schändlich — Sie haben Recht. Aber alle Mühe wäre nutzlos: unsere Bauern schicken nun einmal ihre Kinder nicht in die Schule ...." — „Es käme auf die Probe an!" warf ich ein. — „Nun, dann mag ein Anderer probiren", brach er lachend ab.

Der einzige Unterricht, den das rumänische Dorfkind genießt, ist der Religionsunterricht. Aber auch den zieht es nur aus den unverstandenen, etwas schwerfälligen Formen des griechisch-orientalischen Gottesdienstes und aus dem Köhlerglauben der Eltern. Dieser Köhlerglaube mag für den Kulturhistoriker sehr interessant sein — es ist eigenthümlich, wie sich die ewig heiteren Heidengötter im Laufe der Jahrhunderte in diesen Landschaften in düstere

Gespenster und Dämonen gewandelt — aber für den Menschenfreund ist er sicherlich nur sehr betrübend.

Aber kümmern sich denn Seine Hochwürden der Herr Pope nicht um die Kleinen?

Seine Hochwürden, der Herr Pope!

Ach! dieser Mann ist in der Regel ein eigenthümliches Exemplar eines Seelsorgers. Der Sohn eines Popen oder Bauern, ist er — fast ohne jede Vorbildung — auf drei oder vier Jahre in eines jener zahlreichen Priesterseminare gesteckt worden, wo er Lesen und Schreiben, dann das Absingen der Ritualgebete gelernt und wo ihm als einzige Vorbereitung für seinen heiligen Beruf der Katechismus eingebläut worden. So ausgerüstet, wird er, nachdem er ein Weib genommen, zum Priester geweiht und erhält eine Dorfpfarre, um da vollständig zu verbauern. In seinen Predigten ist Gott ein strenger Herr, der außer dem obligaten Frommsein und Wohlthun der Menschen an einem Dinge besonders Wohlgefallen hat: wenn man dem Verkündiger seines Wortes, dem Popen, den Zehnten und die Sporteln reichlich entrichtet und noch außerdem zuweilen eine milde Gabe in's Haus bringt. Das köstlichste Musterbild eines solchen Priesters des Herrn lernte ich auf meiner Eingangs erwähnten Fahrt in der Moldau, in der Nähe von Vorbujeni kennen. Seine Hochwürden fragten mich unter Anderem, ob die Deutschen wirklich Heiden seien, ob der Kaiser der Deutschen,

Namens Bismarck, in der That zwölf Fuß hoch sei und in welcher Art ein Blitzableiter nützlich werde könne ... So seltsam diese Stichproben klingen mögen — ich verbürge mich hiermit für ihre Wahrheit. Und am Sonntag Nachmittags präsentirten sich mir Seine Hochwürden in einem Zustande so kolossaler Besoffenheit, wie ich dergleichen selbst in den Hafenkneipen Hamburgs oder Marseille's, Triests oder Odessa's nie gesehen. Und das will bekanntlich etwas sagen.

Von seinem neunten, zehnten Jahre an, oft noch viel früher, wird das Kind dazu angehalten, der Mutter bei ihren meist sehr schweren Arbeiten zu helfen. In ihrem dreizehnten, vierzehnten, höchstens fünfzehnten Jahre ist die Rumänin körperlich vollständig entwickelt. Und man findet da oft schöne, zierliche Gestalten. Der römische Typus, obwohl vielfach durch Heirathen mit Slaven verwischt, zeigt sich in der schön und stolz geschwungenen Nase, in dem fein und scharf gezeichneten Munde, in dem schwarzen, glänzenden Haare, in der eigenthümlichen, aber nicht unschönen Broncefarbe des Gesichts. Betrachtet man die junge Rumänin in ihrem Festschmucke, dem linnenen Hemde, das mit allerdings ziemlich kunstlosen Stickereien verziert ist, dem nationalen, aus einem Stücke geschnittenen, durch eine Spange zusammengehaltenen Tuchrocke, der, in der Taille befestigt, sich dicht an die Hüften schmiegend bis an die Knöchel fällt, dem leichten, tunicaartigen, meist



blauen Mäntelchen, lauscht man dazu ihrer Sprache, die fast in jedem Laute an die Sprache des alten Rom erinnert, wahrlich — es gehört nicht viel Phantasie dazu um sich die römischen Landmädchen aus den Zeiten Cicero's zu denken! Und schier wäre da vielleicht auch ein Schalk versucht, mit dem alten Flaccus zu sagen: «Ne sit tibi pudori, amare ancillam . . .“

So geschmückt und — reinlich kann man die Mädchen freilich nur an Sonntagen, sowie an den übrigens sehr zahlreichen Festen ihrer Kirche sehen. Auf einem freien Platze, gewöhnlich vor dem Wirthshause tanzt dann die Dorfjugend Das Orchester besteht aus dunkelhaarigen glutäugigen, meist scheußlich zerlumpten Zigeunern, einem Geiger und einem Cymbalschläger. Die Tänze des rumänischen Landvolkes sind besonderer Art; sie sind fast durchweg keine Rundtänze, sondern bestehen aus einer Reihe bunt abwechselnder hübscher Gruppirungen. Am beliebtesten ist die «Romana».

Nach dem Tanze begleitet — wie allüberall — der Bursche das Mädchen nach Hause. Die Liebenden werden gewöhnlich nach kurzer Frist Braut- und Eheleute. Auch hier bestimmt meist ein äußerer Umstand, nicht der Drang des Herzens die Wahl. Auch hier stellen Reichthum und Besitz scharfe, unüberklimmbare Schranken auf. Es gibt überhaupt weniger Idyllen auf der Welt, als zarte Damen und langhaarige Poeten glauben.

Das Mädchen ist zum Weibe geworden; es tritt sein Amt im Hause an. Aber es ist kein leichtes Amt. Mit der Stunde, wo das junge Mädchen unter eigenthümlichen, sehr lebhaft an die Hochzeitsgebräuche der Römer erinnernden Zeremonien in das Haus des Gatten tritt, hat sie von den Freuden des Lebens so ziemlich Abschied genommen. Denn das rumänische Weib ist die Sklavin ihres Gatten. Nicht etwa darin nur, daß er ihr seine Liebe sehr häufig in bunten Striemen auf den Körper schreibt — das wäre keine Eigenthümlichkeit der Rumänen, das findet sich bei allen Völkern des Ostens — sondern hauptsächlich darin, daß ihr nun die Sorge für die Erhaltung des Hauses ausschließlich obliegt. Sie ist nicht die Gehilfin des Mannes, sie ist seine Dienerin. Jene empfindsame Gräfin, die vor einiger Zeit bei einem Wiener Frauentage praktisch und vernünftig, wie alle Vorkämpferinnen der Frauen-Emanzipation, eine Mot on für die armen Türkinnen einbrachte und sie besonders durch die Polygamie des Moslems begründete, hätte Gegenstände ihres Mitleids nicht so weit zu suchen gebraucht, sie hätte deren in den Karpathen und an der Donau genug gefunden. Denn der rumänische Bauer beschränkt seine Thätigkeit auf die Bestellung des Ackers; die Besorgung der Hausthiere, die Beschaffung der Lebensmittel, ja man darf sagen: alle und jede andere Sorge überläßt er seinem Weibe. Und in dieser harten, ungebührlichen Arbeit und Anstrengung ist auch der Grund

dafür zu finden, daß die Rumänin mit fünfzehn Jahren blühend und schön, mit dreißig Jahren ein alterndes Weib, mit vierzig Jahren eine Greisin ist. Und kaum minder schnell geht es mit der Kraft des Mannes abwärts. Denn was bei dem Weibe die Arbeit, bewirkt bei ihm der — Schnaps!

Trotz solcher Behandlung, trotz solcher Lebensweise ist das rumänische Bauernweib keine stumpfe, gedankenlose Arbeitsmaschine; sie hat ein eigen geartetes, charakteristisches Gedankenleben.

Das rumänische Weib ist stets freundlich, heiter und gesangslustig. Nie läßt sie bei ihrer harten und oft so mühsamen Arbeit in trübem Schweigen den Kopf hängen; sie begleitet all' ihr Thun mit Gesang. Was sie singt, ist unendlich mannichfaltig. Bald ist es nur die Melodie einer «Doina», dieser eigenthümlich ergreifenden, melodischen Klage des Rumänen; bald die eines fröhlichen Nationaltanzes, am häufigsten aber ein Volkslied. Denn wie eine wilde Blume, unbekannt, verachtet, aber schön, duftig und stark blüht das Volkslied in den Bergthälern der Karpathen, in den fruchtbaren Niederungen an der Donau. Noch hat es die Cultur nicht verdrängt, noch hat sie nichts an seinem Inhalt, seiner Form geändert. In dem Volksliede, vielleicht der einzigen wahrhaft schönen, wahrhaft reinen Blüthe, welches dieses Volksleben getrieben, liegt unverfälscht und unverdorben das Herz, das «Sinnen

und Minnen» des Rumänen; wer es kennt und versteht, hat darin den Schlüssel zu seinem Wesen. Das Volkslied aber, wie das Märchen wird in Rumänien hauptsächlich von dem Weibe gepflegt. Daher schmiegt es sich allen ihren Verhältnissen an, daher findet die Rumänin für jede Situation, für jedes Leid, für jede Freude in einem Liede den Ausdruck ihres Gefühls. Und ist der Ausdruck noch nicht geschaffen, nun — so schafft sie sich ihn selber. Es ist auf den ersten Blick seltsam: in dem Herzen dieses verachteten, von den Sorgen des Daseins fast erdrückten Weibes lebt ein reicher Schatz poetischer Empfindung: das rumänische Weib ist Dichterin! Das Lied freilich, das sie in dem einen Momente hinaussingt in die blühende Flur des Südens, um es im nächsten zu vergessen, ist sehr kunstlos, sehr einfach, aber — ich versichere es und könnte es beweisen — es lebt mehr, weit mehr ursprüngliche Poesie darin, als in den Versen so manches deutschen oder französischen Modedichters. Dieser Gabe, die natürlich je nach der Individualität der Einzelnen mehr oder minder intensiv ist, verdankt die Rumänin vielleicht die Elastizität ihres Wesens, vielleicht müßte sie ohne dieselbe verkommen oder zum Thiere hinabsinken. Diese Schöpfungen des Augenblicks verstieben freilich zumeist; aber die verhältnißmäßig wenigen, die im Volksmunde fortleben, bilden in ihrer Vereinigung eine so reiche, so anmuthige Volkspoesie, wie sie, als in der Gegenwart blühend, vielleicht keine andere Nation aufzuweisen vermag. . . .



Von Mutterliebe und Muttersorgfalt — wenigstens von einer derartigen, wie sie im Westen zu Hause — weiß das Herz der Rumänin wenig. Dies ist auch so natürlich! Sie behandelt ihre Kinder eben so stumpf und gleichgiltig, wie sie einst von ihrer Mutter behandelt worden. Gleichwohl liebt sie sie im Grunde in ihrer Art innig. Dies zeigt sich namentlich, wenn eins der Kleinen krank wird und stirbt. Indeß der Vater in solchen Momenten vielleicht nur deshalb etwas dumpfer und betrübter in die Welt starrt, weil er der Begräbnißkosten gedenkt, die der Pope unbarmherzig einfordern wird, ist die Mutter aufgelöst in Schmerz, und in tiefen, wahren Schmerz. Ist ihr doch das Kind auf ewig verloren, fehlt ihr doch der tröstende, erhebende Glaube an ein Wiedersehen nach dem Tode! Woher sollte ihr auch dieser Glaube kommen?

Aber trotz alledem ist die Rumänin fromm, sehr fromm — freilich in eigenthümlicher Weise. Sie übt eben einen äußerlichen und formellen, nicht einen Kult des Herzens. Ihr ist Gott ein mächtiger Herrscher, aber ein sehr konstitutioneller, dessen Minister, die Heiligen, dessen erste Rathgeberin, die heilige Jungfrau, eigentlich weit mehr vermögen, als er. Darum opfert sie ihnen häufig eine Wachskerze und sagt an ihren Festtagen, ihnen zu Ehren, unzählige Male das «Vater unser» her, gewöhnlich zugleich das einzige Gebet, das sie kennt. In ihrer Vorstellung sind das eben gar hohe Herren, mit denen man

es nicht verderben dürfe. In gleich hoher Verehrung stehen bei ihr übrigens auch die Geister und Dämonen, unter welcher Gestalt in oft noch deutlich nachweisbarer Art — wie bereits oben angedeutet — die alten Heidengötter fortleben. Aber die eigentlichen Helfer sind ihr doch die wunderthätigen Heiligenbilder in Kirchen und Klöstern. Zu welcher sonderbaren Verzerrung des Christenthums solcher Glaube führt, mag folgende wahrheitsgetreue Erzählung darlegen. Ich wanderte einst an einem heißen Augusttage durch das Suczawathal der südlichen Bukowina. Da begegnete mir nächst dem Kloster Dragomirna, wo sich ein wunderthätiges Heiligenbild befindet, ein rumänisches Bauernweib, das mit großer Mühe ein bleiches, abgezehrtes, etwa zehnjähriges Mädchen auf dem Arme fortschleppte. Sie wolle nach dem Kloster zu Putna, zum dortigen Marienbilde, erzählte sie auf meine theilnehmende Frage, vielleicht könne dies ihrem armen Kinde helfen. Und als ich darauf erstaunt meinte, warum sie so weit wolle, da doch im Kloster Dragomirna gleichfalls ein wunderthätiges Bild sei, da erwiederte sie mir wörtlich: „Ja! — der Heilige in Dragomirna kann helfen, wenn ein Viehstück erkrankt oder um gestohlene Sachen wieder zu erhalten, aber für menschliche Krankheiten ist nur die heilige Jungfrau in Putna gut! . . .“

Noch zweier hervorragender Eigenschaften der Rumänin dieser Schichte sei hier Erwähnung gethan, einer guten

und einer schlimmen. Die gute Eigenschaft ist die unerschütterliche eheliche Treue, die das Weib ihrem Gatten wahrt. Daß ein Bauernmädchen zu Falle kommt, gehört im rumänischen Dorfe zu den Alltäglichkeiten, die kaum der Erwähnung werth sind; Ehebruch hingegen ist äußerst selten. Es sei dies bei der Schilderung des Bauernweibes hervorgehoben, weil uns in den höheren Ständen, die nahezu entgegengesetzte, gewiß sehr betrübende Erscheinung begegnen wird.

Eine schlimme Eigenschaft hingegen ist die innige, ewig schmachtende, ewig nach neuem Genuß begehrende Liebe, welche die Rumänin jedem geistigen Getränke, es mag nun Wein, Meth oder Branntwein heißen, in edler Eintracht mit ihrem Gatten entgegenträgt. Ein Rausch an den Nachmittagen der Sonn- und Festtage ist so hergebracht, daß es für unschicklich gelten würde, sich dessen zu enthalten. Die Gatten sinken gewöhnlich friedlich unter einen Tisch. Ob übrigens der Mann das Weib, oder das Weib den Mann zum Trinken verleite, diese Frage wollen wir offen lassen und uns zur Betrachtung der höheren Schichten der rumänischen Frauenwelt wenden, vorher aber auf die wenigen Gestalten des Mittelstandes einen Blick werfen.

Hier sei zuerst der Popenfrau gedacht. Sie ist gewöhnlich zugleich die Tochter eines Popen und auf den heiligen Beruf des Vaters und des Gatten nicht wenig

stolz. Ebenso auf ihre Kleidung, die eine seltsame, meist sehr komisch wirkende Mischung städtischer und ländlicher Tracht ist. Darum verkehrt sie auch mit den Weibern im Dorfe, von denen sie sich in Bildung und Aufklärung übrigens wenig unterscheidet — sehr von oben herab und würdigt höchstens das Weib des «Doornik» (Dorfrichters) ihres Umganges. An Sonn- und Festtagen pflegt sie in der Kirche mit einem mächtigen Gebetbuche ausgerüstet zu erscheinen, das zwar auf die versammelten Gläubigen sehr imponirend wirkt, dessen Inhalt ihr jedoch meist ein Räthsel bleibt, da sie in der Regel der Kunst des Lesens nicht mächtig ist.

Beiläufig auf derselben Stufe der Bildung steht das Weib des kleinen Landbesitzers oder Pächters, nur daß dieses noch stolzer und schroffer auftritt, da es nicht mehr zu arbeiten braucht, sondern auch einigen Dienern gebieten kann. Etwas höher schon steht die Gattin des Krämers, des wohlhabenden Handwerkers, des niederen Beamten in den Städten und Städtchen der Donaufürstenthümer. In ihrer Tracht, die oft schreiend geschmacklos ist, ahmt sie die moderne Mode nach, ebenso sucht sie ihr Benehmen nach dem der Vornehmen einzurichten. Auch spricht sie manchmal sogar französisch, „aber fragt mich nur nicht — wie". Von der Herrschaft des Mannes hat sie sich bedeutend emancipirt — er ist oft ihr Sklave. Auch darin ahmt sie den vornehmen Frauen Rumäniens nach.

... In keinem anderen Lande haben sich die gesellschaftlichen Zustände der höheren Klassen innerhalb weniger Jahrzehnte so verändert, wie in Rumänien; vielleicht kennt die Kulturgeschichte keines anderen Volkes eine so durchgreifende Umwälzung des socialen Lebens in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit. Die Stellung der Frau namentlich ward eine durchweg geänderte.

Es war ein eigenthümliches Leben, das die Bojarin, die vornehme Rumänin überhaupt noch in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts führte. Auf ihrem einsamen Edelhofe auf dem flachen Lande oder im «Palais» in der Stadt lebte die Herrin des Hauses ein gleich einförmiges, gleich eng begrenztes Dasein, auf dessen Gestaltung das Familienleben der Türken und Fanarioten mächtig eingewirkt. Das Reich der Frau war das Haus, die vier Pfähle, innerhalb deren sie lebte — was außerhalb derselben lag, kümmerte sie nicht. Sie verließ ihre Gemächer nur, um eine Freundin zu besuchen, oder um im Hausgarten zu weilen. Konzerte, Bälle, Theater existirten nicht für sie, und sie hatte auch kein Bedürfniß darnach. Ihr Bildungsgrad war ein sehr geringer, der edlen Künste des Lesens und Schreibens war sie nur in den seltensten Fällen kundig. Ihr Wirkungskreis im Hause war ein sehr enger; im seltsamen Gegensatze zu den Verhältnissen, denen wir in den unteren Volksschichten begegnet. Den Abend brachte sie im häuslichen Kreise, d. h. mit den Kindern und

Dienerinnen zu, indeß der Herr und Gemahl entweder bei seiner Maitresse weilte oder eine Spielhölle aufsuchte. So spann sich dies einförmige Leben ab, ein Leben, welches in vielen Zügen an das Haremleben erinnert, welches die bevorzugten Frauen reicher Türken führen.

Wie so ganz anders lebt die vornehme Rumänin unserer Tage! Verschwunden ist die einfache, träumerische, ruhig und gleichmäßig dahinlebende Frau — die Rumänin von heute ist die glänzende, moderne, von Vorurtheil und hergebrachter Beschränkung emancipirte Dame der vornehmen Kreise des Westens. Und doch wieder eine ganz eigenthümliche Dame, deren Besonderheit nicht allein darin liegt, daß sie in der Moldau geboren, nicht in Frankreich, — daß sie in Jassy lebt, nicht in Paris. Der Schlüssel zur Erklärung dieser ihrer Eigenthümlichkeit aber liegt in ihrer Erziehung.

Es sind sonderbare Verhältnisse, in die das Kind rumänischer Vornehmer tritt, die es meist schon sehr früh erkennen lernt. Eine Amme hat es ernährt und gepflegt; nur selten hat sich die Mutter um ihr Kind gekümmert. Sie hat es höchstens zuweilen aus der Ammenstube in ihre Gemächer herübertragen lassen, um es anzusehen, wenn sie gerade eine freie Stunde hatte, d. h. wenn sie sich weder von ihrem Anbeter unterhalten ließ, noch einen Roman von Sue oder Kock las, wenn sie weder Karten spielte, noch auf dem Ball, im Concert oder in der Oper war.

Bis in sein fünftes, sechstes Jahr bleibt das Kind in der Gesindestube, spielt mit den Kindern der Diener und lernt von diesen nicht gerade sehr Erbauliches. Da erinnern sich eines Tages die Eltern, daß die kleine Georgina oder Natalie oder Maritza bereits in dem Alter sei, wo man ihr eine standesgemäße Erziehung geben müsse. Das Mädchen, bisher in roher Umgebung aufgewachsen, erhält nun manchmal eine Gouvernante, in den meisten Fällen wird es in eines der französischen Erziehungsinstitute von Jassy oder Bukurest gegeben. Solche Institute aber werden in der Regel — wenige ehrenvolle Ausnahmen will ich gerne zugestehen — von Männern und Frauen geleitet, die Erzieher für die Kinder des rumänischen Adels geworden, nachdem ihnen sonst so ziemlich alles Mögliche in Frankreich und in anderer Herren Ländern mißglückt, die wahre und ernste Bildung nicht lehren können, eben weil sie ihnen selber fremd ist.

Worin besteht nun der Unterricht im Institute? Von Sprachen wird hauptsächlich das Französische, daneben das Italienische und Englische gelehrt, die Muttersprache nur äußerst dürftig. Was wissenschaftliche Disziplinen betrifft, so wird das Mädchen zum Auswendiglernen einer kleinen «Histoire universelle» angehalten, der Unterricht in den Naturwissenschaften entfällt fast vollständig, der in sonstigen Realien ganz. Hingegen wird das Tanzen mit erschöpfender Gründlichkeit gelehrt. Im Klavierspiel schließ-

lich pflegt die junge Rumänin, Dank ihrer angeborenen, musikalischen Begabung, einen hohen Grad technischer Fertigkeit zu erreichen.

So ausgerüstet tritt das junge Mädchen in ihrem sechzehnten, siebzehnten Jahre aus dem Institute und in den Kreis ihrer Familie. Daß sie in demselben nicht heimisch wird, darf uns nicht wundern, sie war es ja nie. Sie erblickt in ihrer Mutter nur diejenige Person, deren Begleitung ihr die glänzenden Cirkel, die Bälle und Vergnügungen der Hauptstadt eröffnet; der Mutter ist die junge, schöne, heirathslustige Tochter eine unbequeme Gesellschafterin, die sie selbst vollständig in Schatten stellt. So wünscht die Mutter die Tochter bald verheirathet zu sehen und diese sehnt sich gleichfalls nach Selbstständigkeit. Reichthum und Schönheit machen meist die Erfüllung dieses Wunsches sehr leicht. So tritt die junge Rumänin sehr bald nach ihrer Heimkehr aus dem Institute an den Traualtar, sie wird Gattin und Hausfrau.

Aber nicht eine Gattin im guten, schlichten, deutschen Sinne, nicht einmal eine solche im Sinne der vornehmen Kreise des zweiten Kaiserreichs oder der derzeitigen Republik. Zwar treffen wir fast alle die Verhältnisse wieder in denen sich die Weltdame an der Seine bewegt, aber sie gestalten sich hier schärfer und verzerrter. Die Rumänin ist nur dem Namen nach «Hausfrau», um das Hauswesen kümmert sie sich nicht und ebensowenig um ihre Kinder.



Der Haushalt einer rumänischen Adelsfamilie bietet oft ein seltsames Bild. Deutsche Sauberkeit und Ordnung ist hier etwas Ungekanntes. Da herrscht eine Nachlässigkeit, von der wir uns schwer auch nur einen beiläufigen Begriff machen können. Die Diener, theils eingeborene Tölpel, theils aus Frankreich weggejagte Hallunken begehen den größten Unterschleif und thun, was sie wollen, aber am liebsten thun sie gar nichts. Der ordnende Blick der Hausfrau, die da «waltet weise im häuslichen Kreise», fehlt eben überall. Wo fände sie auch Zeit zur Erfüllung ihrer Pflichten! Sie hat ja so viel, so unendlich viel zu thun, um den Ruf einer eleganten fashionablen Dame in ihren Kreisen zu erwerben und festzuhalten. Und da hat man in Jassy oder Bukurest viele und darunter sehr eigenthümliche Anforderungen der «Gesellschaft» zu erfüllen. Es sind eben Damen eigener Art, diese Bojarinnen, diese Frauen der reichen Handelsherren oder der höchsten Staatsbeamten.

Die höchste Eleganz, die unbedingte Befolgung des Pariser Modemoniteurs ist natürlich erstes Erforderniß. Die vornehme Rumänin trägt immer, was gut und theuer und modern ist, freilich nicht immer das, was geschmackvoll ist. Dazu gehört bekanntlich angeborener Takt, Farben- und Schönheitssinn und der läßt sich nicht, wie all' die bunten Kleider und Hüte in den glänzenden Mode-Etablissements Bukurest's, kaufen. Jene Geschmacklosigkeit,

die ihren Grund hat in der übertünchten oberflächlichen Bildung, tritt auch in der Einrichtung des rumänischen Hauses oft sehr drastisch zu Tage.

Gelingt es aber der Rumänin in dieser Beziehung nicht, ihr Musterbild an der Seine zu erreichen, so übertrifft sie es dafür in einer anderen, in der Leichtlebigkeit oder — ich will's offen sagen — in der Sittenlosigkeit. Ich habe ihrer frivolen Pflichtvergessenheit als Mutter und Hausfrau erwähnt; sie ist nicht minder pflichtvergessen in ihrem Verhältnisse als Gattin. Ich spreche nur eine jedem Kenner der Donaufürstenthümer bekannte Wahrheit aus, wenn ich behaupte, daß in keinem anderen Lande die Heiligkeit der Ehe so mit Füßen getreten, so zur Phrase herabgewürdigt wird, wie in Rumänien. Wie es für den deutschen Reichsfürsten des 18. Jahrhunderts absolut obligat war, eine Courtisane zu besitzen, so ist heute die vornehme Rumänin nicht ganz fashionable, wenn sie noch an dem in ihren Kreisen lächerlich gewordenen «Vorurtheil» der ehelichen Treue festhält. Der Grund dieser furchtbar betrübenden Erscheinung liegt nur zum geringsten Theile in der Gluth südlichen Blutes, sondern hauptsächlich nur wieder in der schablonenhaften, blos formellen Erziehung, so wie in dem verderblichen Einflusse französischen Beispiels.

Dieses Beispiel aber läßt die Rumänin meist unmittelbar auf sich wirken. Denn es gehört zum bon ton

dieser Gesellschaft, wenigstens von einem einmaligen Aufenthalte in Paris sprechen zu können. Und in der üppigen Stadt an der Seine wird so Manches gelernt, was durch die angeborene französische Grazie gemildert, dann in den rumänischen Salons plump, offen und frech auftritt. Dazu kommt die fast unbegrenzte Vergnügungssucht der Rumänin, das Bestreben, sich geltend zu machen; die Herrschsucht, die leidenschaftliche Einmischung in politische Händel. Wenn irgendwo, so herrscht in Rumänien die Krinoline.

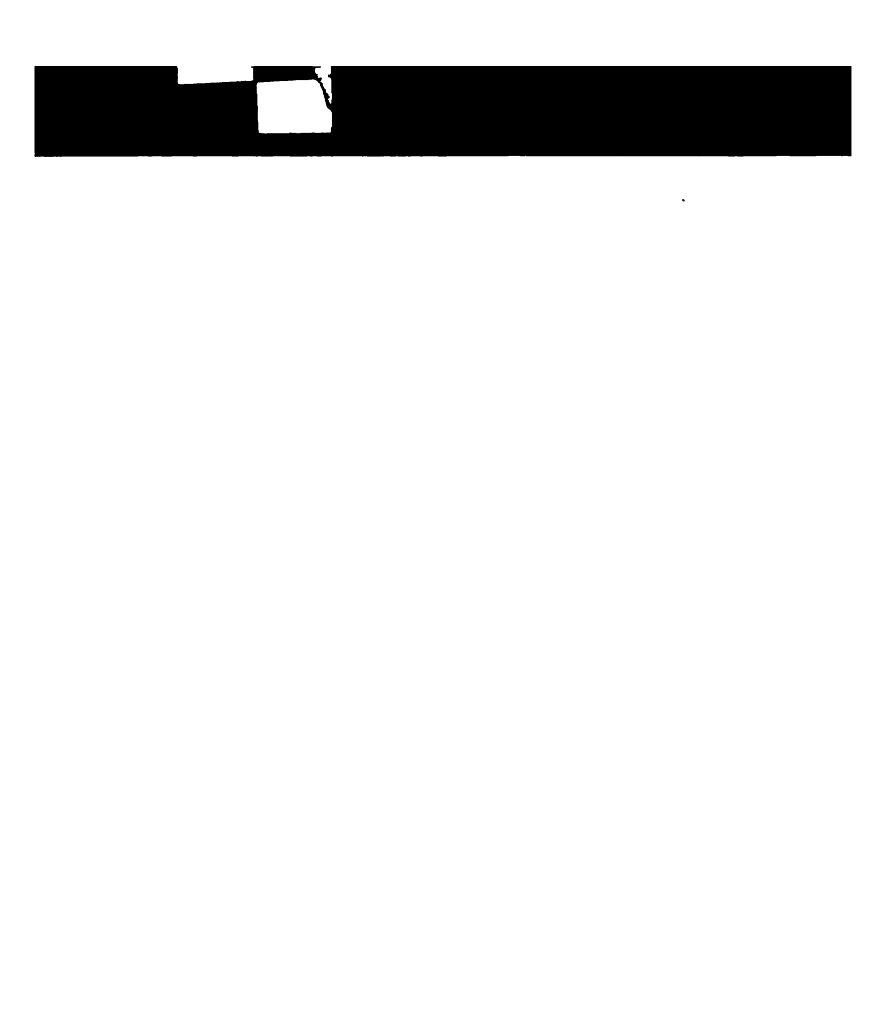
Nur eine Haupttugend schmückt die vornehme Rumänin und um derentwillen mag ihr viel vergeben werden. Die Barmherzigkeit, das Mitleid mit der Armuth. Das ist eine so tief wurzelnde Eigenschaft des weiblichen Herzens, daß sie selbst moderne Verschrobenheit und Entsittlichung nicht zu erschüttern vermocht.

Als ich noch, wenn ich so sagen darf, meine Studien für diese Arbeit machte, als ich mich noch als heiterer Gymnasiast in den rumänischen Dörfern meiner zweiten Heimath, der Bukowina herumtrieb und darauf, als nicht minder heiterer Tourist, in den Straßen Bukurest's und Jassy's flanirte, da dachte ich gar nicht daran, daß das Leben und Wesen dieser hübschen, braunen, schwarzäugigen Bäuerinnen und Bojarinnen doch ein so ganz eigenartiges und seltsames sei und daß man sich darüber in Wahrheit minder harmlose Gedanken machen müsse, als ich es da-

mals gethan. Nun ist mir dies freilich klar geworden, ja klarer, als ich es im Interesse meiner angenehmen und — wie ich versichern darf — sehr unschuldigen Erinnerungen wünschen muß. Aber nun ich einmal darüber geschrieben, mußte ich auch die Wahrheit schreiben. Nur Eines will ich noch bemerken: ich habe Typen gezeichnet. Selbstverständlich gibt es auch Ausnahmen. Aber Ausnahmen bestätigen nur die Regel . . .

Armes Rumänien! . . .

Jancu, der Richter.



Das Folgende ist streng den Thatsachen nacherzählt. Wer es liest, dem wird diese Versicherung fast überflüssig scheinen. Denn diese Geschichte trägt den Stempel ihres Autors, des Schicksals. Nur dieser größte, unbarmherzigste und sorgloseste Poet wagt so gräßliche und dabei so einfache Effecte. Ihm Solches nachzudichten, wäre für einen Novellisten vielleicht eine lohnende, aber sicherlich eine traurige Arbeit. Der Schilderer fremder Sitte aber steht auf anderem Standpunkt. Ihm darf nicht die Schönheit die höchste Göttin sein, sondern die Wahrheit. Es fällt ihm oft schwer, diesen Standpunkt festzuhalten, bitter schwer — gleichviel! er muß seine Pflicht erfüllen ...

... Vor einer rumänischen Jury sitzt auf dem Schemel des Angeklagten der Bauer Jancu. Sein brauner Serdak (Gürtelrock) ist zerrissen und durch dessen wie des Hemdes Ritzen sieht man die broncefarbene Haut schimmern. Das Haar fällt ihm in langen, wirren, mißfarbigen Strähnen in's fahle Antlitz, das Haupt ist auf die Brust gesenkt, das stumpfe Auge stier auf den Boden gerichtet. Kein Blick trifft das Publikum, die Geschwornen, die Richter.

Der Gerichtsschreiber ruft die Sache auf, der Anklageakt wird vorgetragen. Der Bauer Jancu, Besitzer einer großen Wirthschaft, griechisch-rechtgläubig, 29 Jahre alt, derzeit, da er sein Weib ermordet, verwitwet, bisher durchaus unbescholten und drei Monate vor der That zum «Aeltesten» (Richter) seines Dorfes gewählt, ist vollkommen geständig, sein Weib Xenia, 21 Jahre alt, seinen Knecht Alexa, 43 Jahre alt, und die Zigeunerin Mariula, unbekannten Alters, jedenfalls weit über die 50, in einer und derselben Nacht, Fastnacht-Sonntag auf Montag, ermordet zu haben. Der Akt schildert die drei Verbrechen nach der Aussage des Angeklagten — Thatzeugen sind nicht vorhanden. Doch ist das Geständniß Jancu's, welcher unmittelbar nach der That seine Verhaftung selbst veranlaßt, sehr umfassend und durch die Ergebnisse der Obduktionen durchweg bestätigt. Demzufolge hat Jancu sein Weib durch eine Kugel in's Herz getödtet, den Knecht durch eine Ladung von drei Rehposten gegen den Kopf, die Zigeunerin hat er mit den Händen erwürgt. Ueber die Motive, bemerkt der Akt, verweigere Jancu jegliche Auskunft — „ich hab's gethan, weil ich's thun mußte“; auch den Zeugen sei die That unerklärlich.

Das Verhör beginnt. „Jancu“, sagt der Präsident, „Ihr habt Alles gehört — gestehet Ihr auch heute Eure Schuld?“

Der Angeklagte erhebt sich. Aber sein Antlitz bleibt

unbewegt und die Augen haften am Boden. „Ja, mein gnädiger Herr", erwidert er dumpf, „es ist Alles wahr." Darauf sinkt er sogleich wieder auf den Schemel zurück.

„Ihr müßt stehen bleiben, Jancu", belehrt ihn der Präsident. „Ihr müßt uns nun Alles erzählen, was Ihr gethan und gedacht habt an jenem Sonntag und in der Nacht darauf. Ihr müßt uns erzählen, *wie* Ihr Eure Verbrechen begangen und *warum* Ihr sie begangen."

Jancu schüttelt den Kopf und läßt ihn noch tiefer auf die Brust sinken. Dann erhebt er sich doch, unwillig zögernd. Aber seine Stimme klingt dumpf und ohne Erregung, wie früher: „Nein, mein gnädigster Herr, das werde ich nicht thun. Denn wie ich's gethan, wißt Ihr schon und es ist unnöthig, daß ich's noch einmal sage. Und warum ich's gethan habe, werde ich Euch nicht sagen und keinem Menschen und in keinem Falle."

„Aber das Gesetz will es so", sagt der Präsident. „Das Gesetz will, daß die Geschwornen das Geständniß aus Eurem Munde hören. Und wenn Ihr die That so reumüthig bekennt — warum nicht auch die Gründe? Das kann ja nur zu Eurem Vortheil sein, Jancu! Ihr seid ja kein gewöhnlicher Verbrecher! Alle Leute in Eurem Dorfe sagen einstimmig, daß Ihr der bravste, wackerste, nüchternste Mensch gewesen. Darum seid Ihr ja in so jungen Jahren Richter in Eurem Dorfe geworden. Auch der Fürst St., bei dem Ihr einst drei Jahre gedient, ist

selbst zum Untersuchungsrichter gekommen und hat gesagt, er halte sich in seinem Gewissen verpflichtet, für Euch zu bezeugen, daß Ihr, Jancu, der ehrlichste, verständigste, treueste Mensch gewesen, den er je um seine Person gehabt. Wenn also ein Mensch, wie Ihr, plötzlich so gräßliche, unerhörte Verbrechen begeht, so ist er entweder wahnsinnig, und das seid Ihr nicht, oder er ist durch irgend Etwas, was ihm widerfahren, in die fürchterlichste Aufregung versetzt worden. Was war nun bei Euch dieses Etwas? Gestehet es doch! Das wird Euer Gewissen erleichtern und Eure Strafe vielleicht milder machen!"

Aber wieder schüttelt Jancu den Kopf. Und wieder fallen die Worte langsam, ruhig, tonlos von seinen Lippen. „Mein gnädigster Herr, ich danke Euch und meinem guten Fürsten und den Nachbarsleuten, aber das paßt mir Alles nicht! Mein Geständniß war nicht reumüthig; ich habe nur Alles gesagt, was der Richter wissen mußte, damit man mich bestrafen kann, und habe es ganz nach der Wahrheit gesagt, weil ich noch niemals gelogen habe und auch in diesem Letzten nicht lügen wollte. Aber nicht aus Reue habe ich es gethan, denn ich bereue meine That nicht, ganz und gar nicht. Und wenn ich bis jetzt gewesen wäre, was ich einst war, ein ganz glücklicher, ganz friedlicher Mensch und wenn ich jetzt erkennen würde, was ich damals erkannt habe, ich würde die drei Menschen in der nächsten Stunde tödten, wie ich's in jener Nacht gethan.



Darum brauche ich auch mein Gewissen nicht zu erleichtern, denn es ist leicht. Und was die mildere Strafe betrifft, o mein gnädigster Herr, was soll mir Milde?! Das Liebste wäre es mir, wenn diese Herren — er deutet auf die Geschwornen — sagen würden: Man soll ihn henken! Das kann aber leider nicht geschehen, weil bei uns das Henken aufgehört hat und man wird mich nur auf Lebenszeit in die Salzwerke nach Okna stecken. Soll ich etwa wünschen, wieder herauszukommen, — wozu, mein gnädigster Herr? Nein! Das wäre nichts für mich! Ich werde dort bleiben und die Arbeit, die Hundekost und die Schläge werden mich nach einigen Jahren tödten. Und so wird es gut sein. Denn ich sterbe sehr gern, mein gnädigster Herr, sehr gern sterbe ich!"

Vielleicht empfängt, wer dies liest, von diesen Worten kaum einen seltsamen, geschweige denn einen erschütternden Eindruck. Aber wer sie gehört, dem werden sie unvergeßlich sein. Man fühlte es heraus, daß auf der Seele dieses Menschen in der That ein furchtbarer Druck lastete, der ihm den Tod als eine Wohlthat erscheinen ließ; nicht die Reue, nicht das Schuldbewußtsein, aber ein übermächtiges, räthselhaftes Etwas, unter dessen Einfluß er gehandelt, das ihn noch heute zu Boden drückte.

Das Zeugenverhör begann. Der erste Zeuge war der greise Bauer Thodika, der vor Jancu Dorfrichter war und jetzt wieder das Amt provisorisch bekleidete, „bis sich

ein anderer jüngerer Hausvater findet, der so brav wäre, wie der Jancu da." Der kleine geschwätzige Alte, mit dem fahlen Gesichte, aus dem die Nase roth hervorglühte, wie ein Rubin, leistete den Eid und erzählte dann, wie folgt:

„Nun, es war also am Fastnachtssonntag. Das ist ein besonders heiliger Tag, ich bin früh in der Kirche gewesen, dann fortwährend in der Schänke gewesen und am Abend bin ich heimgegangen. Weil ich aber einen Eid geschworen habe, so will ich die Wahrheit sagen: nämlich, daß ich nicht gegangen bin, sondern mein Weib und meine Söhne haben mich getragen, weil ich sehr besoffen war. Also gut, da legen sie mich hin und ich schlafe mich aus. Gegen die dritte Morgenstunde erhebt sich ein furchtbarer Sturmwind, ich höre nichts davon, aber mein Weib sagt zu meiner Tochter Anitza, welche bei mir im Hause war, weil ihr Mann sie zu Tode prügeln wollte — aber jetzt sind sie wieder versöhnt — also „Anitza", sagt sie, „da hat sich Jemand aufgehängt, oder es ist ein großes Verbrechen geschehen, der Wind weht gar so stark." Und da klopft es auch schon sehr heftig an die Thüre. Die Weiber erschrecken. „Wer ist da?" — „Ich bin's, Jancu der Richter, öffnet, rasch, rasch!" Aber wie sie die Kienfackel anzünden und er hereintritt, da erschreckte er sie noch mehr; das war der Jancu und war's wieder nicht, um zwanzig Jahre älter war der Mensch plötzlich geworden. „Was willst Du?"



stammelt mein Weib. Er aber tritt auf mich zu und rüttelt mich auf: „Thodika, Du mußt aufsteh'n!“ Anfangs hör' ich nichts, weil ich wirklich ein Bischen zu viel getrunken hatte, dann fahre ich doch empor: „He, Jancu, was gibts?“ Aber wie ich ihn ansehe, bin ich schon vor Schreck halb nüchtern, und ganz nüchtern werde ich, wie er mir sagt: „Du warst vor mir Richter und bist Aeltester im Ausschuß. In Deine Hände lege ich mein Amt. Und nun verhafte mich, wie es jetzt Deine Pflicht ist und liefere mich sogleich in die Stadt. Denn ich bin ein Mörder, ich habe mein Weib, meinen Knecht und die alte Hexe getödtet.“ Da springe ich auf: „Jancu, du bist wahnsinnig!“ und dann fällt mir ein, daß ihm den Tag vorher sein einziges Kind gestorben ist, ein liebes, kleines Mädchen, die Anula, und ganz plötzlich, an Krämpfen. Da denke ich mir: er hat ja das Kind so ungemein lieb gehabt sein Sterben wird ihm das Hirn verbrannt haben und ich sage mitleidig: „Jancu, Dir träumt etwas Furchtbares. Vielleicht wegen Deines armen Kindes! Tröste Dich — es war Gottes Wille so!“ „Nein!“ ruft er wild, „es war nicht Gottes Wille, aber gleichviel — es ist gerächt! Ich habe im Namen Gottes Gerechtigkeit geübt — nun mögen die Menschen mit mir thun, was sie wollen — führe mich zur Stadt!“ Und da erkannte ich, daß es wahr war und mein Herz ist still gestanden. Es war, um verrückt zu werden, aber es war doch so: unser Richter

Jancu war ein Mörder! ... Nun — da habe ich ihn am Morgen in die Stadt geführt!"

„Und hat er Euch nichts gesagt", fragt der Präsident, „warum er die That verübt hat?"

Thodika blickt zu Boden und dann verlegen auf Jancu hin. Mit diesem geht eine sonderbare Veränderung vor; sein Haupt hebt sich, seine Züge beleben sich und sein glühender Blick haftet halb drohend, halb flehend auf dem Antlitz des Zeugen.

„Hohe Herren", stammelt dieser verlegen, „es ist ihm so ein Wort entfahren, wider Willen, als wir zur Stadt fuhren. Aber ich habe ihm heilig versprochen, es Niemandem zu sagen. Und nun habe ich hier den Eid geschworen, die ganze Wahrheit zu gestehen. Ich weiß mir gar nicht zu helfen! Jancu, wenn Du mir erlauben wolltest ..."

„Du wirst schweigen", fährt dieser wild empor.

„Jancu", sagt der Präsident strenge, „noch ein Wort, noch eine Bewegung, und ich lasse Euch binden und wegführen."

„Mein Eid", sagt Thodika weinerlich, „mein lieber Jancu, ich kann Dir nicht helfen. Also ..."

„Schweige!" ruft der Angeklagte noch einmal wild, gebieterisch. Der Präsident winkt den Polizisten. Aber Jancu fährt fort: „Wenn schon meine ganze Schande offenkundig werden soll unter den Menschen, so soll es

doch mindestens Keiner aussprechen, als ich selbst. Lasset dies schwatzhafte alte Weib zurücktreten — ich selbst will sagen, wie Alles kam ..."

Es ist todtenstill geworden im weiten Saale. Und Jancu berichtet seine Geschichte, nicht dumpf und stumpf wie früher, sondern wild, leidenschaftlich, fast schluchzend. Kein Herz bleibt unbewegt, kein Auge trocken, als der arme unselige Mensch erzählt:

„Ich will es selbst sagen, so schwer es mir fällt. Aber ich ertrüge es nicht, wenn es ein Anderer sagen würde. Ich habe nicht gedacht, daß ich so enden werde und Niemand hat es gedacht. Denn ich bin einmal ein sehr glücklicher Mensch gewesen und ein guter, braver Mensch — ich darf das jetzt sagen, ich spreche ja nicht von mir selbst, sondern wie von einem Todten. Es ist mir Anfangs gar nicht gut im Leben gegangen, ich war der zweite Sohn, der ältere Bruder sollte Alles erben — ich mußte mir als Knecht mein Brod verdienen. Zwar in meines Vaters Hause, aber bei den eigenen Leuten dient sich's oft schwerer, als bei fremden — das könnt Ihr mir glauben. Nach dem Tode des Vaters bin ich als Diener in die Stadt gegangen, ich war sehr fleißig, sehr treu, Alle werden es mir bezeugen. Auch gelernt habe ich, Lesen und Schreiben, und weil ich gesehen habe, wie der Branntwein den Menschen zum Vieh macht, so habe ich niemals einen Tropfen Branntwein getrunken.

Dann bin ich zu einem herrlichen Herrn gekommen, dem Fürsten, und bin mit ihm in Deutschland gewesen und in Frankreich. Dort ist ein anderes Leben, sogar der Bauer ist dort ein Mensch. Nun — der Fürst war mit mir zufrieden, er hat sich ja selbst jetzt meiner erinnert in meiner großen Noth. Ich habe mir damals gedacht: Jetzt bleibst du einige Zeit noch in der Stadt und sparst dir deinen Lohn zusammen und dann gehst du in dein Dorf und kaufst dir einige Aecker. Aber es kam anders. Wie ich heimkomme von den Reisen, ist mein älterer Bruder todt und an mich fällt das ganze große Bauerngut. Da setze ich mich nun hin und beginne zu wirthschaften. Aber die Leute sagen, daß mir noch etwas fehlt, und ich spüre es selbst. Unser Sprichwort sagt ganz recht: «Ein Hauswesen ohne Frau ist wie eine Schänke ohne Schnaps». So habe ich denn angefangen nach einem Weibe auszulugen und die Xenia habe ich mir genommen. Nicht blos deshalb, weil sie sehr schön war und mir sehr gut gefallen hat, sondern auch so halb aus Mitleid. Sie war sehr arm und mußte im Hause ihrer älteren Schwester Magddienste thun — das hat mich an meine eigene Jugendzeit erinnert — ich weiß, wie das thut! Daß ich sie übrigens nur aus Edelmuth geheirathet habe, will ich auch nicht sagen; ich war auch sehr in sie verliebt. Die Xenia war ein stilles fleißiges Mädchen, dem Niemand im Dorfe etwas nachsagen konnte, und schön — freilich in einer



andern Art, als unsere Mädchen sonst sind. Sie war zart, blond, und hatte stille blaue Augen. Vielleicht hat mir gerade das gefallen. Kurz — in vier Wochen waren wir Mann und Weib.

„Es war — das Wort will mir nach dem, was nun kommt, schwer über die Zunge, aber ich muß es sagen, weil es die Wahrheit ist — es war eine ganz glückliche Ehe. Mein Weib hat selten gelacht und war nie besonders zärtlich, aber ich habe mir gedacht: das ist nun einmal ihre Art. Als Wirthin war sie besonders brav und ist mir treu zur Seite gestanden in meinem schweren Werke. Denn ich hatte meine Kraft daran gesetzt, eine Musterwirthschaft zu führen und alles Gute nachzuahmen, das ich anderwärts gesehen hatte. Das war schwer mit unseren Knechten, die zu drei Viertheilen Schweine sind und nur zu einem Viertheil Menschen, aber was menschenmöglich war, habe ich gethan und Vieles ist mir gelungen, das sage ich stolz. Mein Besitzthum wuchs, mein Ansehen wuchs und weil ich hilfreich war, wo ich konnte, so wuchs auch meine Beliebtheit. Nur Eines fehlte mir zu meinem Glück: ich hatte keine Kinder. Da gebar mir mein Weib vor zwei Jahren ein Kind, ein holdseliges Mädchen, blond und blauäugig — so ein schönes, liebes Kind. O meine Anula! . . .“

Dem Mann versagt die Stimme. Er starrt vor sich hin und schüttelt den Kopf. Dann fährt er fort:

„Alles, Alles hat sich mir gut gefügt — Richter bin ich geworden in so jungen Jahren! Wenn mich am Samstag Mittag vor jenem Schreckenstage Jemand gefragt hätte: „Richter Jancu, was meint Ihr, wer ist der glücklichste Mensch auf der Welt“; es ist wohl möglich, daß ich gesagt hätte: „Schier will mir scheinen, daß ich es bin.“ Und etwas mehr als einen Tag darauf war ich der Unglücklichste unter der Sonne — so elend ist noch niemals Jemand gewesen, niemals!

„Ich will kurz erzählen, wie das kam. Denn wenn ich daran denke, wirbelt mir das Hirn und meine Kraft will mich verlassen. Also Samstag Mittag war's. Ich komme heim vom Teich, wo ich Eis ausheben lasse für die Bukurester Bierwirthe und setze mich zum Essen hin. Mein Weib trägt mir Suppe auf, Fleisch und dann einen süßen Reisbrei. Von dem mag ich aber nichts mehr essen, die Anula jedoch, die auf meinem Schoße sitzt, greift gierig darnach. Ich lasse das Kind bei der Speise, ich selbst reite wieder rasch hinaus zu den Arbeitern. Etwa zwei Stunden bin ich dort, da kommt eine Magd gelaufen, schreckensbleich, das Kind liege im Sterben. Ich reite wie der Wind, aber wie ich komme, ist mein Töchterchen starr und todt. Mein Weib hält es im Schoße und ist selbst thränenlos, starr und blaß wie eine Todte. Die Mariula, die alte Zigeunerin, steht daneben und sagt: „Es waren Krämpfe, wie sie bei Kindern oft vorkommen!“

Mir bricht fast das Herz, aber ich fasse mich, wie ein Mann soll. Ich ordne Alles bezüglich der Aufbahrung an und gehe zum Popen. Dann komme ich heim, das Weib schicke ich schlafen, ich selbst aber setze mich neben die Leiche hin und bleibe so die ganze Nacht. Nur die Kerzen knistern und zuweilen höre ich, wie mein Weib seufzt — so vergeht die Nacht. Am Morgen ordne ich Alles in der Wirthschaft, dann halte ich Gerichtstag in der Gemeindestube, wie meine Pflicht ist, und komme darauf heim. Da hockt mein Weib am Boden und starrt auf die Leiche — mit trockenen Augen, es ist etwas wie der Wahnsinn darin. Ich will sie aufheben und trösten, da schreit sie aber wild: „Rühr' mich nicht an!" und stürzt hinaus. Ich schaue ihr verwundert nach, dann denke ich mir aber: „Sie war immer so eigen und still, der Schmerz zeigt sich bei ihr auch in eigener Art." Dann setze ich mich wieder hin und da löst sich mein Schmerz und ich habe lange geweint ... Thränen sind eine große Wohlthat — seitdem habe ich nicht mehr weinen können ..."

Wieder starrt der Mann vor sich hin. Dann seufzt er tief auf und fährt fort:

„Im Zwielicht mache ich mich auf und gehe zum Popen, das Letzte wegen der morgigen Bestattung zu besprechen. Ich gehe aber den Seitenpfad über die Aecker. Da höre ich hinter einer Hecke ein Wimmern. — „Wer ist da?" rufe ich. — „Ich bin's, Mariula", erwidert die

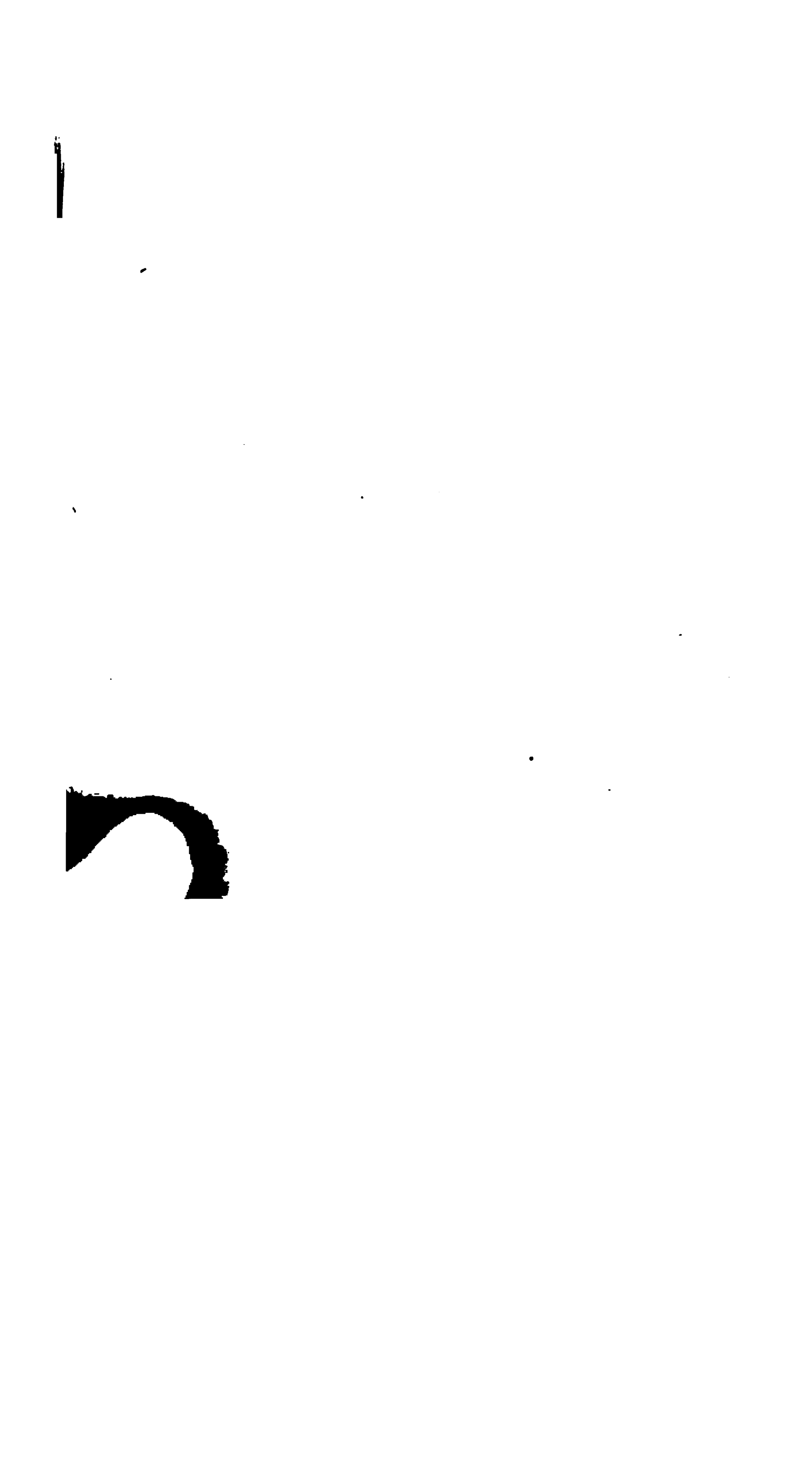
Hexe. „Dich führt Gott her, Jancu, oder der Teufel. Aber gleichviel — wenn ich auch selbst an den Galgen muß, er und sie sollen mit. Hier liege ich, halbtodt hat er mich geschlagen, der Alexa, weil ich mein ehrliches Geld von ihm gefordert habe, das Geld für das Gift, welches ich der Xenia gegeben habe. Ist's denn meine Schuld, daß das Kind gestorben ist und nicht Du — mein Gift war ja doch gut!" — „Hexe", schreie ich auf, „was redest Du da?" — „O Du Kluger!" höhnt sie, „ahnst Du denn nichts? Weißt Du denn nicht, daß Dich Dein Weib haßt, daß sie Dich nur Deiner Wirthschaft wegen genommen hat? Jeder Andere ist ihr lieber, als Du, mit dem alten häßlichen Alexa hält sie's jetzt; sie haben Dich vergiften wollen, ich habe ihnen das Gift verschafft." Mir steht das Haar zu Berge. „Du lügst!" schreie ich endlich. Sie lacht höhnisch. „Ueberzeuge Dich doch! Gehe heim und sage Deinem Weibe, daß Du wegen Deines Amtes in die Stadt mußt und erst morgen wiederkommst. Du aber, komm' dann in drei Stunden wieder und ich wette, Du findest die Beiden beisammen." ... Wie mir zu Muthe war, beschreib' ich nicht — das läßt sich nicht sagen. Ich gehe heim, lade meine Pistolen, lasse den zweiten Knecht einspannen und sage meinem Weibe: „Ich komme erst zur Bestattung wieder." Aber beim nächsten Feld-Wirthshaus lasse ich halten und gehe dann heim durch die Sturmnacht. Das Fenster der Schlafkammer ist matt erleuchtet, ich trete

heran, es ist nur der Lichtschein, der vom Katafalk durch die offene Thüre fällt. Und" — der Erzähler stockt, dann schreit er mit entsetzlich heiserer Stimme auf — „fünf Schritte von der Leiche sind die Beiden beisammen gewesen! ... Ich seh's, drücke die Scheibe ein, ziele und schieße, erst sie, dann er, blitzschnell — Beide verröcheln in ihrem Blute. Dann gehe ich hinein und zerre seine Leiche fort, damit Niemand den ungeheuren Frevel dieser Beiden gewahrt. Und dann stehe ich lange, lange und starre auf die Leichen. Da kicherts neben mir: „Brav, Jancu, brav." Die Mariula hatte sich hereingeschlichen. Da habe ich sie erwürgt, weil auch sie schuldig war. Dann bin ich zum Thodika gegangen ... Und nun bitte ich, wäre es nicht möglich, daß mir aus Gnade die Todesstrafe wird?"

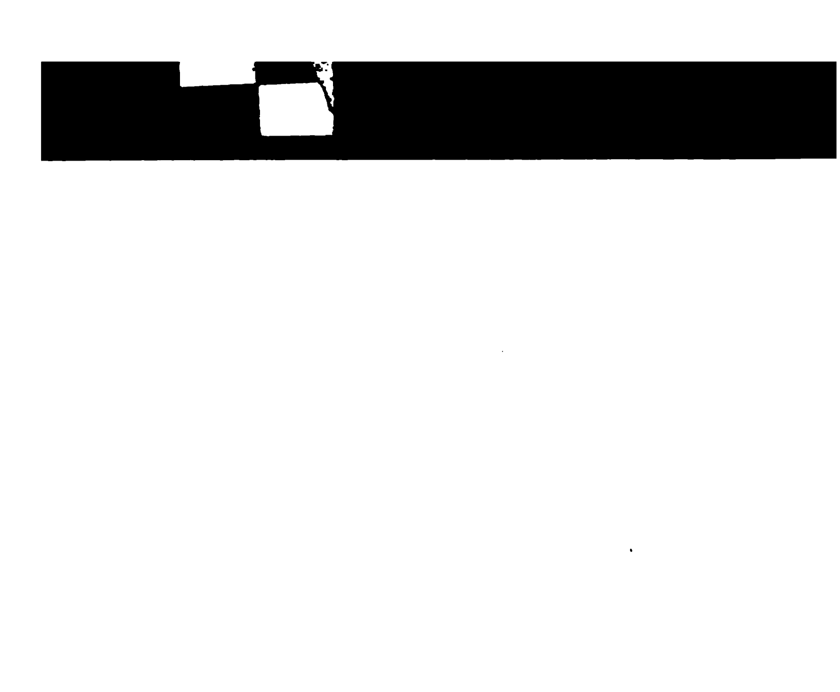
Es war nicht möglich. ...

Jancu wurde zu lebenslänglicher Zwangsarbeit in Okna verurtheilt. Die Geschwornen hatten nach neunstündiger Berathung mit acht gegen vier Stimmen ihr Schuldig gesprochen. Es fehlte also nur eine Stimme zur Freisprechung.

Wie hättest Du geurtheilt, Leser?!



Gouvernanten und Gespielen.



«Das neunzehnte Jahrhundert verdient den Namen des Jahrhunderts der Humanität. Denn jedem alten Schandfleck hat es ein neues, edel glitzerndes, vertuschendes Mäntelchen umgehängt. Wen kümmert's, daß der alte Schandfleck darunter erneuert und vergrößert fortbesteht?! Man sieht ihn ja nicht!»

So Nikolaj Gogol. Und das Wort des großen russischen Romanciers ist nicht blos eine glatte Pikanterie, es ist auch ein bitter ernstes Wahrwort. Vielleicht findet der Historiker der Zukunft für die gesammte Culturgeschichte unserer Zeit kaum irgendwo ein passenderes Motto. Mindestens für ein Capitel derselben empfiehlt es sich mit drückender, schneidender Wucht. Der Titel desselben lautet: «Europäischer Sclavenhandel im neunzehnten Jahrhundert.»

Ja, fürwahr! Motto und Inhalt stimmen zusammen. Denn Sclavenhandel — denkende, fühlende Geschöpfe als Waare — Ehre, Schönheit, Unschuld, Gesundheit feilgeboten und ins Haus geliefert nach bestimmtem Tarif — wem ballt sich nicht die Faust bei diesem Gedanken, wer

empfände nicht diese traurige, unbestreitbare Thatsache als einen Schandfleck unserer Zeit?! Aber — man sieht ihn nicht: ein nagelneues Mäntelchen ist ihm in unseren Tagen umgehängt worden. Und ein «edel glitzerndes» dazu. Denn wo gäbe es Edleres, als den Beruf, Menschen zu erziehen, wo achtungswerthere Thätigkeit, als Verbreitung westlicher Cultur in dem barbarischen Osten?! . . . Und so werden alljährlich Hunderte von Mädchen und eine erkleckliche Anzahl Knaben aus Belgien und der Schweiz (wohl auch einige aus Deutschland) nach Ungarn, Rußland und Rumänien verhandelt und bevölkern dort zuerst die Häuser reicher Wüstlinge und dann — die Glücklicheren unter ihnen die Friedhöfe, die Unglücklicheren die öffentlichen Freudenhäuser. Aber wen kümmert's? — Sie gehen ja als «Gouvernanten» und «Gespielen» dahin! Und der Strom der Bildung fluthet nun einmal von West nach Ost, und man muß dem edlen Bildungsstreben der Herren Russen und Rumänen, Polen und Magyaren hülfreich entgegenkommen . . . Ach ja! Nikolaj Gogol hat Recht: «Das neunzehnte Jahrhundert verdient den Namen des Jahrhunderts der Humanität!»

Doch — diese Thatsache blos im Allgemeinen zu berühren und in's Blaue hinein zu klagen ist keineswegs mein Zweck. Das wäre auch wenig genug. Moralische Entrüstung nicht blos des Einzelnen, sondern auch der Gesammtheit nützt nichts, gar nichts, — es ist

ein schöner Wahn zu glauben, daß je ein Schurke davor die Waffen gestreckt. Ich will sogar meiner Ueberzeugung gemäß hinzufügen, daß jener Schandfleck nie ausgerottet werden kann. — Aber theilweise getilgt und eingedämmt kann er werden: durch die Umsicht der Heimathsbehörden, welche jedem anrüchigen Vermittler erbarmungslos das Handwerk legen mögen, und durch die Sorgfalt der Vertreter Belgiens und der Schweiz in den betreffenden Ländern, welche ihre Landeskinder nicht ganz aus den Augen verlieren sollen. Noch ein Mittel bleibt übrig: derartige Fälle zu veröffentlichen und hierdurch die öffentliche Aufmerksamkeit immer wieder auf diesen Schandfleck hinzulenken und die Eltern und Vormünder der armen Kinder zu warnen.

Diesem Zwecke dienen meine Aufzeichnungen. Ich berichte kurz und schlicht von jenen Unglücklichen «Gouvernanten» und «Gespielen», von deren Loos ich zufällig während meines Jugendaufenthaltes, dann während meiner späteren Wanderungen im Osten genauere Kunde erhielt. Ich berichte streng der Wahrheit gemäß, ich setze nichts hinzu, aber ich beschönige auch nichts. «Exempla trahunt», sagt das lateinische Sprichwort, vielleicht erreiche ich im entgegengesetzten Sinne meine Absicht und es darf von diesen Zeilen heißen: Vestigia terrent. Und dann — mehr als bogenlange allgemeine Erörterungen spricht ja ein einzelnes großes Menschenleid zu den Herzen. Vielleicht

entzündet sich manchem Leser durch diese Zeilen Wille und Wunsch, derartigen armen Geschöpfen hilfreich zu sein, sofern sich die Gelegenheit bietet.

. . . Es sind nun siebzehn Jahre her, und ich war damals ein zehnjähriger Bube. Aber ich erinnere mich noch genau — an Alles. Es war ein blühender, duftender Frühlingstag, und ich war mit meinem Vater, welcher Bezirksarzt zu Cz. war, einem Städtlein in Ostgalizien, über Land gefahren nach dem Dorfe K. Mein Vater hatte im Dorfe zu thun, mich setzte er im Edelhofe ab. Dort hauste Herr Ludwig von T—ski, der nächst seinem Bruder Henryk, welcher im benachbarten Dorfe Sz. wohnte, wohl der reichste Edelmann des Kreises war. Beide hatten früh geheirathet, Beiden war aus der Ehe je ein Söhnchen entsproßen, das sie nach ihrem Namen nannten. Der kleine Ludwig in K. war schon früher mein Spielkamerad gewesen, und auch an jenem Frühlingstage tollten wir Buben laut und wild genug umher. Dann war noch ein dritter Knabe mit uns, ein blasser, schüchterner Junge: der Cousin Ludwig's, der kleine Henryk von T—ski aus Sz. Seine Mutter war früh gestorben, der Vater viel auswärts, gleichwol kam der arme Junge nur selten zu seinen Verwandten, die beiden Brüder harmonirten wol nicht sonderlich.

Aber diesmal war Henryk schon zwei Wochen auf des Onkels Gute. „Hier ist's lustig“, jauchzte er, als

wir uns endlich müde gelaufen und nun auf der Haide nächst der Landstraße eine Burg aus Feldsteinen bauten, „ich habe mir es gar nicht so schön gedacht und wollte nicht vom Hause fort. Aber ich mußte — denn es ist gerade wieder eine neue Französin angekommen, welche mich unterrichten soll. . ."

„Du dummer Henryk!" lachte sein Cousin, „darum hättest du ja gerade zu Hause bleiben müssen!"

Aber der blasse Junge schüttelte den Kopf. „Nein", erwiderte er, „ich weiß was ich sage: eben darum mußte ich fort. Es war im vorigen Jahre nicht anders und vor zwei Jahren auch nicht; so oft ich eine neue Lehrerin bekomme, muß ich fort und darf erst nach einem Monat wieder kommen. Der Papa will es so. Als ich acht Jahre alt war, ist er aus Paris zurückgekommen, hat den Pater weggeschickt und gesagt: «Morgen kommt Deine Lehrerin». Und am nächsten Tage ist sie gekommen, sie war hoch und blond und blaß. Und sehr ernst war sie, obwohl unsere alte Fruzia gesagt: «Das ist ja selbst fast noch ein Kind, wie soll sie andere Kinder erziehen?» und immer hat sie schwarze Kleider getragen. Deshalb habe ich mich auch Anfangs vor ihr gefürchtet. Aber sie war so gut wie ein Engel und ich habe sie sehr lieb gehabt und der Papa auch, er hat immer sehr freundlich mit ihr gesprochen. Aber nach vierzehn Tagen ist er plötzlich furchtbar bös auf sie geworden. Das war an einem Abend, die Amelie

hatte mich schon zu Bette gebracht, und ich war eingeschlafen, da wachte ich plötzlich auf, weil der Papa im Nebenzimmer die Amelie furchtbar auszankte und schrie. Sie aber hat nur still geschluchzt. Aber plötzlich reißt sie die Thüre auf und kommt auf mein Bett gestürzt und reißt mich hinaus. Und mein Papa hinter ihr her und in der Thüre steht sein Diener, der Janko. Da kauert sie in eine Ecke hin und preßt mich fest an sich und schreit meinem Papa Etwas entgegen. Da wird er ganz blaß und sagt zum Janko: «Reiß' ihr das Kind weg». Aber dann besinnt er sich und sagt heiser: «Gute Nacht» und lacht und geht weg. Sie aber hat mich fest auf dem Schooß gehalten und sehr geweint, und dann bin ich eingeschlafen. Und seitdem habe ich die Amelie nicht wieder gesehen, denn am nächsten Morgen bin ich spät in meinem Bette aufgewacht und die alte Fruzia hat mich angezogen und der Janko hat mich auf den Wagen genommen und ins Kloster geführt, zum Onkel Prior. Dort bin ich einen Monat geblieben. Und wie ich zurückkomme, ist die Amelie nicht mehr da. «Wo ist sie denn?» frage ich. Und da sagt die Fruzia: «Dein Vater hat sie nach Wien zurückgeschickt, zu der Frau, wo er sie abgeholt hat. Er hat ihr Weinen nicht vertragen können. Ich fürchte aber, sie wird sich am Weg ein Leid anthun, ich fürchte, Dein Papa wird nicht vor Gott verantworten können, was er an der Amelie verbrochen hat. Dein Vater ist ein schlechter

Mensch.» Das habe ich meinem Papa erzählt, und er hat die Fruzia dafür prügeln lassen."

„Aber wahr ist es doch", sagte der kleine Ludwig, „meine Mutter sagt auch dasselbe." Henryk aber erzählte weiter und was mir etwa von seinem Knabengeplauder entfallen sein mag, ist mir weit später durch Erzählungen aus anderem Munde wieder aufgefrischt worden:

„Dann ist im Winter eine zweite Französin gekommen, die hat Josefine geheißen. Aber am Tage, wo sie kommen sollte, hat mich mein Papa durch den Janko wieder zum Onkel Prior führen lassen — «ich will nicht wieder ähnliche Scherereien haben», hat er gesagt. Also war ich wieder einen Monat im Kloster, und wie ich zurück war, hat der Unterricht begonnen. Aber ich habe bei der Josefine wenig gelernt. Sie war ganz anders, als die Amelie: recht launisch und klein und schwarz und ist immer herumgesprungen und hat immer gelacht. Aber die Fruzia hat mir erzählt, daß sie Anfangs auch sehr geweint hat. Auch später noch hat sie geweint, wenn sie allein war; da habe ich sie oft Stunden lang schluchzen gehört: «Oh ma mère!» Aber das war nur, wenn Papa nicht zu Hause war; vor ihm ist sie immer ganz lustig herumgesprungen. Aber deshalb hat sie sich doch vor ihm gefürchtet, noch mehr als ich. Uebrigens war er gut gegen sie, aber im Frühjahr ist er bös geworden und hat sie geschlagen, und sie hat sehr geweint. Und darauf hat sie

der Janko nach Lemberg geführt. Und dann ist Papa ein Jahr auf Reisen gewesen, und bei mir war der Pater Ignatius als Hofmeister — ein sehr schlechter Kerl. Nun ist vor drei Wochen der Papa heimgekommen und hat den Pater weggeschickt, und zu mir hat er gesagt: «Du bekommst wieder eine Französin. Die schaut auch ganz so aus wie die Amelie». Da war ich schon ganz froh, denn die Amelie war ja so gut wie ein Engel. Aber an dem Tage, wo sie kommen sollte, habe ich hierher fort müssen. Nun — hier ist es ja auch sehr lustig . . ."

Und wir bauten weiter an unserer Burg auf der blühenden duftenden Haide, bis wir hungrig wurden. Auch sank schon die Sonne. Aber just als wir heimlaufen wollten, kam ein Wagen in voller Carrière die Landstraße entlang gesprengt. „Das sind unsere Rappen", rief Henryk und lief auf den Wagen zu, „das ist der Janko. Der kommt gewiß um mich. Nicht wahr Janko?"

Aber der Bediente schüttelte den Kopf. „Wir fahren nach Cz. – um den Doctor!"

„Mein Papa ist ja hier im Dorfe", rief ich, und wir drei Buben kletterten jubelnd auf den Wagen. Am Thore des Edelhofs stand mein Vater im Gespräche mit Herrn Ludwig von T—ski. „Herr Doctor", rief Janko, „Sie möchten augenblicklich nach Sz. kommen — es ist ein Unglück geschehen. . . ."

„Mein Bruder!" rief Herr von T—ski erblassend.

„Nein!" erwiderte Janko, „die Französin hat sich vergiftet — ich befürchte, wir finden sie nicht mehr am Leben."

Rasch sprang mein Vater in den Wagen, Herr Ludwig folgte ihm. „Erlauben Sie, daß ich Sie begleite", sagte er. „Ihr Knabe kann ja hier bleiben". Aber mein Vater hob mich hinein. „Der Bube kann ja im Wagen schlafen." Und dann fuhren wir davon, und die beiden Männer sprachen kein Wort mehr. Nur Herr von T—ski, der sehr blaß war, sagte einmal dumpf: „Ich wußte, daß es einmal so kommen würde."

Dann brach die Nacht herein, ich schlief ein und erwachte erst, als wir im Schloßhofe zu Sz. hielten. Das Gebäude lag dunkel und still, nur im ersten Stockwerk waren einige Fenster erleuchtet — da huschten eilige Schatten hin und her. Die beiden Männer eilten ins Schloß. Ich blinzelte schlaftrunken nach den lichten Fenstern hin, dann hüllte ich mich in des Vaters Bunda und schlief abermals ein.

Ich weiß nicht, wie lange ich so gelegen, noch auch, wovon ich erwachte. Als ich die Augen aufschlug, war Alles um mich wie früher. Aber die Pferde waren ausgespannt, ich war allein im dunklen Schloßhofe. Da begann ich mich in der wildfremden Einsamkeit zu fürchten, kletterte vom Wagen und ging ins Schloß, meinen Vater zu suchen.

Im Portale begegnete mir Niemand. Auch auf der Treppe und im Corridor des ersten Stockwerks war keine Menschenseele. Immer zaghafter schlich ich durch den matt erleuchteten Flur. Endlich sah ich eine halbgeöffnete Thür, da stahl ich mich hinein.

Es war ein großes, gleichfalls matt erleuchtetes Zimmer. In der Fensternische saß eine alte Dienerin und weinte bitterlich. Sie beachtete mich nicht. Ich schlich auf den Zehen über die Dielen an eine zweite offene Thür, aus der heller Lichtschein drang. Da steckte ich mich hinter den Thürvorhang und guckte hinein. Es war ein schönes, hell erleuchtetes Gemach, ein Schlafgemach. In einer Halbnische war ein Lager; da ruhte regungslos eine Frauengestalt. Ich sah wenig von dem Gesicht, ich konnte es kaum von den Kissen unterscheiden, so bleich war es. Aber um so deutlicher sah ich die Fluth blonden Haares; es lag wie eine lichte Wolke um das Antlitz. Mein Vater stand an dem Lager; sein Antlitz sah ich deutlich und erschrak fast, so düster hatte ich es nie gesehen. Dann waren die beiden Brüder im Zimmer. Ludwig lehnte in einer Fensternische, Henryk, ein schöner, stattlicher Mann in den Dreißigern, saß in einem Fauteuil und schaute starr nach dem Lager hin.

So blieb Alles regungslos — nur wenige Secunden lang. Ich glaube, wäre ich ein Maler geworden, ich könnte noch heute das Bild wiedergeben, Zug um Zug.

So furchtbar tief haften ungewöhnliche Eindrücke im Kindergemüth. Und ebenso weiß ich, was nun folgte.

Mein Vater beugte sich noch einmal über das Lager.

„Sie ist todt“, sagte er dann, „sie muß ein ungeheures Quantum Arsenik eingenommen haben.“

„Also Arsenik!“ — knirschte Henryk und schnellte empor. „Nun weiß ich, woher sie das Gift bekam. Die Fruzia hält immer einen Vorrath davon gegen die Ratten. Oh! ich lasse die alte Vettel peitschen, bis . . .“

Aber Ludwig legte die Hand schwer auf die Schulter des Bruders, so schwer, daß dieser zusammenknickte und wieder in den Fauteuil sank.

„Das wirst Du nicht thun“, sagte er dumpf, „denn deshalb hat doch nicht das alte Weib das Mädchen ermordet, sondern — Du . . . .“

Henryk schwieg.

Da fiel der Blick meines Vaters auf den Thürvorhang und entdeckte mich da. „Fort mit Dir“, rief er heftig und schritt auf mich zu.

„Ich habe Dich suchen wollen“, stammelte ich. Da ergriff er meine Hand.

„Ich kann gehen“, sagte er zu Herrn Henryk. „Es ist ja nichts mehr zu retten . . .“

„Ich danke Ihnen“, erwiderte Der und kam verlegen, die Rechte weit vorgestreckt, auf meinen Vater zu. „Trauriger Zufall . . . hm! Bitte um Discretion!“

. .

Aber meines Vaters Rechte ließ meine Hand nicht fahren. „Ich muß meine Pflicht thun“, sagte er. Wir gingen.

Hier endet meine persönliche Erinnerung an jenen Fall, die unauslöschlich in meinem Gedächtniß haftet. Ich füge nur noch hinzu: Mein Vater hat seine Pflicht gethan und das Gericht von jenem Selbstmorde in Kenntniß gesetzt. Darauf wurde er und ein Adjunct nach Sz. entsendet und die Obduction vorgenommen. Der Adjunct constatirte, daß wirklich ein Selbstmord vorliege und daß Charlotte G. das Gift aus dem Vorrathe der Haushälterin entwendet. Von den Motiven dieser That behaupteten Henryk und seine Dienerschaft keine Ahnung zu haben. Nur die alte Fruzia erklärte kurz und bündig: das Fräulein hat sich vergiftet, weil der Herr sie die Nacht vorher durch ein Schlafmittel betäubt und diesen Zustand zu schändlichen Zwecken benutzt hat. Aber schon nach der zweiten Vernehmung des alten Weibes mußte die Untersuchung eingestellt werden. Fruzia widerrief ihre erste Aussage, sie habe gelogen, um sich dafür zu rächen, weil der Herr sie nach dem Tode der Französin so sehr habe prügeln lassen. Aber nun sehe sie ein, daß sie die Prügel verdient, weil sie das Gift nicht gehörig verwahrt.

Wie viele Gouvernanten aus Genf Herr v. T—ski noch in der Folge für seinen Sohn bezogen, weiß ich nicht zu sagen. Ich weiß nur, daß er noch heute in tausend

Freuden lebt und in seinen Kreisen sehr angesehen ist. Ueberhaupt — ein ehrenwerther Edelmann. . . . .

. . . Man hört in Südrußland häufig eine Redensart, welche recht drollig, jedenfalls aber sehr bezeichnend ist. Erzählt da jemand eine unwahrscheinliche Geschichte und will man ihm andeuten, daß man sie nicht glaubt, so fällt man ihm ins Wort: «Ah! — wie sie eine Metze geworden ist.» Man hält also seine Geschichte für gleich glaubwürdig, wie jene, welche die armseligen Dienerinnen der Venus Vulgivaga auszukramen pflegen, wenn man sie frägt, wie sie eigentlich auf die Bahn des Lasters gerathen.

Das Sprichwort hat Recht. Diese Geschichten, meist sehr romantische, sehr rührselige Geschichten, pflegen in der Regel von Anfang bis zu Ende erlogen zu sein. Es ist dies auch so natürlich! so tief sinkt selten ein Wesen, um nicht das Bedürfniß zu empfinden, in den Augen seiner Mitmenschen besser zu erscheinen, als es ist. Aber eben deshalb muß man wohl auf der Hut sein, um sich nicht etwa durch Historien dieser Art sein Urtheil über die socialen Verhältnisse eines Landes mit bestimmen zu lassen. Diese Erwägung hängt mit meinem Thema sehr eng zusammen. In den Freudenhäusern des gesammten Ostens bilden die Polinnen das Gros, die Französinnen die traurige Elite. Und jede der Letzteren, jede ohne Ausnahme, erzählt mit geringen Variationen dieselbe Geschichte

ihres Unglücks: wie sie als Gouvernante ins Land g
kommen, wie ein Bojar oder Magnat oder russischer G
sie verführt oder gewaltsam entehrt, wie ihr schließ
nichts anderes übrig geblieben, als ihre gegenwärtige e
setzliche Existenz. Wie gesagt, so erzählen Alle, und
mögen unter ihnen, wie man bestimmt annehmen kan
sehr viele sein, welche nicht lügen. Aber das sarka
sche Wort des Südrussen hat deshalb auch hier seine g
Berechtigung. Darum unterlasse ich es, in diesen Zeil
welche nur unbestreitbare Thatsachen wiedergeben soll
die Geschichten solcher Gefallenen zu erzählen. Nur
züglich der folgenden mache ich eine Ausnahme, weil
hier die positive Ueberzeugung der Wahrheit habe.

Ich kam vor Kurzem, mit Empfehlungsbriefen re
versehen, in eine Mittelstadt der Moldau. Einer die
Briefe lautete an einen jungen deutschen Kaufmann, w
cher sich erst vor wenigen Jahren in gedachter St
etablirt hatte. Der Freund, der mir das Schreiben gegeb
hatte mir hierbei eine so enthusiastische Schilderung v
der Liebenswürdigkeit, Bildung und Rechtlichkeit
Adressaten entworfen, daß ich beschloß, dieses Schreib
als das erste abzugeben. So that ich denn auch und ha
es nicht zu bedauern. Herr Friedrich — ich kann n
seinen Vornamen hierhersetzen — empfing mich überc
warm und herzlich und führte mich dann in seine Priv
wohnung im ersten Stockwerk. Dort stellte er mich sei



Gattin vor, und hatte mich schon der Mann bezaubert, so that es nun noch mehr seine Frau. Wir Deutschen haben für derlei Frauengestalten einen bezeichnenden Ausdruck — eine Gretchen-Erscheinung, schlank, blauäugig und in jedem Zug und jeder Bewegung der Zauber keuschester, süßester Mädchenhaftigkeit. Kaum mochte man glauben, daß dies holde Wesen schon Gattin und Mutter sei, noch minder, daß es — eine Französin sei. Und das war die Dame nach Erziehung und Abstammung von Vaters Seite; ihr «Mütterli» freilich war, wie sie mir in gebrochenem «Schwyzer-Dütsch» sagte, aus Bern gewesen. «Bübeli» nannte sie auch ihren prächtigen, zweijährigen Krauskopf, der laut lachend in meine Hand patschte. Ich kann kaum sagen, welch' günstigen Eindruck das kleine blühende Hauswesen auf mich machte, und ich wäre auch gerne gleich zum Mittagessen dageblieben, wie die lieben Leute wollten. Aber ich hatte ja noch ein Dutzend Besuche zu machen. Ich sagte also für den nächsten Tag zu und setzte seufzend meine Rundfahrt fort: zu Beamten und Banquiers. Und sie waren leider alle zu Hause.

So fand ich denn, als ich am späten Nachmittage im Stadtpark erschien — was man so in der Moldau einen Stadtpark nennt — um die Weisen der Militärcapelle anzuhören — was man so in Rumänien eine Militärcapelle nennt — sehr viele neue Bekannte. Aber ich suchte und suchte, bis ich Friedrich und seine Gattin fand. Zu denen

setzte ich mich und plauderte, während ihr Büblein auf meinem Schooße mit meinem Backenbarte ein grausames Spiel trieb. Dazu spielte die Musik ohrenzerreißend und die stattlichen Honoratioren, denen ich meine ergebenste Aufwartung gemacht, defilirten langsam vorbei.

Natürlich grüßte ich respectvoll. Aber — war das hier so Sitte, oder hatte ich Unglückseliger ohne mein Wissen in den wenigen Stunden meiner Anwesenheit ein Verbrechen begangen — man — dankte mir nicht. Hier und da lüftete wol ein Herr verlegen den Hut, die Damen aber blickten um sich, als wäre statt meines sehr ansehnlichen Leibes blaue Luft. Ich lachte Anfangs darüber, dann ärgerte ich mich doch leise und meinte schließlich zu Friedrich: „Aber Ihre Mitbürger sind ja überaus — höflich."

Er wurde blaß, seine Frau erröthete heftig. „Die Unhöflichkeit gilt nicht Ihnen", sagte er endlich gedrückt, „sondern uns. Ich bin ein Verfehmter, nicht in geschäftlicher, aber in socialer Beziehung."

„Und warum?" schwebte mir die Frage auf den Lippen. Aber ich schwieg — nach dieser Eröffnung mußte er ja nothgedrungen ein erklärendes Wort beifügen. Er that es dennoch nicht, und seine Frau blickte nun, todtbleich geworden, starr zu Boden. Ich begann darauf rasch, von anderen Dingen zu sprechen. Aber das Ehepaar blieb gedrückt und einsylbig. Da wurde mir die Sache schließlich unheimlich, und ich verabschiedete mich.

„Wir erwarten Sie morgen“, sagte Friedrich mit mühsamem Lächeln. „Und ich kann Ihnen kaum sagen, wie sehr es uns freuen wird, wenn Sie trotzdem kommen.“

Trotzdem?! — Ich fuhr in seltsamer Stimmung in mein Hotel zurück. Warum lastete auf diesem lieben, jungen Paar ein Bann, so furchtbar, daß es selbst nicht einmal davon zu sprechen wagte?! Aber wen fragen?! Da fand ich auf meinem Tische eine Einladung für den Abend — von Herrn Adolf Veilchenblum. Zwar hatten Frau Veilchenblum und die beiden schönen Fräulein Veilchenblum — nebenbei bemerkt, die drei schönsten gebogenen Nasen, denen ich in aller Herren Länder begegnet — mir heute Nachmittag nicht die Gnade erwiesen, mich zu bemerken, aber ich wußte ja nicht, ob ich ihnen das übel nehmen durfte, mindestens nach ihren engen Anschauungen, den Anschauungen moldauischer Provinz-Honoratioren! Und dann — dort erfuhr ich sicherlich das Geheimniß.

Und ich fuhr zu Herrn Veilchenblum.

Das stattliche Ehepaar empfing mich sehr freundlich. Und Madame begann gleich nach den ersten Worten von jener Begegnung im Stadtpark zu sprechen. Wie sehr es ihr leid gethan u. s. w., wie man als Fremder solchen Unannehmlichkeiten ausgesetzt sei u. s. w., wie ich sicher keine Ahnung gehabt, mit wem ich da u. s. w. . . . bis ich endlich nervös wurde und trocken fragte: „Ja — was ist's denn mit den Leuten?“

Madame schlug verschämt die Augen zu Boden. Herr Veilchenblum aber flüsterte mir zu: „Herr Friedrich X. ist ein reeller, braver junger Kaufmann. Aber seine Frau war früher eine öffentliche Dirne. Und direct aus dem Freudenhause hat er sie zum Traualtar geführt!“

Ich stand starr vor Staunen. „Unmöglich!“ rief ich dann heftig, „diese Frau —.“ Da rauschten aber schon die beiden Fräulein Veilchenblum in den Salon.

Ich glaube, ich habe bei der Familie Veilchenblum entschieden nicht den Eindruck eines geistreichen Gesellschafters gemacht. Auch noch am nächsten Vormittage war ich sehr zerstreut. Meine Gedanken kehrten immer wieder, ob ich wollte oder nicht, zu jenem jungen Paar zurück. Wie hatte der Mann, welcher die verkörperte deutsche Ehrbarkeit war, sich zu solchem Schritte entschließen können?! Aber war es denn möglich, daß dieses mädchenhafte Weib, diese Verkörperung lieblichster Frauenwürde, in der That eine solche Vergangenheit hatte?!

Ich dachte hin und dachte her und trat zur Mittagszeit den Weg ins Haus des jungen Kaufmannes an. Denn, sagt' ich zu mir, erstens bist du ein Mann und kein vierzehnjähriger Backfisch, zweites ein Fremder, der sich um das Urtheil dieser guten Stadt den Henker zu scheeren braucht, drittens ein Schriftsteller, der sich nicht leichtsinnig das Studium eines interessanten psychologischen Problemes entgehen lassen darf, viertens ein fanatischer Anhänger des

Vergeltungsprincipes, der also auch diesmal nicht eine zugedachte Freundlichkeit durch eine eclatante Grobheit erwidern darf. Und damit trat ich in Friedrich's Comptoir.

Er drückte mir die Hand, als hätte ich ihm durch mein Erscheinen den größten Dienst erwiesen. „Meine Frau wird sich sehr freuen", sagte er. „Auch das Bübeli hat schon mehrere Male Etwas vom deutschen Onkel gestammelt . . ."

Wir gingen hinauf. Frau Marie sah heute womöglich noch lieblicher aus als gestern. Aber befangen war und blieb sie doch, auch während des Mahls. Als es zu Ende, erhob sie sich rasch. Wir Herren traten ins Rauchzimmer.

„Ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig", begann Friedrich, kaum daß wir Platz genommen. „Ich hätte sie Ihnen schon gestern gerne gegeben. Aber die Anwesenheit meiner Frau hinderte mich daran. So mußte ich es darauf ankommen lassen, daß Ihnen aus fremdem Munde eine Aufklärung zukomme. Wahrscheinlich ist dies auch geschehen, von wem und in welcher Form, ist gleichgültig. Ich selbst sage Ihnen, daß ich jenes brave reine Wesen, welches mich heute als mein Weib glücklicher macht, als ich verdiene, allerdings erst aus dem Hause einer Kupplerin loskaufen mußte, ehe ich es zu meinem Weibe machen durfte. Aber wie Marie in dieses Land und in dieses Haus gekommen, wird man Ihnen nicht gesagt haben. Gestatten Sie, daß ich Ihnen dieses auseinandersetze.

„Hier" — er zog einen Papierbogen aus der Brusttasche und reichte ihn mir entfaltet hin, „haben Sie einen Dienstvertrag vom März 1871, abgeschlossen durch die Vermittlung eines Wiener und eines Genfer Placirungs-Instituts, zwischen Fräulein Marie Ch. einerseits, und der Gutsbesitzers-Wittwe, Frau Sofia K. andererseits. Marie Ch. verpflichtet sich darin, gegen freie Station und ein jährliches Gehalt von 1800 Frcs. als Gesellschafterin bei Frau K. einzutreten. Insbesondere wird sie verpflichtet der Dame vorzulesen und in Krankheitsfällen die Leitung der Pflege zu übernehmen. Wie Sie sehen, ein streng juristisch stylisirtes, beiderseits gefertigtes, rechtsverbindliches Instrument und dennoch — die infamste Farce, die je in legalen Formen abgefaßt worden. Sofia K. ist allerdings Wittwe, aber nicht die eines Gutsbesitzers, sondern eines Lakaien, sie ist sehr gesund, braucht keine Pflege, noch minder aber eine Vorleserin französischer Lectüre, da sie keine Silbe davon versteht. Sie ist die ehemalige Geliebte und gegenwärtige Wirthschafterin des Gutsbesitzers Doxaki P—scu in S. bei Roman. Der Mann ist vielleicht der infamste Wüstling, der sich in Rumänien findet, und das will bekanntlich Etwas sagen. Der Edle lebte regelmäßig den Winter über in Paris und brachte den Sommer auf seinem Gute zu. Um sich, wie er sagte, in dieser Zeit entsprechend zu amüsiren und dabei auch im Französischen nicht außer Uebung zu kommen, bezieht, oder vielmehr be-

zog er bis vor drei Jahren — denn seitdem habe ich ihm das Handwerk gelegt – in jedem Frühling eine — Gesellschafterin für seine Wirthschafterin. Er wandte sich hierbei im Namen der Sofia K. immer an ganz solide Vermittlungs-Institute, betonte als erstes Erforderniß die strenge Solidität der betreffenden Bewerberin und war so sicher, in der That immer ein bisher unverdorbenes Opfer seiner Lüste zu erhalten. In der That brachte er aber im Herbste regelmäßig vor seiner Abreise nach Paris einen Theil seiner Kosten wieder ein. Da verhandelte er nämlich die unglückliche „Gesellschafterin" an die Kupplerin Sarah P. in hiesiger Stadt . . ."

„Entsetzlich!" rief ich.

„Sie fühlen sich", fuhr der junge Kaufmann fort, „von der bloßen Erzählung grauenhaft berührt. Erwägen Sie nun, wie unsäglich schreckensvoll erst der armen Marie ihre Lage erscheinen mußte, als sie, eine elternlose Waise, aber bisher in Obhut sorglicher Verwandten und von keinem Hauch des Lasters berührt, nun plötzlich im wildfremden Lande, allein und hülflos, sich der Gewalt dieser Bestie preisgegeben sah. Denn der wackere Doxaki sorgte dafür, daß selbst sie, die Arglose, innerhalb sehr kurzer Zeit zum Bewußtsein ihrer Lage kam. Die Verzweiflung, die Todesangst des armen Mädchens läßt sich nicht schildern. Da sie keine Hülfe sah, da sie kein anderes Mittel fand, sich den wiederholten Angriffen des Elenden ferner

zu entziehen, so verrammelte sie sich in ihrem Zimmer und beschloß, sich zu Tode zu hungern. Wie ich ihren Charakter später kennen gelernt, bin ich auch fest überzeugt, daß sie diesen Entschluß unbedingt ausgeführt hätte.

„Da wußte Herr Doxaki durch eine List die Verzweifelnde davon abzubringen. Er schrieb ihr einen langen sentimentalen Brief, worin er sie versicherte, er sei von ihrer Tugend und ihrem Heldenmuthe so gerührt, daß er nicht nur jeden sträflichen Gedanken aufgebe, sondern auch gerne bereit sei, ihr zur Heimkehr in die Heimat behülflich zu sein. Zu diesem Zwecke lege er ein Bankbillet von 500 Francs bei und bitte, die Summe als Sühne seines beabsichtigten Frevels von ihm anzunehmen. Der Brief schloß mit der Versicherung, der Wagen stehe dem Fräulein allstündlich zur Disposition, um es zur nächsten Bahnstation zu bringen. Die Arglose ging in die Falle und ließ Doxaki sogar ihren gerührten Dank sagen. In der nächsten Stunde stand denn auch der Wagen vor der Thüre, die Koffer wurden aufgepackt, das Mädchen schritt die Treppe herab. Da trat ihr Doxaki entgegen und bat nun auch mündlich um ihre Vergebung. Er bat so zart, so innig, daß man ordentlich gerührt werden mußte. Er dankte ihr, daß sie ihm einen Glauben wiedergegeben, der ihm in den Stürmen des Lebens längst verloren gegangen — den Glauben an Frauenehre. Und zum Schlusse erbat er als Zeichen der Versöhnung, daß Marie doch nicht so —

halbverhungert aus seinem Hause gehe. Wer hätte solchem reuigen Flehen widerstehen können, besonders da die Tafel schon bereit stand, und das arme Kind wirklich entsetzlich hungrig war. Marie aß und trank und — der Elende hatte seinen Zweck erreicht. In die Speisen war in ungeheuerer Quantität ein Mittel gemischt, welches die Sinne des Mädchens betäubte und es zum Opfer des Wüstlings werden ließ. . .

„Als das Mädchen wieder zur Besinnung kam — wer schildert seinen Jammer?! Aber die Wucht dieses Jammers war zu groß, als daß ihm diese zarten Nerven hätten widerstehen können. Marie verfiel in ein hitziges Fieber und schwebte zwischen Leben und Sterben. Das paßte aber Herrn Doxaki schlecht in den Kram — starb das Mädchen, so hatte er doch vielleicht einige Unannehmlichkeiten zu befürchten. Darum ging er zu seiner würdigen Freundin Sarah P. und machte derselben den Vorschlag, das Mädchen, so wie es jetzt sei, gratis in ihr Haus zu liefern. Frau Sarah ging das riskante Geschäft ein. Die Kranke ward hieher gebracht. Herr Dr. R., ein Deutscher, behandelte sie. Durch ihn erfuhr ich von dem Falle. Er interessirte mich sehr, aus Gründen, welche Ihnen gleichgültig sein können. . . .“ Ein düsterer Schatten überflog das Antlitz des Erzählers. Dann setzte er doch hinzu: „Ich hatte eine Cousine, welche vor langen Jahren gleichfalls in der Fremde verkam. Und diese Cousine hatte ich sehr —.

genau gekannt ... Nun — ich lernte also die Genesende kennen und achten. Ich bemitleidete und liebte sie. Und darum machte ich sie zu meinem Weibe und bin unsäglich glücklich durch sie geworden..... «Darüber kann kein Mann hinaus», sagt Hebbel in ähnlichem Falle. Nun — ich habe darüber hinaus können, und bin mir deshalb doch bewußt, ein Mann von Ehre zu sein....."

„Das dürfen Sie auch", sagte ich und drückte dem Manne warm und herzlich die Hand. ...

... Vor nun acht Jahren war's und zu Lipkany, einem kleinen schmutzigen Judennest in Bessarabien. Im besten Wirthshause des Ortes, einer niederträchtigen Spelunke, hielt ich am Abend einige Stunden Rast. Ich war am Morgen von Mohilew ausgefahren und von der langen Tagereise und dem elenden Miethwagen furchtbar ermüdet. Gleichwohl wollte ich noch in der Nacht weiter, um am nächsten Tage rechtzeitig die österreichische Grenze bei Nowosielica zu gewinnen. Da trat, nachdem ich die Zeche berichtigt, die alte jüdische Wirthin noch einmal an meinen Tisch heran. Sie habe eine Bitte, begann sie verlegen, aber nicht für sich. Das heißt: eigentlich auch für sich, denn das arme Mädchen liege nun da und hinauswerfen könne man sie nicht und an Bezahlung sei auch nicht zu denken. Das Mädchen wolle nach Hause, aber das sei sehr weit. Ob ich es nicht wenigstens über die Grenze mitnehmen wolle?

„Was ist's denn für ein Mädchen?" fragte ich.

So eine Art Lehrerin, war die Antwort. Deutsch spreche sie nicht, aber etwas russisch und französisch «wie Wasser». Der Armen sei ein furchtbares Unrecht geschehen, aber das solle sie mir selbst erzählen.

Damit schob sich das gutmüthige Weib zur Thüre hinaus und kam bald mit ihrem Schützling wieder.

Ich bin auf meinen Fahrten in aller Herren Länder vielem Menschenelend begegnet. Ich kenne die Arbeiterviertel und Verbrecherhöhlen fast aller Großstädte aus eigener Anschauung. Aber ich bin nie, weder vor noch nach jener Stunde, einem Menschenwesen begegnet, dessen Anblick erschütternder zum Herzen sprach, als der jenes armen siechen Geschöpfes, das nun zögernd, wankend auf mich zugeschlichen kam.

Es war ein sehr dürftig gekleidetes Mädchen von vielleicht siebzehn Jahren. Schön war dieses todtblasse Gesicht sicherlich nie gewesen, aber nun war es peinlich entstellt durch die Spuren unsäglichen Grams. Etwas wie Todesangst lag darauf festgebannt; die Augen waren entzündet von tagelangem Weinen und unaufhaltsam quollen die Thränen über die Wangen. Um den Jammer vollzumachen, stand das arme Ding offenbar dicht vor dem Zeitpunkte, wo es — Mutter werden sollte.

Meine Augen wurden feucht, als ich in dies Antlitz blickte. Ich sprach zu ihr — ich war unermüdlich in der

Betheuerung, daß ich ihr hilfreich sein wolle. Die Arme war nicht ganz bei Besinnung — „nach Genf", stammelte sie nur unaufhörlich und hielt die Hände gefaltet.

Ich ließ ihr im Fond ein Lager bereiten und setzte mich zum Kutscher. Wir fuhren die Nacht über. Durch das Rasseln des Wagens hindurch hörte ich unablässig das Wimmern der Kranken.

Gegen Mittag kamen wir in den russischen Grenzort Nowosielica. Da zwang ich sie durch vieles Zureden eine Suppe zu nehmen. Dann fragte ich sie, ob sie einen Paß hätte. Sie brauchte ihn, den russischen Grenzkordon zu überschreiten. „Bei der Generalin", stammelte sie, „mit den anderen Sachen." Dann begann sie wieder furchtbar heftig zu weinen und berichtete mir zwischendurch, stammelnd, schluchzend, wirr genug, den ungeheuren Frevel, den man an ihr verübt.

Das Mädchen war die Tochter eines Genfer Schusters. Sie hatte keine Erziehung genossen, konnte daher nie hoffen Gouvernante zu werden. Da kam zum Herbstaufenthalte eine russische Generalin nach Vevey, welche für ihr fünfjähriges Töchterchen eine Bonne suchte. Die Schusterstochter bekam den Posten und war ganz glücklich darüber; sie wurde gut behandelt, gewann das Kind lieb und ging darum gerne mit der Generalin auch nach Sizilien und dann auf das Gut bei Lipkany. Dann reiste die Generalin allein nach Baden-Baden, darauf nach Pe-

tersburg; die Bonne blieb mit dem Kinde allein auf dem Gute zurück. Da bekam sie im Spätherbste unerwartet glänzende Gesellschaft; der Sohn der Generalin, ein junger schöner Garde-Offizier, fand es für angezeigt, den Winter über Petersburg zu meiden — wahrscheinlich hatte er seine guten Gründe. Da er sich auf dem öden, bessarabischen Edelhofe langweilte, so verführte er, die Zeit todtzuschlagen, die arme Bonne. Im Frühling durfte er nach Petersburg zurückkehren; einen Monat darauf kam die Generalin heim. Das französische Mädchen hatte kein rechtes Bewußtsein seines Zustandes, bis das Gesinde zu höhnen und zu sticheln begann. Die Generalin erhielt davon Kunde und ließ das Mädchen rufen. Es gestand unter strömenden Thränen Alles. Da gerieth die Russin (ich habe, was ich unendlich bedauere, seinerzeit den Namen nicht notirt und er ist mir während der langen Jahre entfallen) in Raserei, nannte das arme Ding eine Metze, eine Verführerin ihres Sohnes und übte Justiz an ihr. Sie ließ sie im Hofe entkleiden und mit Ruthen streichen. Dem armen Opfer verging vor Scham und Schmerz die Besinnung. Als es wieder zum Bewußtsein kam, fand es sich auf der Landstraße liegen. Barmherzige Chämakins (kleinrussische Salzfuhrleute) erbarmten sich der Unglücklichen und brachten sie nach Lipkany.

Ich war empört, im tiefsten Herzen erschüttert, aber helfen konnte ich armer junger Bursche dem Mädchen

wenig. Ich schmuggelte es mit Hilfe einiger polnischer Gulden, welche beim russischen Naczalnik den fehlenden Paß hinlänglich ersetzten, durch den Kordon nach Oesterreich. Dann nahm sich ein Engländer, welcher bei der Lemberg-Czernowitz-Bahn in Czernowitz bedienstet war, werkthätig der Unglücklichen an und schaffte ihr Freikarten und Reisekosten nach Wien. Von da wollte sie mit Hilfe ihrer Landsleute heimkehren, nach Genf. Ob sie ihre Heimat erreicht, weiß ich nicht....

... Ich lebte im Winter von 1872 auf 1873 in Pest und verkehrte dort unter Anderem viel mit einem jungen Arzte, der sich trotz seiner Jugend bereits einer ansehnlichen Praxis erfreute. Als ich an einem schönen sonnigen Märztage um vier Uhr, wo seine Ordinationszeit zu Ende ging, die Treppe seiner Wohnung emporstieg, um ihn zu einem Spaziergang abzuholen, kam ich an einer schwarz gekleideten Dame vorüber, welche regungslos, die Hand auf das Geländer gestützt, auf dem Treppenabsatz stand. Ich blickte sie an, während ich vorüberging und — erschrak heftig. Dieses Antlitz war jung und von edlem Schnitt, aber entsetzlich blaß, selbst die Lippen farblos und verzerrt von dem Ausdruck höchster Verzweiflung, der darauf wie festgebannt lag. Die Mundwinkel herabgezogen, die Lippen halb geöffnet, als wäre ihnen eben ein Schrei des Entsetzens entflohen, die Augenbrauen hoch emporgezogen und die Augen starr, glanzlos und weit aus ihren

Höhlen gequollen, als hätten sie eben das furchtbarste geschaut. Das Weib durchlitt offenbar einen ungeheuren körperlichen oder seelischen Schmerz. Mich faßte Mitleid und Grauen ... „Sie sind unwohl?“ — Ich wollte es nicht fragen, meine Lippen fragten es selbst. Die Dame zuckte beim Klange meiner Stimme zusammen, griff sich an die Stirne und schüttelte leise den Kopf. Dann wankte sie die Treppe hinab.

„War das eine Patientin?“ fragte ich oben den jungen Arzt und beschrieb ihm die Dame. „Ja!“ sagte er. „Ein überaus unglückliches Geschöpf. Sie ist Erzieherin und stammt aus Belgien, wie sie behauptet — aus sehr ehrenwerther Familie. Sie kam im vorigen Herbste in das Haus eines hiesigen ältlichen, verwittweten Magnaten als Erzieherin seiner beiden kleinen Mädchen. Der Mann verführte sie und zwar, wie sie schwört, unter der Vorspiegelung sie zu heirathen. Natürlich droht er ihr nun bei der bloßen Erwähnung dieses Versprechens mit schmählicher Entlassung. Aber damit nicht genug — er hat sie auch mit einer abscheulichen Krankheit behaftet. Das Mädchen hatte keine Ahnung von dem Charakter dieser Krankheit und hat erst heute, nach langen Monaten, ärztlichen Rath gesucht. Natürlich mußte ich ihr die ganze Wahrheit sagen und auch eröffnen, daß nur mehr wenig Hoffnung auf gänzliche Herstellung sei. Armes Ding!“

Damit schloß er die Thüre seiner Wohnung und wir

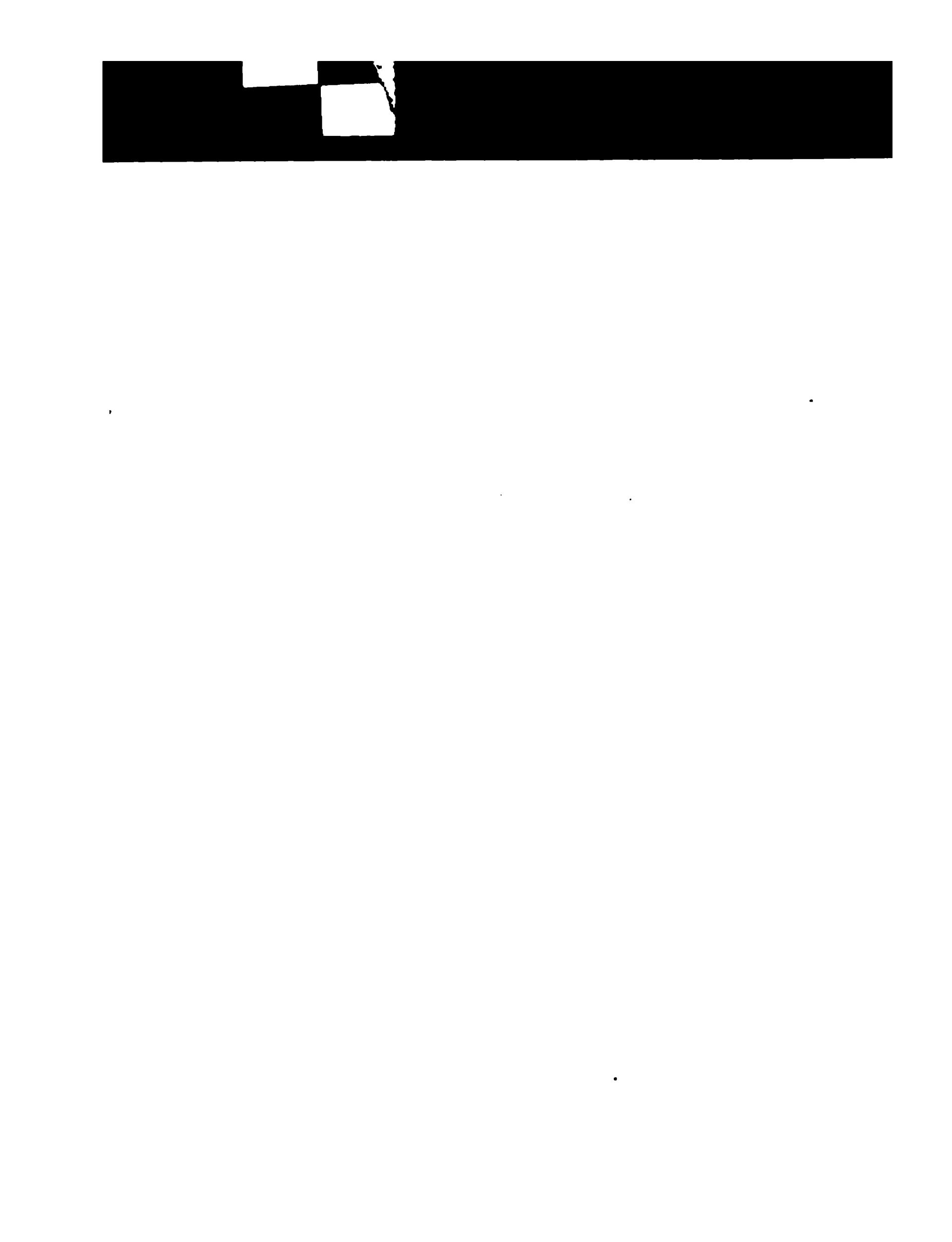
gingen hinab und im Sonnenschein den menschengefüllten Donauquai auf und ab, bis die Abendnebel auf dem Flusse aufstiegen. Da schieden wir. Der junge Arzt ahnte nicht, daß sich zur selben Stunde am gegenüberliegenden Ufer seine unglückliche Patientin in den Fluß gestürzt. Sie ertrank, weil der Nebel die Rettung verhinderte. So war mindestens am nächsten Tage in der lithographirten Lokalkorrespondenz zu lesen. ....

Und das sei die letzte Geschichte — zwar nicht die letzte, welche zu meiner Kenntniß gelangt, aber die letzte, welche ich erzählen will.

Nur von den «Gespielen» erübrigt mir noch zu reden, von jenen Knaben, welche haufenweise nach dem Osten gebracht werden, angeblich, um dort in den Häusern der Reichen als lebendige Grammatiken zu dienen, in Wahrheit aber — mindestens zum nicht geringen Theil — um in eigenen Häusern als Gegenstand unnatürlicher Lüste mißbraucht zu werden. In Moskau und Kiew, Petersburg und Odessa, Bukarest und Galatz, Konstantinopel und Athen bestehen solche Häuser. Mehr darüber zu sagen, ist an dieser Stelle unmöglich und wohl auch — überflüssig!

Mögen diese Zeilen ihren Zweck erfüllen, aufmerksam zu machen und zu warnen. Möge die Zeit nicht ferne sein, wo man nur noch als einer Schmach der Vergangenheit des Handels zu gedenken braucht, der heute so entsetzlich blüht, des Handels mit Gouvernanten und Gespielen!

Todte Seelen.



„Ein seltsamer Handel, he! he!“ machte der Gutsbesitzer verlegen. „Man könnte darüber lachen, und es ist doch so schauerlich ..“
N. Gogol.

Im heutigen Rußland gibt's keinen solchen «Handel» mehr: die Aufhebung der Leibeigenschaft hat auch das scheußliche Geschäft jener Menschen todtgeschlagen, welche in «todten Seelen» machten, wie Andere in Leder, Wein oder Zwirnwaaren. Der Handel ist aus, und nur so, wie im klaren Bernstein das häßliche Mücklein der Urzeit, nur so lebt er fort in dem größten Werke des größten Erzählers, der unter den Moskowitern erstanden — in den «Todten Seelen» des Nikolai Gogol. Der Roman ist bekannt, freilich nicht in jenem Grade, wie er's verdient. Denn er ist einzig in seiner Vereinigung gewaltigsten Talents in Beobachtung und Darstellung, herbster, düsterster Weltanschauung, wildesten patriotischen Schmerzes. Laut, hart, erbarmungslos erzählt der Dichter die tiefgeheimste Krankheitsgeschichte seines Volkes; nur zuweilen unterbricht er sich, um höhnisch aufzulachen oder blutig zu weinen. Das Buch muthet an wie ein ungeheurer Edelstein, den der Dichter seinem Volke ohne Schonung an

den Kopf geworfen. Freilich, nicht recht geschliffen ist der Edelstein, denn des Dichters Herz war weicher als sein Stoff und ist darüber gebrochen. . . . Der Roman ist bekannt, und der Handel, den er geißelt. Bei jeder Conscription wird die Zahl der Leibeigenen ermittelt und der Kopfzins festgestellt. Der gilt nun unabänderlich bis zur nächsten Conscription und muß vom Besitzer an des Czars Amt geleistet werden. Was inzwischen geboren wird, ist steuerfrei; stirbt aber ein Leibeigener oder läßt der Herr ihn todtprügeln, so muß der Kopfzins dennoch entrichtet werden: dem Herrn ist die «Seele» gestorben, dem Amte nicht. Das nützt nun der Speculant und kauft dem Herrn die «todten Seelen» ab. Für den Besitzer das beste Geschäft! — er erspart den weiteren Zins, welchen nun der Käufer trägt, und erhält außerdem für das Gebein, das draußen auf dem Friedhofe vermodert, einiges Baargeld. Aber auch für den Speculanten ein treffliches Geschäft, denn in der Kaufurkunde werden die todten Seelen lebendig, und das Amt bestätigt sie als lebendig, und man kann sie mit ungeheurem Nutzen weiterverkaufen! Kurz — ein schamloser abgefeimter Betrug, nur möglich in einem Lande, wo die Seelen der Freien, besonders der hochverehrlichen Herren Beamten, just so käuflich sind, wie die armen «Seelen», die Leibeigenen. . . .

Unter Alexander Nikolajewitsch hat solche Käuflichkeit aufgehört — das heißt jene der Leibeigenen. Heute macht

man in Rußland nicht mehr in «todten Seelen». Aber noch gibt es ein Land Europas, wo solcher Handel blüht freilich in grundverschiedener Art, mit entgegengesetzter Tendenz. Aber auch hier bilden «todte Seelen» die Waare, und wenn auch die Preise keineswegs fix sind, so sind doch die Usancen feststehend und geheiligt, wie nur jene im Leder- oder Korngeschäft. Dieses Land hat die freisinnigste Verfassung auf Erden — sie duldet sogar den Adel und Orden nicht! — und das trefflichste Gesetzbuch — es präcisirt die Paragraphe über Betrug und Mißbrauch der Amtsgewalt so scharf, daß jedem Logiker und Juristen das Herz im Leibe lacht. . . . Dieser Codex und diese Magna charta sind wahre Ideale, aber — hat einmal ein jüngerer österreichischer Staatsmann gesagt, den ich gerne als geistvoll bezeichnen möchte, wenn ich nicht befürchten müßte, daß dies als Ironie ausgelegt wird — «Ideal ist, was nicht erreicht werden kann». Du ahnungsvoller Engel, du! — Denn jenes Land ist — Rumänien. . . .

Noch hat sich kein rumänischer Gogol gefunden, der diesen neuen Handel gegeißelt hätte. Die Poeten dieser unglücklichen Nation — sie ist unglücklicher, als man im Westen ahnt, unsäglich elend! — die Alexandri, Rosetti, Sion e tutti quanti haben eben Anderes zu thun: sie müssen jeden französischen Schund übersetzen, desto eifriger, je obscöner er ist; sie müssen ihr Volk in wahnsinnige

Träume von einer dakischen Großmacht hineinhetzen; sie müssen das Volkslied, die einzige reine und herrliche Blüthe, welche dies sieche Volksthum getrieben, verhunzen, indem sie «redigirte» Sammlungen veranstalten. . . . Unter solchen Kameraden kann sich kein Gogol finden; nur wo ein noch im innersten Kerne gesundes Volksthum mit Krankheit ringt, kann als Arzt ein Mann so großer, so herber Art entstehen. Aber einer todtkranken Nation ist sogar der Kassandra-Ruf des Poeten nicht mehr gegönnt. . . .

Kein Rumäne erzählt von den «todten Seelen». So versucht's denn hiemit ein Deutscher — nicht in künstlerischer Form, sondern himmelweit entfernt von jeglicher Ambition, kurz und schlicht. Ich erzähle von den «todten Seelen», weil ich glaube, daß es der Mühe werth. Und just jetzt thue ich's, weil die neueste «todte Seele» interessiren dürfte. Es ist ein guter Bekannter; man hat oft von ihm gelesen, wol öfter, als Einem lieb war*).

Nicht an dieser Stelle, durchaus nicht! Zum allererstenmale und hierauf durch manches Jahr hat er weit

---

*) Geschrieben Ende März 1875 für das Feuilleton der «Neuen Freien Presse» als sich das Gerücht verbreitete, daß Getzel Wilkenfeld, der berüchtigte Wucherer, nach Rumänien entflohen. Das Gerücht erwies sich als unbegründet, aber was ich aus Veranlassung dieses Gerüchtes geschrieben, ist und bleibt wahr und ich habe auch heute kein Wort davon zurückzunehmen.

hinten in der Türkei des «Localberichts» gespukt, wo die Betrunkenen auf einander schlagen und sonstige kleine Scherze verzeichnet werden, welche nur die heilige Hermandad schlichtet, nicht die heilige Themis. Dann hat er doch endlich einmal, vielleicht zu unserem, aber sicherlich nicht zu seinem eigenen Vergnügen eine vornehmere Rubrik erklommen: den «Gerichtssaal». Anläßlich seiner Verurtheilung hat er sogar den Leitartikel gestreift. Und jetzt bringt ihn seine Flucht in das stille, stolze Reich unter den Strich. Er hat rasche Carrière gemacht — der Getzel Wilkenfeld. . . .

Aber, bemerke ich nebenbei, vielleicht hätte der Mann schon auf der allerersten Sprosse seiner Ehren verdient, auch einmal von dem Pinsel des Feuilletonisten vorgeführt zu werden, nicht blos von dem mechanisch geführten Bleistift des Reporters. Denn Getzel Wilkenfeld ist mehr als ein einzelner Gauner, er ist die unsäglich widrige Verkörperung unsäglich widriger Verhältnisse. Dieser Mensch — aber mit diesem Namen verdient dies Wesen kaum mehr bezeichnet zu werden — dieses Raubthier predigt eine furchtbare Lehre. So wie es ist, könnte es nur auf dem Boden Galiziens gedeihen — wehe dem Boden, der solche Früchte trägt! Auf gesunder Erde und im Sonnenschein wachsen keine solchen Giftpflanzen, nur im Schlamm und Dunkel gedeihen sie! Ach, es ist eine traurige Frage, und nicht leicht ist, sie zu entscheiden, wer sich des Getzel

mehr zu schämen hat, die polnischen Juden oder die christlichen Polen?! ... Wie Hund und Katze stehen sie einander gegenüber; hier die brutale Gewalt, dort die tückische List, beiderseits der grimmigste Haß — wie wird es enden? Mit dem Ruin des Landes, antworte ich, sobald man beide einander — abwürgen läßt! Freilich kann sie keine fremde Macht trennen, sie müssen selbst von einander lassen. Der Pole muß bedenken: wen ich wie ein Thier behandele, der wird ein Thier. Und der Jude muß bedenken: ward ich ein Thier durch fremde Schuld — wolan! doppelt ehrenvoll, wenn ich wieder ein Mensch werde durch eigene Kraft! Aber rasch muß diese Einsicht kommen, sonst kommt sie zu spät! Zu spät! — das is keine Phrase: die Kugel ist im Rollen, der Ruin vollzieh sich mit unerbitterlicher Nothwendigkeit. . . Jedes Lan hat die Juden, die es verdient — man wird vi leicht meine barocke Sentenz belächeln, wahr bleibt doch! Mir ist sie der Schlüssel zur neueren Geschichte Juden. Wer daran zweifelt, der erwäge die uralte Wa heit, daß höchste Güte stets und allerorts zugleich gr Klugheit ist. Oder er frage sich, ob er sich den E als englischen Juden denken könne! . . . Jedes L hat die Juden, die es verdient, und Sir M Montefiore ist ein englischer, Reb Getzel Wilkenfeld polnischer Jude — nur in diesem Causalnexus i Unhold der Beachtung werth. In jeder anderen Bez

ist er wenig interessant — in psychologischer zum Beispiel gar nicht. Hier zeigt er durchweg typische Züge, nur eben ins Ungeheure gesteigert, ins Abscheuliche verschärft. Ein typischer Zug, aber nicht des Juden, sondern des abergläubischen Gauners, ist auch seine Frömmigkeit. Die Meisten halten sie für Heuchelei — mit größtem Unrecht! Getzel ist wirklich fromm, nur glaubt er nicht etwa an Gott, sondern nur an den Wunder-Rabbi von Neu-Sandec — ganz so wie der Bandit in den Abruzzen auch nur an «seinen» Capuziner glaubt. Und wie der gute Pietro seinem hochwürdigen Padre, sobald die Carabinieri verdächtig nahe streifen, einen Theil der Beute schenkt, damit die Sache gut ablaufe, so schickt Getzel seinem Rabbi vor der Verhandlung dreihundert Gulden. Auch das glaube ich der Frau Getzelin aufs Wort: ihrem Herrn Gemal sei unter allen Schrecken des Kerkers das «Trefe-Essen» als der größte erschienen. Es stimmt! Auch Pietro bringt lieber zehn Menschen um, als daß er am Charfreitag Fleisch äße. Kurz — diese «Frömmigkeit» bleibt sich unter allen Breitegraden gleich, und es ist pure Geschmackssache, ob Einem der Wunder-Rabbi von Neu-Sandec besser gefällt oder der Capuziner des guten Pietro. Mir gefallen sie Beide nicht. . . Siehe Heine, «Disputation», letzter Vers. . . .

Doch — das hat uns hier nicht weiter zu kümmern. Getzel's Gott ist fern, Getzel selbst noch ferner. Denn

nur sein Sohn Marcus ist in Krakau gefangen word-
er selbst ist nach Rumänien gegangen. Nach Rumäni-
Wie doch große Dichterworte täglich neu werden! «G
guter Mensch in seinem dunklen Drange ist sich des re-
ten Weges wohl bewußt!» ... Nach Rumänien!

Man wird ihn suchen, ich zweifle nicht daran. M-
wird ihn nicht finden — daran zweifle ich noch mind-
Ihn nicht, wol aber seinen Todtenschein. Und dar-
zweifle ich schon nicht im mindesten. Bald, in zwei,
drei Monaten kommt das düstere Document in eine unse-
Consular-Agentien geflattert. Schwarz auf Weiß, in de-
licher Schrift steht darauf geschrieben, wann Getzel V-
kenfeld, seines Standes «Jude aus Radomyschl», gestorb-
wie er gestorben, an welcher Krankheit. Die Cultus-
meinde bestätigt es, die Communal-Behörde bestätigt
die politische Behörde nicht minder. Die Cultusgemei-
hat ihr Siegel beigedrückt, die Communal-Behörde de-
detto die politische. Was bleibt der Consular-Agen-
übrig, als ein viertes Siegel beizudrücken?! ...

Ich sage: das geschieht in zwei, drei Monaten. Vi-
leicht dauert es diesmal länger, weil diese Zeilen stör-
dazwischentreten. Denn die «Neue Freie Presse» fin-
sich in den ödesten rumänischen Städtchen. (Himmel, w-
viel hundert saftige Flüche werden sich in den nächst-
Tagen in all diesen Städtchen über meinem Haupte e-
laden!) Vielleicht dauert es diesmal länger, vielleicht sti-



Gesetzl erst in einem halben Jahre. Aber sonst genügt ein Drittheil dieser Zeit vollkommen, den Handel mit der «todten Seele» perfect zu machen.

Warum auch nicht? Die Agenten sind ständig und zahlreich, über den Preis einigt man sich, die Usancen stehen fest.

Ich versuche, sie zu skizziren.

Es gibt bekanntlich viele Lumpe in der weiten Welt, sehr viele Lumpe, Leute, welche das dringende und wohlbegründete Bestreben haben für immer aus dem Gesichtskreise ihrer verehrlichen Mitbürger zu scheiden. Auch ehrliche Leute können stellenweise dies Bestreben haben, zum Beispiel junge, fanatische Polen, denen die Temperatur in Sibirien etwas zu kühl scheint. Nun, am Pruth, an der Aluta und der «süßen Dombrovizza» ist es wärmer. Der Mann (ob nun Auswürfling oder Flüchtling, ist ganz einerlei) wünscht natürlich auch in dieser behaglichen Temperatur zu bleiben. Er erfragt einen Agenten, der in «todten Seelen» macht. Das ist nicht schwer; die Herren sind zahlreich und von der Bevölkerung gekannt. Gewöhnlich arbeitet jeder Agent nur in seiner Confession. Juden vermitteln das mosaische, Armenier oder Rumänen das christkatholische oder griechisch-orientalische Hinscheiden aus diesem irdischen Jammerthale. Also der Würdige ist gefunden, und der Flüchtling eröffnet ihm seinen Wunsch: „Ich wünsche so bald als möglich zu sterben". — „Wie

Sie wünschen", erwidert der Agent, „das heißt, wenn Sie die nöthigen Mittel haben. Das Sterben ist theuer." Folgt eine langwierige, oft wochenlange Verhandlung über den Preis. Das Resultat ist natürlich ein sehr verschiedenes, je nach den Motiven der Flucht, je nach dem Vermögen des Flüchtlings. Endlich ist die Summe festgestellt und baar hinterlegt. Der Agent geht an's Werk. Er begibt sich zum Pfarrer oder zum Judenvorsteher: „Herr X. Y. aus Z. ist vorgestern gestorben und heute begraben worden." Der betreffende Würdenträger ist darüber gar nicht erstaunt — alle Menschen müssen sterben, warum nicht Herr X. Y. aus Z.? Auch daß diese betrübliche Thatsache in amtlicher Form bescheinigt werden müsse, ist dem Manne vollkommen einleuchtend; minder einleuchtend ist ihm gewöhnlich der gebotene Preis. Aber schöne Seelen finden sich schließlich doch. Und der betreffende Communal-Beamte ist gleichfalls eine schöne Seele. Auch sind k. k. österreichische Randducaten eine hübsche Münze, womit ich übrigens den Napoleons nicht nahetreten will, sie sind eine ebenso hübsche Münze.

Ich nehme an, daß der Herr Präfect, Sub-Präfect oder wer sonst eine hohe fürstliche Regierung im Städtchen vertritt, derselben Ansicht ist, daß auch ihm Napoleons oder Ducaten nicht häßlich scheinen. Daraus folgt das dritte Siegel, die dritte Bestätigung. Und endlich kann

der Agent vor seinen Auftraggeber treten und sagen: „Hier, mein Herr, Sie sind todt!“

Die Verstorbenen machen natürlich von dem kostbaren Documente verschiedenen Gebrauch — je nach dem Motive der Flucht. Oft genügt es, dasselbe in die Heimat gelangen zu lassen, oft — besonders wenn ein Steckbrief droht — ist es nothwendig, dasselbe in unverfänglicher und glaubwürdiger Weise an die Consular-Behörde gelangen zu lassen. Auch das geht — der Agent kann Alles. Dann hört natürlich die Verfolgung auf, und der betreffende Polizei-Director in der fernen Heimat wischt sich gerührt den Thränenwinkel — de mortuis nil nisi bene....

Aber damit ist die Historie noch nicht zu Ende. Der Todte muß weiter leben, und wer lebt, muß einen Namen und Papiere haben. Ist es ein Jude niedrigen Standes, so ist diese Nothwendigkeit gerade keine unumgängliche; der verschwindet dann eben spurlos als eine Woge in dem Meer der anderen Kaftane und Schmachtlöcklein. Anders die Christen und diejenigen Juden, welche mehr Prätension haben. Die müssen selbstverständlich wieder geboren werden. Der Christ wird in der Regel rumänischer, der Jude französischer oder amerikanischer Unterthan. Wie ist das möglich? In Rumänien ist Alles möglich!

Was aus Getzel Winkelfeld wird, ob er nur eben

schlicht als Getzel unter seinen Glaubensgenossen fortleben, ob er stolz als Mr. Gideon X. unter dem Schutze des Sternenbanners seine Tage genießen wird, überlasse ich der Phantasie des geneigten Lesers. Natürlich müßte er auch da sehr vorsichtig sein, denn wenn der Repräsentant Nordamerikas davon Wind bekäme, daß ein so berühmter Mann unter seinen Fittigen rastet, so würde er ihn schleunigst zu weiterer Rast nach Norden befördern lassen — nach Wien.

Doch ist dazu wenig Aussicht vorhanden. Der Handel ist in so raffinirter Weise organisirt, daß die «todte Seele» sich in der Regel ungestört ihres Daseins freuen kann. Wenigstens hört man höchst selten von einer Entdeckung. Und doch gibt es so viele «todte Seelen».

Ich habe die Ehre und das Vergnügen, deren drei zu kennen. Ich berichte kurz von ihnen, um nebenbei auch zu zeigen, daß es oft zu seltsamen Consequenzen führt, wenn man gleichzeitig lebensfrisch und mausetodt ist.

... Ich bin in einem kleinen podolischen Städtchen geboren, wo mein Vater als Bezirksarzt lebte. «Barnow» habe ich es in meinen Novellen genannt, und so mag das armselige Nest auch hier so heißen. Zu den ständigen Patienten meines Vaters gehörte auch ein reicher jüdischer Gutspächter aus der Nachbarschaft. Fast keine Woche verging, wo nicht sein Sohn, ein junger, starker, rothhariger

Mensch, dahergefahren kam und meinen Vater holte. Der rothe Isaak geberdete sich dabei immer ganz verzweifelt; mein Vater nahm die Sache kaltblütiger. Er wußte, daß dem Alten im Grunde — nichts fehle. Die Leute waren Emporkömmlinge, rohe, orthodoxe Juden. Der Alte genoß seinen Reichthum gar nicht; sein einziger Luxus war, sich ein Leiden einzubilden und den Arzt möglichst oft um sich zu haben.

Da kam eines Tages wieder die wohlbekannte Britschka dahergesaust. Aber diesmal saß nicht Isaak darin, sondern — sein Vater. Er beschwor meinen Vater, doch ja gleich zu kommen und Verbandzeug mitzunehmen; es sei draußen ein furchtbares Unglück geschehen. Isaak war mit einem Bauer in Streit gekommen. Der Bauer hatte sein Vieh in den Acker des Gutspächters getrieben und sah gemüthlich zu, wie es sich da gütlich that. Isaak kam zufällig dazu, gerieth in heftigen Zorn und wollte eines der Viehstücke pfänden. Der Bauer ließ es nicht zu und spie endlich dem jungen Menschen in's Gesicht: „Du bist doch nur ein Jud'!" Da übermannte den Jähzornigen die Wuth, er warf sich auf den Bauer und mißhandelte ihn dergestalt, daß der Mann nur noch eben zwischen Leben und Sterben in's Dorf zurückgebracht wurde. Da schickte der Gutspächter seinen Sohn eiligst fort, er selbst fuhr um den Arzt.

Es war vergeblich; in der Nacht starb der Bauer.

Die gerichtliche Anzeige wurde erstattet, die Untersuchung gegen den rothen Isaak eingeleitet, der Steckbrief erlassen. Aber man fand ihn nicht. Und ein halbes Jahr darauf präsentirte der alte Gutspächter düster, aber gefaßt, den Todtenschein des Flüchtlings. Isaak B. war in Galatz gestorben. Das Document war in Ordnung; die Untersuchung wurde eingestellt.

Drei Jahre später, an einem prächtigen Frühlingstage, kam wieder die Britschka vor meines Vaters Thü[illegible] Den alten Juden habe der Schlag getroffen, melde[illegible] athemlos der Knecht. Mein Vater fand den Alten ha[illegible] gelähmt, aber bei voller Geisteskraft. Durch Lallen, dan[illegible] durch Schriftzeichen bat er den Arzt, doch sogleich ei[illegible] Depesche aufzusetzen an Hirsch G. in Galatz. Hirsch mö[illegible] augenblicklich hierherkommen. Wer Hirsch sei? fragte me[illegible] Vater. Aber darauf schüttelte der Alte nur den Kopf, heftig er eben konnte.

Sechs Tage später erfuhr es mein Vater; da fand den rothen Isaak in der Krankenstube. Trotzdem ihn n[illegible] die Strafe für zweifaches Verbrechen erwartete, war [illegible] dennoch gekommen, seine Sohnespflicht zu erfüllen. [illegible] sollte ihm zum Verderben werden. Eben als der al[illegible] Mann ausgeathmet, als sich der Flüchtling zur Rückke[illegible] in's Asyl rüstete, kamen die Gendarmen und verhaftete[illegible] ihn. Die Geschwister des Erschlagenen hatten die Anzei[illegible] erstattet.

An die Thatsachen erinnere ich mich genau, auch die Gestalt des rothen Isaak steht mir klar vor Augen. Aber welche Strafe ihm wurde, weiß ich nicht zu sagen. Es sind nun an siebzehn Jahre her. . . .

Die zweite «todte Seele» habe ich erst kürzlich kennen gelernt, im August vorigen Jahres, in einem Dorfe der Bukowina. Es war ein höflicher, behäbiger Pole, ein so rüstiger Oekonom mit so gesunden rothen Backen, daß man ihm wahrlich nicht ansehen konnte, er sei schon einmal todt gewesen, Gleichwohl war dies der Fall. Er war nach dem letzten Aufstand in die Moldau geflüchtet. Die Russen forderten seine Auslieferung, er sei ein gemeiner Verbrecher, ein Meuchelmörder. Darum mußte unser Mann sterben und wurde französischer Unterthan. Jetzt hatte er das österreichische Staatsbürgerrecht erworben. Er selbst zeigte mir ein Duplikat seines Todtenscheines, und darauf stießen wir in gutem, feurigem Moldauer Wein auf langes Leben an.

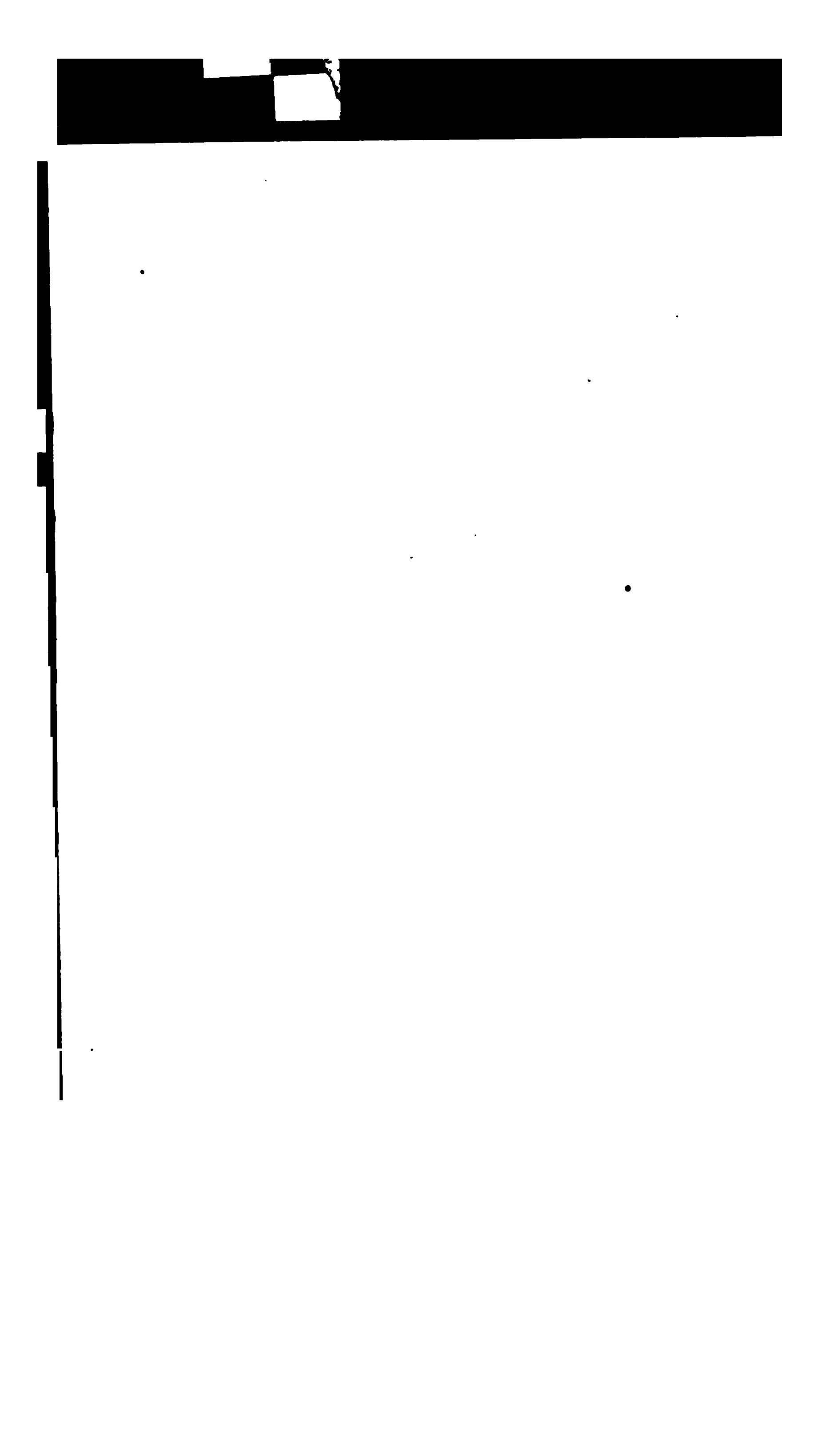
Der dritten «todten Seele» bin ich nur flüchtig begegnet — es war ein widriger Patron. Arthur, recte Aaron P. war ein junger Kaufmann in einer größeren Stadt Russisch-Podoliens. Ein beneidenswerther Mensch, er hatte ein blühendes Geschäft, und sein junges Weib war vielleicht das reizendste Geschöpf, das ich je gesehen. Sie gab ihm wahrhaftig nicht den leisesten Grund zur Klage, aber er behandelte sie unsäglich roh, weil das

so in seiner Natur lag. Nach zwei Jahren machte der Mann eine betrügerische Crida in großem Betrage, floh nach Rumänien und starb daselbst. Dann schrieb er an sein Weib, das wieder bei den Eltern wohnte, und forderte es auf, zu ihm nach Jassy zu kommen, sein Name sei nun Heinrich X. Aber das Weibchen erwiderte sehr resolut, einen Herrn Heinrich X. kenne sie nicht; ihr Gatte, Arthur P. sei todt, sie selbst habe das Document gesehen und trauere ihm noch jetzt nach, wie sich's für eine rechtschaffene Wittwe gezieme. Arthur-Heinrich schäumte vor Wuth und wendete sich an den Rabbi und die orthodoxen Eltern seiner Gattin. Diese suchten mit allen erdenklichen «Mitteln» auf diese einzuwirken, aber die junge, schöne Frau blieb fest. Schließlich erklärte sie, sie werde die Hilfe der Behörde anrufen, damit diese wenigstens vorher constatire, ob ihr verstorbener Arthur und dieser neue Heinrich wirklich — identisch seien. Das wirkte; die Scheidung wurde nun auch rituell vollzogen. Das prächtige Frauchen lebt jetzt als die glückliche Gattin eines Arztes im Gouvernement Cherson.

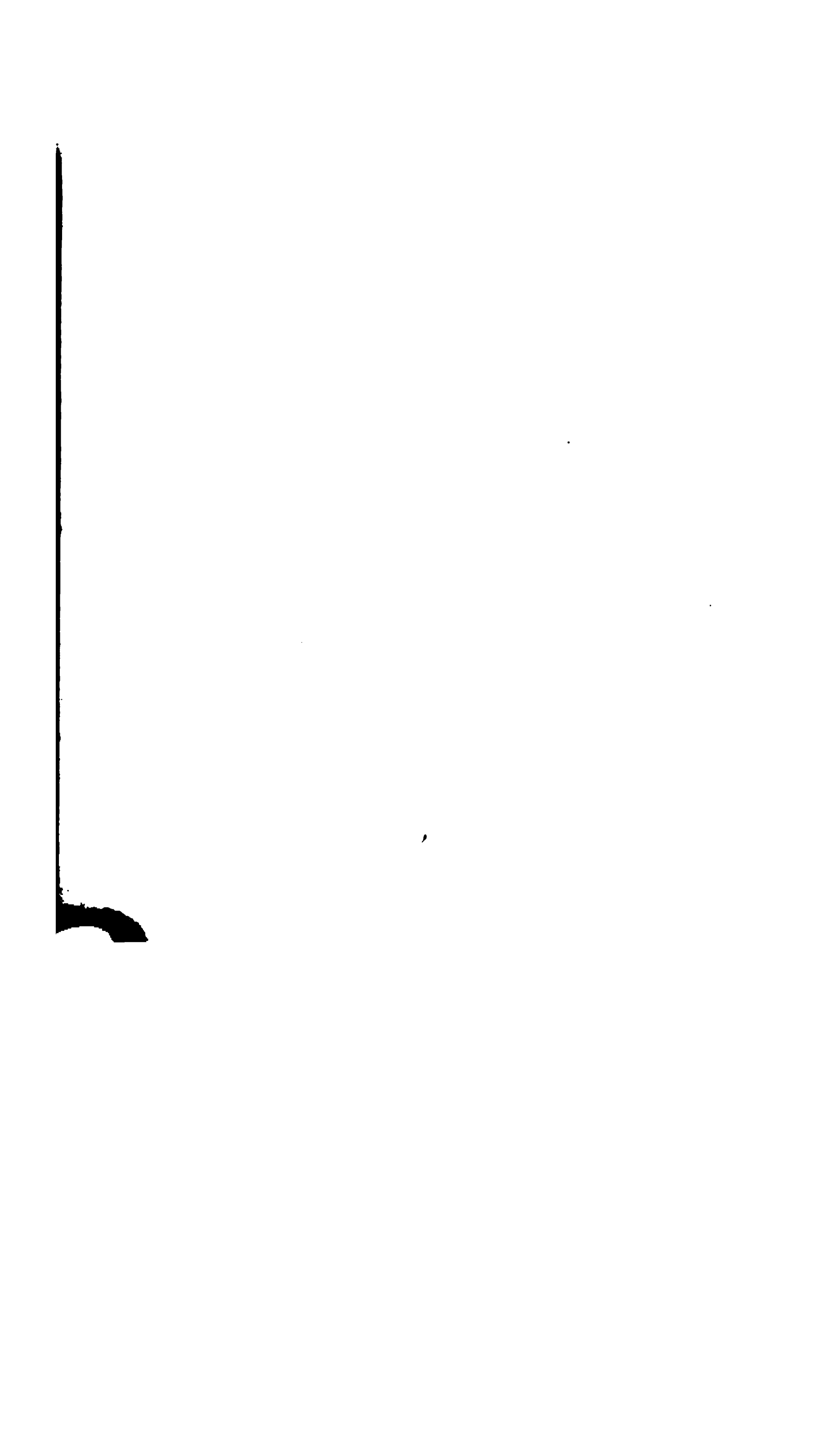
Man sieht, selbst «todte Seelen» sind nie ganz todt... Wann aber der Handel aufhören wird und wie ihm zu steuern ist, das — weiß Gott und könnte höchstens noch die rumänische Regierung wissen. Gott ist stumm, die rumänische Regierung sagt auch nichts. Freilich wäre dagegen viel zu sagen, aber außer der Dummheit gibt es

noch andere Dinge auf Erden, gegen welche die Götter selbst vergebens kämpfen. Und nun gar ein — einziger Schriftsteller!

Meinen Zweck aber habe ich erreicht und dem Leser den Einblick in eine wenig bekannte Welt, in die Welt der «todten Seelen» und der überaus lebendigen Gauner, eröffnet.



Ein jüdisches Volksgericht.



Wer durch das Kothmeer des Städtchens watet, an den schmutzigen, dumpfigen Häusern vorüber und mitten unter den kaftanbekleideten, schmutzstarrenden Bewohnern, in deren bleichen, scharf gezeichneten Gesichtern sich seltsam, fast typisch ascetische Schwärmerei malt oder listige Habgier, wer ihre Sprache hört, welche freilich die deutsche ist, aber fast unverständlich wird durch die eigenthümliche Aussprache, durch Einmengung zahlreicher mittelhochdeutscher, slavischer und hebräischer Wörter — wer sich in solcher, just nicht anmuthiger, aber hochinteressanter Umgebung findet, der könnte, wenn er etwa urplötzlich durch Zauberspuk dahin versetzt wäre, selbst bei genauester Kenntniß der Eigenthümlichkeiten dieser Menschen, nicht bald errathen, in welchem Lande er sich befindet. So sehr ähneln sich die Judenstädtchen in Galizien, Rumänien und Russisch-Polen, so sehr gleichen sich ihre Bewohner. Der verschieden geartete Einfluß von Außen her, dieser im Großen und Ganzen feindselige, nur zu geringem Theil wohlwollende Einfluß hat überaus wenig an ihnen geändert; hier sind und bleiben die Juden, wozu sie Race,

Glaube, Druck von Außen gemacht und was sie Gottlob! — im Westen nicht mehr sind: eine Nationalität mit schärfstens ausgeprägtem Charakter, eigenartig in Glauben und Sprache, Sitte und Gewohnheit, Tracht und Lebensanschauung. Hier beschränkt sich die Besonderheit des Juden nicht, wie anderwärts, auf seinen eigenen Gott und seine eigenen Feste, wozu höchstens noch bei besonders gläubigen Gemüthern ein eigener — Fleischhauer kommt, hier ist er durch Alles, buchstäblich durch Alles von seinen christlichen Nachbarn verschieden. Und darum hat der Jude im Osten noch eigene Richter und Gerichte.

Ja wohl! eigene Richter und Gerichte! Freilich wirken sie aus guten Gründen im Verborgenen, freilich gibt es daneben — auch in jenem schmutzigen Städtchen, welches hier zunächst gemeint ist — ein anderes autorisirtes Gerichts-Forum. Wer das Gewirre der kleinen, dumpfigen Häuser hinter sich läßt und längs der Straße geht, welche gegen Tarnopol führt, der sieht rechts ein stattliches, einstöckiges, weißes Haus emporragen, über dessen Thüre ein alter, ovaler Blechschild im Winde klappert. Auf gelbem Grunde ist da ein schwarzer, kaiserlich-königlicher Adler hingemalt, der heute freilich kaum mehr noch in den Umrissen erkennbar ist; besonders sind die scharfen Fänge und das Reichsschwert verwittert. Ach! vielleicht ist er gerade so ein richtiges Symbol, dieser k. k. Adler in

Galizien, diesem seltsamen Lande, welches zu Oesterreich gehört, und über welches doch, wie einmal ein Abgeordneter klagte, «die Minister in Wien nicht einmal Auskunft zu geben wissen» . . . Aber wenn auch der Adler verwittert ist, die Umschrift ist klar erkennbar. Das kommt daher, weil im Laufe der Jahre der Adler niemals erneuert wurde, die Umschrift aber drei Mal. Da hieß es zuerst: «K. k. Bezirksamt», dann gleichfalls deutsch: «K. k. Bezirksgericht», und jetzt heißt es ebenso in polnischer Sprache — ich mag die Worte nicht hierhersetzen um nicht muthwillig bei meinem Leser eine Zungenverrenkung herbeizuführen. So erzählt dieser Blechschild die Geschichte der k. k. Justiz in Galizien und ein nachdenkliches Gemüth mag in tiefes Grübeln verlockt werden, wenn es sich diese trübselig im Winde klappernde k. k. Geschichte betrachtet. . . . .

Hier also ist, wie gesagt, das autorisirte Gerichtsforum und es wäre unwahr zu behaupten, daß es nicht viel in Anspruch genommen wird. In diesem unkultivirten Lande, wo noch der Mensch dem Menschen mit elementarer Leidenschaftlichkeit entgegentritt, fließt mehr Blut als anderwärts und andererseits wuchern auf diesem Boden, wo sich so häufig rohe Kraft und raffinirte List gegenüberstehen, auch Delikte anderer Art üppig empor. Kein Zweifel — das Amt eines Bezirksrichters in Galizien ist keine Sinekure, obwohl man es oft durch Faulheit und Willkürlichkeit dazu macht. Der dies schreibt, ist kein Schrift-

steller, der leichtsinnige Anschuldigungen in die Welt zu schleudern pflegt, er ist nicht gewohnt, seinem eigenen, allerdings scharf ausgeprägten Lieben und Hassen irgendwelche Konzessionen bei Beurtheilung von Thatsachen zu machen und er nimmt keinen Anstand, es hiemit frank und frei auszusprechen: die Justiz in Galizien ruht vielfach in faulen und korrupten Händen und es giebt da Zustände, von denen man sich im Westen auch nicht eine blasse Vorstellung macht. Geradezu unerträglich wären diese Zustände, stünde nicht an der Spitze des Lemberger Sprengels ein so genialer, wackerer und rastloser Mann. Dieser Mann ist in der That ein Segen für das Land, und mancher korrupte Gerichtspascha bebt nur darum vor einem Bubenstück zurück, weil er sein scharfes Aug', seine energische Thatkraft fürchtet, seine Hand, die Hand des «verdammten hinkenden Deutschen aus Lemberg» ....

Aber — wäre auch jeder Bezirksrichter in Galizien (o pium desiderium!) ein so trefflicher Mensch, als der Präsident des Lemberger Obergerichts, die Juden würden doch kaum häufiger an die Thür unter dem klappernden Blechschild klopfen, als dies jetzt der Fall. Gegenwärtig geht der Jude nur hin, wenn er es als Beklagter oder zitirter Zeuge thun muß, und auch als Kläger nur dann, wenn es absolut keinen andern Ausweg gibt. Die meisten Fälle betreffen Geldsachen gegen Christen, seinen Glaubensgenossen zu verklagen vermeidet der orthodoxe Jude, so lange

dies nur irgend möglich. Wäre der Beamtenstand in Galizien ein anderer, als dies zu sehr beträchtlichem Theile leider jetzt der Fall, so käme zu diesen Wechselsachen höchstens noch eine andere Kategorie von Klagen. Wenn heute ein Pole durchs Städtchen geht und sich den Spaß macht, seinen Speichel, statt auf den Boden, den begegnenden Juden ins Antlitz zu werfen, wenn draußen der Edelmann auf dem Dorfe sich das Plaisir macht, die Tochter seines Schänkers aufs Schloß holen zu lassen und sie erst in drei Tagen wieder ihren Eltern zurückzustellen, so wagt der Jude solcher alltäglicher Kleinigkeiten willen kaum den Gang vor den gestrengen Herrn Bezirksrichter, weil ihm nichts daraus erwächst, als neue Mißhandlungen des Beklagten und nach drei Monaten ein Beschluß des Bezirksgerichts, welches die Untersuchung aus dem oder jenem Grunde einstellt!

Das könnte, wie gesagt, vielleicht anders werden, aber gewisse Dinge werden die orthodoxen Juden, so lange sie bleiben was sie sind, niemals vor ein anderes Forum bringen, als das ihrer eigenen Richter und Gerichte. So Konflikte im Familienleben, Konflikte im Gemeindeleben, besonders aus religiösen Motiven, oft aber auch schwere Verbrechen, welche innerhalb des Ghetto geschehen. Nicht um des Verbrechers willen geschieht dies, denn die Strafe, welche ihn hier trifft, ist meist unverhältnißmäßig schärfer als jene, welche ihn vor dem kompetenten Gerichte träfe,

sondern es geschieht, «damit der jüdische Name, der Na
Gottes, nicht geschändet werde», damit «die Welt», l
feindselige, christliche Welt nicht erfahre, daß sich wied
einmal ein «jüdisch Kind» an Gott und den Mensch
versündigt.

Drei Kategorien solcher nationaler Gerichte sind
unterscheiden: erstens, wo eine einzelne Persönlichkeit, g
wöhnlich ein sogenannter «güter Jüd», ein Wunder-Rabb
machtvoll genug ist, ein Urtheil zu sprechen und die E
füllung desselben zu erzwingen, zweitens, wo mehre
jüdische Gelehrte unter Vorsitz eines Rabbiners, also e
ganzer sogenannter «Bes dinn», den Gerichtshof bilde
drittens, wo die Familienhäupter der Gemeinde in eine
besonders flagranten Falle zu einer Art Volksgericht z
sammentreten.

Ein Fall der letzteren Art soll hier der buchstäbliche
Wahrheit gemäß geschildert sein.

... In dem schmutzigen Städtchen öffnet sich nebe
der uralten Synagoge ein Gäßchen, welches wohl das alle
schmutzigste ist: das Fleischergäßchen. Hier, in einem ve
hältnißmäßig stattlichen Hause, wohnte einer der reichste
und angesehensten Männer der Gemeinde, der Fleischhau
Wolf Nelkenduft.

Wolf war ein riesig gebauter Mensch. Wenn ma
ihn so in der Betschul' während jenes Gebetes, welche
man stehend verrichten muß, unter seinen verkümmerte
Glaubensbrüdern emporragen sah, machte es den Ein

druck, als wäre der alten Enakssöhne Einer lebendig geworden und streckte sich nun stolz empor über den zwerghaft mißrathenen Nachkommen seiner einstigen Besieger. Aber stolz war Wolf Nelkenduft nicht, sondern im Gegentheil, wie fast alle Menschen von ungewöhnlicher Körperkraft, gutmüthig und bescheiden, dabei nicht sonderlich geistig begabt. Trotzdem oder wenn man einem allbekannten Sprichworte trauen will, eben deshalb gedieh sein Hauswesen ganz prächtig und er verdiente viel Geld, insbesondere durch seinen ausgebreiteten Ochsenhandel.

Durch diesen Handel wurde er oft und durch lange Wochen seinem Fleischergeschäfte fern gehalten. Statt seiner hantirten in seinen beiden streng und ängstlich von einander geschiedenen Verkaufsbuden zwei Knechte. In der größeren Bude wurden die Viehstücke schnell nach den rituellen Vorschriften geschlagen, dann ängstlich ausgeschrotet und endlich, wenn gar kein «religiöses» recte talmudisch-spitzfindisches Bedenken waltete, als «Koscher-Fleisch» zu ziemlich hohem Preise verkauft. Ergab sich aber ein solches Bedenken, dann wanderte das Viehstück in die kleinere Bude, um da zu sehr billigem Preise an die Christen des Orts verkauft zu werden. Doch fanden sich trotz dieses Preises nicht genügende Käufer, da eben nur wenige christliche Familien besseren Schlages im Orte wohnten, die ruthenischen Bauern aber sich zwar alltäglichen Schnapsgenuß, nur sehr selten aber den Genuß

von Fleisch vergönnen. Man sieht, es erwuchs dem Wolf Nelkenduft jedesmal ein empfindlicher Schaden, so oft wieder ein Viehstück aus der großen in die kleine Bude wanderte.

Im Spätherbst vor fünf Jahren war dies besonders häufig der Fall gewesen, zum großen Jammer der Judenschaft des Städtchens, welche selbst gegen theures Geld kein Fleisch bekam, zum größeren Jammer Wolf Nelkenduft's, welcher heimgekehrt, in der kleinen Bude einen ungeheuren, unverkäuflichen Vorrath vorfand, in der großen aber kein Stücklein Fleisch, sondern nur seinen betrübten Knecht und Geschäftsführer, Sender Morgenstern. Gegen den richtete sich denn auch der Zorn des Meisters und weil Wolf, unbeschadet aller Gutmüthigkeit, ein überaus jähzorniger Mensch war, so hätte sich dieser Zorn schon diesmal in Thätlichkeiten entladen, wäre nicht Sender seinem Herrn schleunigst durchgebrannt.

Aber er kam am nächsten Tage wieder, sei es, weil sein Geschick ihn wieder in die große Bude trieb, wie die Fatalisten im Städtchen meinen, sei es, weil er, wie andere minder fatalistische Gemüther behaupten, sehr wohl wußte, daß ihn ein anderer, minder beschränkter und gutmüthiger Meister kaum aufnehmen würde. Denn der arme Mensch hatte seinen Beruf verfehlt, ihn hatte Gott entschieden in seinem Zorne zum Fleischer gemacht, sofern man überhaupt annehmen will, daß Gott sich eingehend um die Wahl des Lebensberufes von Sender Morgenstern

gekümmert. In der That läßt sich diese Wahl ohne Annahme überirdischer Einflüsse einfach durch den irdischen Einfluß erklären, welchen Senders Vater Itzig dabei ausübte. Und zwar war es der Ehrgeiz, welcher Itzig's Augen verblendete. Itzig Morgenstern, oder wie er im Jargon der «Gasse» hieß, «Itzigl Schochet», war der Mann, welcher das Geflügel, so im Städtchen verzehrt wurde, nach den rituellen Vorschriften abschlachtete. Sein Sohn sollte höher hinaus, «Itzigl Schochets Sohn», wie Sender stereotyp genannt wurde, sollte Fleischhauer werden und ward es auch, so wenig er dazu paßte, denn er war ein gar jämmerliches, zitteriges, furchtsames Exemplar von einem Menschen — das arme, kleine Jüngelchen sah immer wie zerknittert aus, und wenn er neben Wolf in der Bude hantirte, so machte dies den Eindruck, als hätte da ein Riese zu seinem Plaisir sich einen Zwerg abgerichtet, der ihm Alles nachäffte. Kurz — Sender war kein Held in seinem Gewerbe, sein schwacher Arm zitterte, wenn er den Mordstahl schwang, durch seine Ungeschicklichkeit waren mehrere Viehstücke aus der großen in die kleine Bude gewandert und darum gab die ganze Gemeinde dem Meister Recht, als er sagte: „Uff! — fortgelaufen ist er! Laufen kann er, das ist aber auch das Einzige was er kann!" Und Unrecht gab die ganze Gemeinde dem Riesen, als er am nächsten Tage den armen kleinen Sünder wieder aufnahm.

Freilich war dies keine neuerliche Installation als

Geschäftsführer, sondern nur die Aufnahme in einen weit geringeren Wirkungskreis. „Du armes Menschlein", hatte der Riese gesagt, „verhungern lassen kann ich Dich doch nicht, wenn Du also als zweiter Knecht verbleiben willst, so soll's mir Recht sein. Den Kunden das Fleisch zuzuwägen, dazu taugst Du vielleicht doch. Aber ein Viehstück schlagen — nimmermehr!" Und Sender war's zufrieden, und zwei Tage lang ging's ganz gut.

Aber am dritten Tage ging's sehr schlecht. Am dritten Tage erfüllte sich das Schicksal von «Itzigl Schochet's Sohn». Und zwar sollte auch in diesem tragischen Satyrspiel der Held aus demselben Motive untergehen, aus dem er in manchem erschütternden Trauerspiel, welches das Leben dichtet, untergeht: aus schrankenlosem Ehrgeiz.

An diesem Tage brachte Wolf zur Mittagsstunde einen Mastochsen zur Schlachtbank — ein wahres Prachtexemplar. „Siehst Du", sagte er zu Sender, „den werde ich am Nachmittag schlagen, damit die Leut' in der Stadt wieder einmal erfahren, wie ein guter Bissen Fleisch schmeckt — es ist ja eine wahre Schande, wie sie Deinetwegen gehungert haben." Und er ging davon und Sender blieb mit dem Ochsen allein.

Er blieb allein mit dem Ochsen und hier war's, wo der Dämon des Ehrgeizes ihn umgarnte. Man könnte die wunderliche Szene breit und behaglich ausmalen, aber mir vergeht die Lust dazu, wenn ich an das Ende denke.



Genug — Sender konnte der Versuchung nicht widerstehen, seinem Herrn zu beweisen, daß auch er einen Ochsen «auf Koscher» schlachten könne, es just an diesem Prachtstück zu beweisen. Er rief dem andern Knechte und log ihm vor, es geschehe auf Befehl des Herrn. Darauf fesselten und betäubten beide Knechte das Thier und Sender führte den Todesstoß. Aber sei es, daß diesmal seine Hand vor Erregung zitterte, oder daß er wirklich ungeschickt war — der Stoß ging fehl. Zwar sank das Thier, tödtlich getroffen, zusammen, aber seine Wunde war derartig, daß auch von seinem Fleisch kein orthodoxer Jude einen Bissen genießen durfte.

Der andere Knecht entfloh; aber Sender blieb, vom Schreck gefesselt. Und als er endlich das Messer von sich warf und fliehen wollte, da war es zu spät. Sein Herr stand vor ihm. Der Riese zitterte vor Zorn, seine blutunterlaufenen Augen traten aus ihren Höhlen, seine Faust ballte sich, und sinnlos vor Wuth hob er diese Riesenfaust und schmetterte sie auf den Schädel des kleinen Menschen herab. Sender brach zusammen, seufzte tief auf und — war eine Leiche.

Mit einem entsetzlichen Schrei stürzte der unglückliche, plötzlich ernüchterte Meister neben seinem Opfer nieder. Dieser Schrei zog einige Leute herbei und bald wußte es das ganze Städtchen, daß Wolf Nelkenduft im Jähzorn seinen Knecht erschlagen, das ganze Städtchen, so weit es

eben Juden waren. Jedes Kind wußte davon. Aber die Christen erfuhren es nicht, weder gleich, noch jemals in der Folge. Das klingt unglaublich, aber es ist so. Und wer jene Juden kennt, dem wäre sicher nur das Gegentheil unglaublich.

Man brachte Wolf in seine Wohnung und bewachte ihn vorsorglich, denn der arme Riese war rasend vor Schmerz und Reue. Die Vorsteher der Gemeinde traten allsogleich zusammen und beriethen. Daß hier einer jener Fälle vorliege, von dem die „Welt" um keinen Preis etwas erfahren dürfe, stand bei ihnen fest. Auch daß der Fall so seltsam, die That so schwer sei, daß hier nur die Gesammtheit der Familienhäupter richten könne, auch dies war ihnen klar. Es handelte sich also nur darum, zu verhüten, daß sich das Gericht in die Sache mische. Sender mußte schnell begraben werden, weil dies der Buchstabe der Glaubenssatzung vorschrieb — (die Juden des Ostens begraben die Leichen regelmäßig wenige Stunden nach eingetretenem Tode) — und der Todtenbeschauer durfte nicht ahnen, daß hier ein gewaltsames Ende vorliege. Der Zufall war den Leuten günstig; der ordentliche Todtenbeschauer, der Stadtarzt, ein sehr pflichttreuer Mann, war gerade abwesend. Ihn pflegte in solchen Fällen der Wundarzt zu vertreten. Der Mann war alt und bequem. Er fertigte den Schein aus, ohne die Leiche gesehen zu haben. Sender wurde noch an demselben Tage mit Einbruch der Dämmerung begraben.

Im Morgengrauen des nächsten Tages ging der Schulklopfer von Haus zu Haus und berief die Männer zum Gericht in die alte Betschul. Nur die Familienhäupter über dreißig Jahre durften kommen. Die kamen auch vollzählig. Im Vorraum, an der Schwelle der Betschul, lag Wolf im weißen Sterbegewande hingestreckt und seine Richter mußten über ihn hinwegtreten. Als Alle versammelt waren, sprachen sie zunächst das Todtengebet für Sender. Dann erhob sich der älteste Vorsteher und erzählte den Fall ganz unparteiisch, so wie er sich zugetragen. Hierauf fragte er, ob es Jemand anders wisse oder mehr sagen wolle. Nur Einer erhob sich, des Todten Vater. Er erschien barfuß und im zerrissenen Gewande, sowie er von der Todtentrauer aufgestanden. Man darf sich von dieser Trauer sonst nie erheben vor Ablauf des achten Tages, aber um Sühne für den Todten zu fordern, darf man es thun. Der Greis begann mit der Klage, wie gut Sender gewesen und nun sei sein einzig Kind todt! . . . Dann konnte er nicht weiter sprechen und brach ohnmächtig zusammen. Sie trugen ihn hinaus. Wieder erhob sich der älteste Vorsteher und sagte: „Wir und der Rabbi haben über das Urtheil berathen. Der Rabbi wird es Euch sagen. Von Euch hängt es ab, ob Ihr es annehmt oder nicht."

Hierauf erhob sich der Rabbi und sprach: „So wahr uns selbst Gott ein gnädiger Richter sei — solches halten

wir für das Rechte: Wolf ist verlustig all' seines B
thums und soll morgen fortgehen aus der Gemeinde
als Büßer in das heilige Land pilgern. Zu Fuße s
gehen, über Konstantinopel, keines Gefährts darf e
bedienen. Von frommen Gaben soll er leben, abe
Geld nehmen, nur Brod. Von Brod und Wasser s
die Woche über leben, nur am Sabbath darf er F
essen. In jeder Gemeinde soll er sich hinwerfen vo
Schwelle des Bethauses und die Beter sollen über
hinwegschreiten und er soll sie anflehen, daß sie für
der beten und für ihn. Sieben Jahre soll er in J
salem als Büßer leben, dann darf er heimkehren.
Besitzthum aber soll getheilt werden, die Hälfte fäl
Senders Vater, ein Viertheil an unsere Stiftungen
Viertheil sollen Wolf's Söhne behalten. Seid Ih
zufrieden?"

Sie nahmen es an. Auch Wolf sprach kein W
als man es ihm verkündete. Auch seine Söhne
Am nächsten Tage trat er seine Wanderung an.
hörte lange nichts von ihm. Fast war ein Jahr
flossen, als endlich die Kunde kam, er sei in Jeru
angelangt. Dann, zwei Jahre später, brachten
kehrende Wallfahrer die Kunde, daß er gestorben.

So hat der Riese Wolf seine That gebüßt.

Der schwarze Abraham.

Ein stiller Sommertag. Die heiße Augustsonne liegt brütend über der weiten, weiten Ebene, in der kein Wald grünt und nur selten eine Rose blüht, und sie reift die Aehren auf den spärlichen Feldern, und die Wachholderbeeren auf den großen öden Haiden. Die Pappeln an der Heerstraße sind grau vor Staub und ihr Laub zittert leise in der großen Hitze. An der ungeheuren Glocke des Himmels ist kein Wölkchen wahrzunehmen, kein einziges. Aber das Blau dieses Himmels ist ganz sonderbar, matt, traurig, in's Graue spielend, es liegt wie ein Schleier darüber. Denn jenes herrliche, sonnengetränkte Blau, welches glücklicheren Gefilden leuchtet, ist diesem armen traurigen Lande nicht beschieden — dem Lande Podolien. . . .

Von der Thurmuhr der Dominicaner schlägt die dritte Nachmittagsstunde — der dumpfe Klang verzittert langsam in der heißen, schweren, stillen Luft. In dem armseligen Städtlein ruht alles Leben, oder es birgt sich im Schatten. Der dicke Pater Oeconom schleicht schwitzend über die glühenden Quadern des Klosterhofes,

und verschwindet im kühlen Keller. In der A
nickt der junge Practicant hinter dem Ladentisch
er ist es müde geworden, dem Schnarchen seines
cipals zuzuhören und dabei die Fliegen zu zähle
auf dem Fäßchen mit dem grauen, giftgetränkten
kleben geblieben. Im Gerichtshause sitzt der
Herr Stanislaus Prczedzinczki über dem Proces
Nathan Rosenblum gegen den Moses Rosenblat
schiebt endlich die Acten zusammen und sagt sch
schon halb im Einschlummern: „Diese verda
Juden. . . .“

Auch in der «Gasse» ist es still und alle Läde
geschlossen, wie es geboten ist am Sabbath, am Ta
Ruhe. . . . Draußen am Flusse, wo die Linden
wandelt das junge Volk geputzt auf und ab, — die
chen in grellfarbigen Kleidern, den üppigen Lei
schwerem Goldschmuck behangen, das dichte, schwarz
in überaus kunstvollen Geflechten um den Kopf ge
gen, die Jünglinge in schwarzen, langen Kaftane
Seide, an beiden Wangen die zierlichen Sch
löcklein, auf dem Kopfe die sonderbare Pelzmütz
altpolnischen Adeligen, die nun, im Wechsel der l
haften Mode, zur Sabbathmütze der verachteten Jud
worden. . . .

Anders drinnen im Städtchen. In den dämm
Stuben nicken die Greise über den mächtigen Foli

und die Frauen über den kleinen Büchern, welche in sonderbarem Jüdisch-Deutsch vom König David berichten, und von der Königin von Saba und von den Verfolgungen, die das Volk Gottes in Spanien erduldet, in Frankreich, in Deutschland, in Italien, all überall, wo eben Menschen wohnen. . . . Vor den Hausthoren aber oder wo sonst ein kühler Schatten ist, sitzen die jüngeren Männer und Weiber beisammen und sprechen über die Mitgift, welche der reiche Aron Bernstein seiner Tochter gibt, und daß es ihm bereits gelungen, einen jungen, sehr berühmten Rabbinen als Gatten für sie zu kaufen. Oder über die Aufhebung der Wuchergesetze. . .

Aber in einem dieser Kreise wird über etwas ganz Anderes verhandelt, dort ist Alles still, und nur eine greise Frau mit einem bleichen, engelsgütigen Gesichte und klaren, braunen Augen führt das Wort. Sie sitzt im Schatten auf der kleinen Treppe der «Judenburg», wie die alte düstere Synagoge genannt wird, und neben ihr ein dreizehnjähriger Knabe in städtischer Tracht, und um sie her viele Männer und Weiber. Ich sehe sie noch heute alle deutlich vor meinen Augen, ganz deutlich, die Frau, den Knaben, die Andern alle, das Heimathstädtlein, die Jugendzeit. . . .

Die alte Frau beginnt: . . . „Es sind nur noch Wenige, die sich seiner erinnern und die Wenigen scheuen sich ängstlich, seinen Namen auszusprechen, und — daß

ich's nur ehrlich heraussage, ich thu's eigentlich auch n
gern. Denn ob nun die Geschichten von seinem Bu
mit den bösen Geistern und von seinem fürchterlichen E
wahr sind oder nicht, — so viel ist gewiß, er war
heimlicher Mensch und sein Herz dunkel und sein Sin
wüst und unheimlich. Eines solches Menschen oft zu
denken, thut auf keinen Fall gut; das eigene Herz n
nicht besser dabei, und man kommt so in Gedanken he
und stellt sich Fragen, und es gibt keine Antwort dar
Aber heute, an dem stillen, sonnigen Nachmittage, h
am Sabbath, wo die gute Macht stärker ist auf Er
als an den anderen Tagen der Woche, heute kann r
auch vom schwarzen Abraham erzählen und hören, o
an der Seele Schaden zu nehmen. Und dann g
heute bin ich so an ihn erinnert worden. Da
ich nämlich heut meine Jugendfreundin, die Rosel S
länder, aus der Schul' ein Stück Weges begleitet
Ihr wisst, sie wohnt draußen im Mauthhause
da sind wir auch durch das kleine Gäßlein gekomm
wo einst sein Haus gestanden hat. Der Bauplatz
noch immer leer und öde — vierzig Jahre sind es
aber noch hat Niemand gewagt, sein Haus hier
zubauen — und die Trümmer liegen noch immer
schwarz und unheimlich umher, wie am Morgen
jener Nacht, wo dies Haus theils in die Luft flog, t
aber zusammenbrannte und mit ihm alle Bücher und

strumente des «schwarzen Abraham» und wohl auch der — schwarze Abraham selbst.

„Es ist eine dunkle Geschichte und sie wird nie aufgeklärt werden.

„Vor siebzig Jahren — ich selbst war damals noch nicht auf der Welt und nur unser uralter Rabbi weiß sich des Tages genau zu erinnern — da fand an einem kalten, nebeligen Wintermorgen der «Schulklopfer», als er an das Thor des Gemeindevorstehers klopfte, um ihn zum Gange in das Bethaus zu wecken, auf der Bank vor dem Hause einen Korb stehen, aus dem leises Wimmern klang. Als er entsetzt den Deckel hob, fand er drinnen ein kleines, halberfrorenes Kind, sorglich in weiße Linnen gehüllt. Der Schulklopfer polterte den Vorsteher heraus — man brachte das Kind ins Haus und sah, daß es ein jüdisch Knäblein war, vielleicht einen Monat alt. Im Linnenzeug, welches reich und prächtig war, fand sich ein Säckchen mit Goldmünzen — fünftausend polnische Gulden — und daneben lag ein Zettelchen, auf dem in unserer Schrift geschrieben stand: „Dieser Knabe heißt Abraham und Ihr seid im Namen Gottes, des Einzigen, des Herrn der Heerschaaren, gebeten, ihn zu pflegen und zu einem rechtschaffenen Menschen zu erziehen. Das Geld soll die Kosten der Erziehung decken, vielleicht verbleibt noch ein Rest, von dem er sich dann im Leben fortbringen kann. Auch bitten wir Euch, den Knaben, sobald er stehen und

sprechen kann, dazu anzuhalten, daß er alljährlich am dritten Tage des Adar das Gebet für das Seelenheil seiner verstorbenen Mutter verrichte, denn dieses ist ihr Todestag. Forschet nicht nach seiner Herkunft — es wäre vergeblich."

„Ihr könnt Euch denken, welches Staunen, welche ungeheure Verwirrung der Fund im Städtchen erweckte. Es ist unerhört, daß man ein jüdisches Kind aussetzt vor fremder Leute Thür. Bei uns kommt dergleichen sonst nie vor, weil es nach unserem Gesetze das größte Verbrechen ist, ärger als Mord. Was waren nun hier die Gründe? Woher war der Knabe gebracht worden? Und dann — es war gerade am Morgen des vierten Adar — die Mutter mußte also gerade den Tag vorher gestorben sein. Lag hier ein Verbrechen vor?

„Ich will nur gleich hier sagen: man hat nie Gewisses darüber erfahren, so viel auch unsere Glaubensgenossen in Polen und Rußland — denn der Fall erregte ungeheures Aufsehen — forschten und suchten. Nur etwa zehn Jahre später erzählte ein alter Mann, der als Schnorrer durch das Land zog, als man ihm den kleinen Knaben wies, eine Begebenheit, die vielleicht mit diesem Ereignisse zusammenhängt. Bei Posen lebte nämlich einmal ein Jude auf einem Dorfe, der eine wunderschöne Tochter hatte. Der Gutsherr verliebte sich in sie, ließ sie taufen, und nahm sie zu seinem Weibe. Der alte Mann

verlor vor Schmerz fast den Verstand darüber, zog nach Posen und lag dort Tag und Nacht vor der Schule und flehte alle Beter an, den Frevel zu rächen, der an ihm und an Gott geschehen. Aber eines Tages verschwand er spurlos und zwei Tage darauf hörte man von einer großen Gewaltthat. Vermummte hatten das Haus des Gutsherrn in dessen Abwesenheit überfallen und sein Weib und den Knaben, den sie jüngst geboren, entführt. Himmel und Erde bot man auf, um ihre Spur zu finden; die Juden in Posen hatten ein Jahr lang die härtesten Qualen zu erdulden, aber entweder sie wußten nichts oder sie wollten nichts sagen — Weib und Kind blieben spurlos verschollen.

„So hat der alte Schnorrer erzählt. Aber wer weiß, ob die Geschichte wahr war oder ob er nur gehört hatte, daß einst in unserer Gemeinde eine ähnliche Geschichte geschehen mit der «schönen Jütta», und darum meinte, wir würden ihm auch diese Geschichte glauben — und sie erzählte, um länger in der Gemeinde bleiben zu können oder um besser aufgenommen zu werden. Denn nun lud ihn wirklich Jeder zu Gaste, da Jeder die merkwürdige Geschichte von der Herkunft des kleinen Abraham ausführlich hören wollte.

„Damals war der Knabe zehn Jahre alt und wuchs kräftig heran. Die Gemeinde hatte ihm nämlich gegen geringe Vergütung Pflege-Eltern bestellt, wackere Leute,

die er natürlich für seine leiblichen Eltern hielt. E
er dreizehn Jahre alt geworden, entdeckten ihm die
steher das Geheimniß und legten ihm die Rechnung
sein Vermögen. Es war noch fast ganz unberührt.

„Ob diese Enthüllung auf ihn einen großen Ei
machte, konnte man nicht erkennen. Sein Wesen wa
sich gar nicht und eben so wenig sein Benehmen
seine Pflegeeltern. Er blieb, was er bisher gewesen
dem finsteren, verschlossenen Knaben ward ein fin
verschlossener Jüngling. Und wie bisher saß er
fortab Tag und Nacht über den Büchern. Bald l
er sich in Thora und Talmud aus, wie kaum ein A
seines Alters, und obwohl Niemand dem düsteren, häß
Jungen gut war, das heißt so recht vom Herzen gu
achteten ihn doch Alle fast wie einen Erwachsenen
hielten große Stücke auf ihn.

„Da machte der Rabbi, ein freundlicher, milder M
der sich des Verwaisten besonders warm angeno
hatte, eines Tages eine Entdeckung, die ihn nicht s
lich erfreute. Wohl studirte Abraham so eifrig, wie k
aber nicht Talmud und Thora, sondern die Ka
Das ist eine dunkle, mächtige Wissenschaft; der H
und die Hölle liegt darin, und wer sie beherrscht, der
alle Geheimnisse der Vergangenheit und der Zukunft.
wiederhole ich, auch die Hölle liegt darin, und besse
fröhlicher und menschenfreundlicher ist noch Nieman

worden, dem sich die Geheimnisse des Buches «Sohar» erschlossen.

„So rieth denn auch der Rabbi gewiß mit Recht dem Abraham von solchem Studium ab, aber dieser verharrte dabei trotzig. Und als nun auch der Rabbi ungeduldig wurde und drohte, ihm die Bücher wegzunehmen, da erwiderte ihm Abraham: „Ihr müßt mir die Bücher lassen, denn ich brauche sie, um meine Pflicht gegen meinen Vater zu erfüllen. Ich wachse heran und werde stärker, er aber wird allmälig schwach und hilflos und wird vielleicht der Hilfe seines Sohnes bedürfen. Wie aber kann ich ihm ein getreuer Sohn sein, wenn ich ihn nicht kenne? So muß ich ihn zu finden suchen, und da ich gar keinen Anhaltspunkt habe, so ist mein einziges Mittel die Kabbala. Durch die kann man Alles erfahren, das brauche ich Euch, als einem großen Gelehrten, nicht zu sagen. Und ebenso wißt Ihr, daß die Wissenschaft zwei Wege weiß zur Ergründung aller Räthsel, entweder durch Deutung und Berechnung der Buchstaben oder durch Durchforschung und Ausnutzung der geheimen Kräfte, welche in Steine und Pflanzen gebannt sind. Den ersten Weg gehe ich jetzt — ich hoffe, er wird zum Ziele führen. Ihr aber — hindert mich immerhin, wenn Ihr es mit Eurem Gewissen vereinbaren könnt ...."

„Der Rabbi schüttelte den Kopf, aber er erwiderte nichts und ließ den Jüngling fortab studiren, was er wollte.

„So verging manches Jahr.

„In dieser Zeit erhielt er seinen Beinamen. Entweder weil er sich so tief vergrub in die schwarze Wissenschaft, oder weil sich die tiefdunklen Locken so unheimlich abhoben von dem blassen Gesichte, nannte man ihn in der «Gasse» eben immer nur den «schwarzen Abraham».

„Als die Jahre kamen, wo dies unsere Sitte fordert, drangen die Vorsteher in ihn, ein Weib zu nehmen; aber er verweigerte es. „Ich habe ja meine Pflicht zu erfüllen", sagte er. So ließ man ihn denn auch darin gewähren, aber man wich ihm aus, und was früher verdeckt gewesen, ward nun offenbar; er gehörte doch eigentlich zu Niemandem. Darum war kaum Jemand betrübt, als er — vierundzwanzig Jahre mochte er damals alt sein — aus dem Städtchen zog. „Ich glaube gefunden zu haben, was ich gesucht", sagte er dem Rabbi zum Abschiede; „ich gehe, meine Pflicht zu erfüllen."

„Und wieder verging manches Jahr.

„Man hörte nichts von Abraham, man vergaß ihn. Nur zuweilen erzählte man einem Fremden oder etwa den Kindern die seltsame Geschichte, wie ihn der Schulklopfer gefunden und was dann der alte Schnorrer erzählt.

„Da kam der seltsame Mensch nach sechs Jahren plötzlich wieder in unser Städtchen, auf seinem Wagen waren viele Kisten mit Büchern und Geräthen. Er ging zum Rabbi und bat ihn um seine Verwendung bei der Ge-



meinde; man möge ihm behilflich sein, hier ein Häuslein zu bauen. Der Rabbi versprach es und fragte, wo er so lange gewesen. „Ich bin herumgewandert“, sagte er, „um meine Pflicht zu erfüllen. Aber ich habe die Menschen, zu denen ich gehöre, nicht finden können. Einmal glaubte ich schon, auf dem richtigen Wege zu sein, ja sogar am richtigen Ziele. Aber es war doch nicht das Richtige. Alle Zeichen, welche mir die Kabbala angab, stimmten, aber eines war doch nicht so. Nämlich in Leipzig. —“

„Hier brach er ab und hat auch nie wieder darüber geredet.

„Die Gemeinde war hilfreich gegen ihn; er baute sich sein Haus — nicht wie die andern, sondern nach eigenem Plane, ein sehr großes Gemach ohne Fenster und daneben ein kleines, dürftiges Kämmerlein zum Wohnen und Schlafen.

„Man verwunderte sich sehr darüber und an Sabbath-nachmittagen zog die ganze Gemeinde auf den Bauplatz und alle besahen sich neugierig das seltsame Gebäude und zerbrachen sich den Kopf, wozu das taugen könne. Aber die Meisten getrauten sich nicht, den «schwarzen Abraham» zu fragen, und wer den Muth dazu hatte, erfuhr auch nichts, der blasse Bocher verweigerte die Antwort. Nur dem Rabbi sagte er einmal: „Erinnert Ihr Euch noch, was ich Euch einst als Jüngling von den beiden Wegen der Kabbala gesprochen? Nun — ich folge diesem Wort

noch heute. Den ersten Weg bin ich fruchtlos gegangen — nun will ich den zweiten versuchen. Vielleicht sagen mir die Pflanzen und die Steine, was mir die Buchstaben und die Zahlen nicht geoffenbart . . .“

„Als diese Worte im Städtchen ruchbar wurden, wunderte man sich noch mehr über den seltsamen Menschen und sah mit verdoppelter Neugier zu, wie drinnen im dunklen Saale ein mächtiger Schmelzofen gebaut wurde mit einem langen, thurmähnlichen Kamin. Man zerbrach sich den Kopf, was Alles darin geschehen würde, aber als das Haus fertig war und der «schwarze Abraham» an seine Arbeit ging, da erfuhr Niemand, was darin geschah. Denn er lebte ganz abgeschlossen, eine alte Nachbarin bereitete ihm sein Mahl und brachte es in die kleine Wohnstube, aber keines fremden Menschen Aug' hat je das Innere des Saales erblickt. Da er sich dort so hartnäckig verschanzte und das einzige Anzeichen, welches von seiner geheimen Arbeit an das Licht der Sonne drang, der Rauch aus dem Kamin nämlich, oft überaus merkwürdig, grünlich, gelblich, violett und meist übelduftig war, so glaubte man endlich steif und fest, er beschwöre da Dämonen und Todte, und es wurden schon Stimmen in der Gemeinde laut, den Hexenmeister, der ja doch zu Niemand gehöre, fortzujagen. Auch Abraham kam das zu Ohren.

„Da machte ein furchtbares Ereigniß der Sache ein

Ende. Jäh' und dunkel, wie dieses Leben in unsere Mitte hineingeschneit worden war, wurde es auch aus unserer Gemeinde gerissen. Da hörten wir einmal Nachts einen furchtbaren Knall, der Boden erzitterte, zu Tode erschrocken stürzten wir hinaus — am Himmel war eine feurige Lohe . . . Das Haus des «schwarzen Abraham» war in die Luft geflogen.

„Als man am nächsten Morgen die Trümmer hinwegräumte, um seine Leiche zu begraben, da fand man sie nicht. Vielleicht war sie in tausend Stücke zerrissen worden und bis zur Unkenntlichkeit verbrannt. Vielleicht hatten ihn jene dunklen Mächte, die er angerufen, lebendigen Leibes zur Hölle gerissen . . .

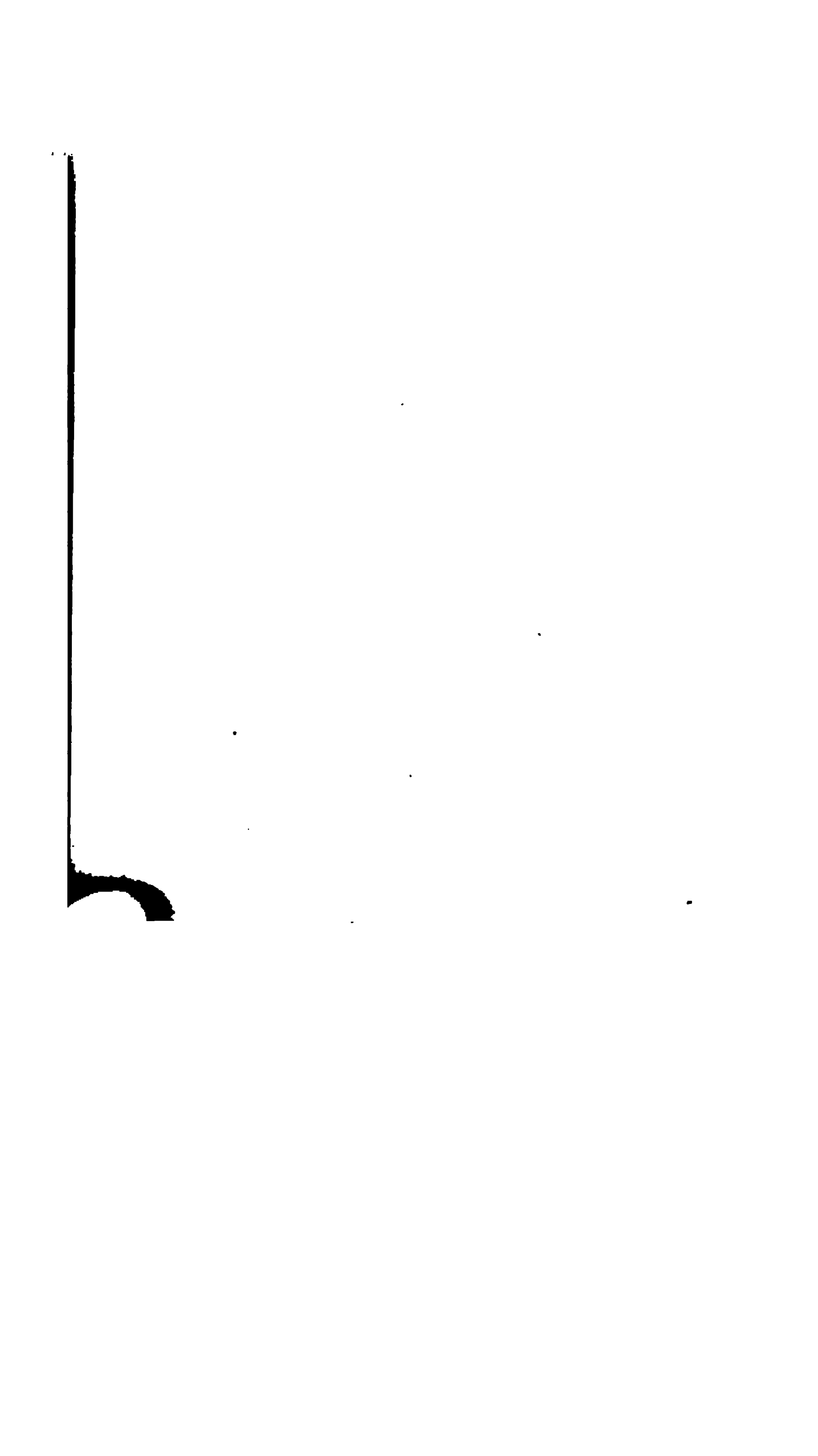
„Es wird niemals aufgeklärt werden.

„Der Doctor von Boroczyce, ein Freigeist, der weder Christ noch Jude war, hat einmal erzählt, er habe den Nathan frisch und gesund in Paris gesehen, als einen Greis, der wegen seiner Wissenschaft sehr geehrt war.

„Brauch' ich Euch erst zu sagen, daß das gewiß eine Lüge vom Doctor war?"

So erzählte die Frau. Ihre Zuhörer gaben ihr Recht und fanden gleichfalls den Bericht des Doctors sehr unglaubwürdig.

Findest Du das auch, mein Leser?!



Nur ein Ei!

„In der Wassergasse“ — erzählte die alte Frau ein ander Mal — „schief gegenüber der alten Betschul', da stehen zwei Häuser merkwürdig ähnlich an Größe und Bauart. — Sie gehören jetzt beide dem reichen Abraham Steiner, dem Gutspächter von Korolowka. Vor vielen, vielen Jahren aber, da ich noch ein jung Mädele war und eben Braut geworden, da hausten da zwei Männer, die einander noch ähnlicher waren, als die Häuser — Salomon Bierkrug und Nathan Halstuch. Sie waren Beide blond und klein und stießen Beide mit der Zunge an und hatten zwei Mädchen geheirathet, die auch einander ähnlich waren, und ernährten sich Beide durch denselben Handel und waren Beide sanfter Gemüthsart und ... die Aehnlichkeiten sind gar nicht aufzuzählen, und wie sie zusammenhielten und was für Freunde sie waren, ist gar nicht zu beschreiben! Was für Freunde! — es war schon ordentlich zum Sprichwort geworden im Städtchen. Wenn man von Zweien ausdrücken wollte, sie seien besonders befreundet, so sagte man nicht mehr wie sonst: „sie sind wie David und Jonathan“, sondern: „sie sind wie die Pelz-

händler in der Wassergasse". Denn diesen Handel trieben die Beiden, und zwar natürlich in Gemeinschaft, und jedes Jahr, wenn sie den Gewinn theilten, gaben sie sich auf's Neue die Hand und besiegelten die Freundschaft durch ein äußeres Zeichen: einmal tranken sie sich einen Rausch in gutem Wein und im zweiten Jahre machten sie zusammen eine Wallfahrt zum Wunderrabbi von Nadworna; im dritten Jahre ließen sie ihre Familienständer in der Betschul' zusammenrücken und im vierten Jahre verlobten sie ihre Kinder miteinander: Salomon's Sohn Manasse ward Bräutigam mit Nathan's Röselc.

„Und so war Alles voller Frieden und voller Freundschaft, bis ein klein unscheinbar Ding dazwischen kam und die innige Freundschaft in Todfeindschaft wandelte und den Frieden in einen Krieg, wie er gewiß noch selten so fürchterlich war unter zwei Menschen und unter zwei Familien. Die sanften Männer wurden zu wilden Tigern und ihre braven, stillen Weiber zu grimmigen Tigerinnen und ihre Kinder zu Katzen, die einander die Kleider zerrissen und die Gesichter zerkratzten. Und wenn es wenigstens nur unter den beiden Häusern allein geblieben wäre! Aber nein! — Die ganze Stadt hat jenes verwünschte kleine Ding in Aufruhr, Grimm und Hader gebracht, die ganze Stadt war angefüllt mit Tigern und Katzen, und was das für ein Geheule und Gekratze war, könnten hundert Schreiber nicht beschreiben. Ihr könnt euch denken —

sogar zum Bezirksgericht ist man gelaufen, zum kaiserlichen Bezirksgericht, welches sich doch sonst nicht darum zu kümmern hat, wenn ein jüdisch Kind das andere schlägt. Verzweiflungsvoll hat der arme alte Rabbi ausgerufen: „Mein einziger Trost ist noch, daß nun der Messias bald kommen muß, denn die Zeiten erfüllen sich, von denen geschrieben steht: die Völker der Erde erheben sich gegen einander. Ach! wenn doch nur schon der Prophet Elias auf seinem Esel daher geritten käme!“ Aber wenn es auch damals viele Esel in Barnow gab, ein Prophet war nirgendwo zu erblicken.

„Und das Alles hat jenes kleine Ding angerichtet.

„Was meint ihr wohl, was war jenes kleine Ding? Aber ich will euch nicht rathen lassen, errathen würdet ihr es ja doch schwerlich! Ein Ei war's, ein ganz gewöhnliches Hühnerei. Freilich hatte es einen Blutfleck im Dotter, aber es gibt unzählige solche Eier und sie haben niemals ein Unheil angerichtet, außer wenn sie vielleicht zufällig zugleich verdorben waren.

„Die Sache hat sich aber so zugetragen. .

„An einem Freitag Vormittag, wie gerade Reb Salomon in Geschäften verreist war und erst zum Sabbath wiederkommen sollte, hat sein Weib Rachel Knödel für den Sabbath gemacht. Und zum Unglück war unter den Eiern, die sie dazu anschlug, eines, das hat einen Blutfleck im Dotter gehabt. Ein solches Ei darf man aber nach den

Speisegesetzen genießen oder nicht, je nach der Größe u
der Form des Blutflecks. Und da Rachel sich das
schlichte Frau nicht zu entscheiden getraut hat und i
Mann verreist war, so ist sie zum Nachbar, Reb Nath
hinübergegangen und hat ihn gebeten, seinen Spruch d
über zu fällen. Der hat den Blutfleck eine halbe Stu
lang angeschaut, dann durch eine Stunde im Talmud na
gelesen und endlich entschieden erklärt: das Gesetz verbi
den Genuß eines solchen Ei's. Die sparsame Frau
es darauf seufzend bei Seite gestellt und mit einem neu
ihre Knödel fertig gemacht. Am Sabbath aber, be
Mittagessen, hat sie sich beim Auftragen der Speise
Vorfalls erinnert und ihrem Manne davon berichtet.

„Reb Salomon war zwar nur ein Pelzhändler, a
doch zugleich ein weiser Talmudist und ein eifriger Forsch
der Lehre. Darum verlangte er gleich nach dem Ess
das Ei zu sehen und betrachtete es eine Stunde lang se
aufmerksam. Dann las er bis zur sinkenden Sonne
Talmud darüber nach. Am Abend aber ging er z
Nachbar Nathan, um da, wie gewöhnlich, ein Glas We
zu trinken und eine Stunde zu verplaudern.

„Nathan!" sagte Salomon vorwurfsvoll, kaum d
er eine ‹gesegnete Woche› gewünscht, „wie habt Ihr n
eine solche Entscheidung fällen können!"

„Welche Entscheidung?"

„Nun — die über das Ei, das Euch mein We

gezeigt hat. Habt Ihr denn nicht gleich erkannt, daß man ein Ei mit einem solchen Blutfleck genießen darf, ohne Sünde gegen Israel?! Und Ihr seid doch sonst ein Schriftgelehrter!"

„Und Ihr« — erwiederte Nathan etwas aufgeregt — „seid's sonst wohl auch! Aber in diesem Fall sprecht Ihr wie ein Bauer, wie ein Landmensch, der nie in seinem Leben eine «Klaus» gesehen hat!"

„Waas?" rief Salomon. „Und Ihr seht Euer Unrecht nicht einmal ein? — Ihr — Ihr Bauer Ihr!"

„So begannen die beiden Männer zu streiten und warfen sich die längsten und verwickeltsten Talmudstellen an den Kopf und die kürzesten einfachsten Titel, und der Wein, den sie dabei tranken, war natürlich nicht geeignet, die Gemüther abzukühlen. Und so kam denn Salomon erst spät in der Nacht nach Hause und erklärte seinem Weibe Rachel: „Nathan weiß so viel vom Talmud, wie ich vom Türkischen. Ich will mit ihm Geschäfte machen, ich will neben ihm beten, ich will erlauben, daß mein Sohn seine Tochter nimmt. Aber Wein trinken kann ich mit einem so unwissenden Menschen nicht mehr. Nein! — nie mehr, nie in meinem Leben."

„Rachel widersprach nicht. „Gottlob!" dachte sie, „da würde mir dies eine verdorbene Ei von großem Segen."

„Aber so schön sollte es nicht enden.

„Am nächsten Tage waren die beiden Männer in

ihrem gemeinsamen Geschäft zusammen, und statt die S
zu ordnen, stritten und grübelten sie den ganzen Sonn
hindurch — das Ei ließen sie sich in den Laden brin
und wer vorüberging, wurde hineingerufen, mußte den
hängnißvollen Blutfleck ansehen und sein Urtheil dari
abgeben. Da gab nun der eine Nathan, der An
Salomon Recht und das bestärkte sie noch in ih
Grimme und ihrer Streitlust. Kurz — sie gingen ge
dert zum Abendgebet in die Synagoge und da geschah
ungeheure Begebenheit: Salomon ließ seinen Betstän
von dem Nathans weit wegrücken. Nathan fieberte
Zorn — in der Schul' hielt er an sich, aber draußen
riethen die beiden Männer mit Worten aneinander,
weder wie Lobessprüche noch wie Ehrenbezeugungen klan
Als Salomon endlich heftig aufgebracht nach Hause k
sagte er zu Rachel: „Das Geschäft kann ich nicht trenn
die Verlobung will ich der Welt wegen nicht rückgän
machen, aber das erlebt er doch nicht, daß ich wieder W
mit ihm trinke oder neben ihm bete ..."

„Das Erste thu' nicht", bat Rachel, „aber das Zw
thu' doch wieder."

„Niemals!" schwur Salomon. „Er soll mich n
umsonst einen Eisenkopf genannt haben."

„Aber das war noch das Schlimmste nicht.

„Der nächste Tag war der Montag und der gil
überall ohnehin als ein schlechter Tag. Immer m

Leute strömten in den Laden und sahen sich das vielberufene Ei an und gaben ihr Urtheil ab. Aber die Einen erklärten, der Genuß sei erlaubt, die Andern bestritten dies. Und bald gab es nicht mehr zwei Gegner im Pelzwaarenladen, sondern fünfzig, die beiden Parteien stritten sich herum, daß es gar nicht mehr schön war, und Nathan und Salomon, die beiden Parteiführer, wurden immer wilder gegen einander. Nathan war wüthend wegen der Schande, die ihm Salomon gestern mit dem Betständer angethan, und Salomon bat ihn in seinen heutigen Worten just auch nicht um Verzeihung. Und gegen Abend, nachdem bereits Hunderte das Ei berochen und geprüft, nachdem man bereits in ganz Barnow von nichts Anderem sprach als von dem Blutfleck, gegen Abend hatte man noch von etwas Anderem zu sprechen: Nathan und Salomon waren einander in die Haare gefahren, nicht etwa bloß wörtlich, sondern mit der Faust und mit allen fünf Fingern. Das viele Sprechen, das Hetzen und das Spotten, das Rechtgeben und das Bedauern regte die beiden Männer natürlich noch mehr auf, und als Salomon an diesem Tage wuthschäumend nach Hause kam, da schrie er seinem Weibe zu: „Such' Deinem Sohn eine andere Braut, Nathan's Röschen heirathet er nicht und selbst wenn ich sonst die größte Schand' mit ihm erlebe, selbst wenn er mir sonst ledig bleibt — die Tochter eines Mannes, der die Hand gegen mich erhoben und mir den halben Bart ausgerissen hat, — die heirathet er nicht."

„Da ergrimmten auch Rachel und Manasse, die bisher zum Frieden gerathen, und begannen nun ihrerseits den Krieg gegen die Nachbarn.

„Zwei Tage verflossen. Wie es während der Zeit im Laden aussah, — es ist gar nicht zu erzählen. Die beiden Kaufleute, die doch ehrbare Familienväter waren, schienen wirklich allmälig zu glauben, der passendste Platz für des Einen Hand sei im Barte des Andern. Und die anderen Leute fochten auch nicht mehr mit Worten und mit Aussprüchen frommer Rabbinen, sondern nur noch mit Fäusten und Nägeln. Das Ei, die Ursache des Haders, lag noch immer auf einem Teller im Laden und weckte immer neuen Streit. Denn mit dem Beschauen begann, mit dem gegenseitigen Vorwurf der Unkenntniß im Gesetze fuhr man fort, und mit Prügeln schloß man. Wie eine Raserei, wie eine ansteckende Krankheit war die Rauflust über die Menschen gekommen.

„Als Salomon am Mittwoch Abend todmüde und abgehetzt heimgeschlichen kam, sprach er zu seinem Weibe: „Es muß Alles ein Ende haben! Lieber das Geld verlieren, als die Gesundheit! Morgen mache ich Schritte, um die Kompagnie mit dem Gauner, mit dem Hallunken zu lösen ...“

„Da wurde Frau Rachel ernst, und so zornig sie war, mahnte sie doch zögernd: „Es ist doch nur um ein Ei!“

„Es ist um Israel!“ erwiederte Salomon schreiend.

„Es ist um Gottes heilige Lehre! Und da sollte man noch an irdisch Gut denken?! Nein! und wenn ich betteln müßt', mit diesem Verächter des Talmud und der Thora ziehe ich nicht mehr an einem Karren."

„Und Donnerstag Mittags war wirklich die langjährige Gemeinschaft gelöst: das Geld theilten sie und nur noch die vorräthigen Felle sollten auf gemeinschaftliche Kosten verkauft werden.

„Da kam am Abend dieses Tages zu unserm alten Rabbi ein Bote, welcher ihm ankündigte, der weise Rabbi Meier von Pinczow werde in Barnow die Sabbatruhe halten, auf seiner Reise nach Belz. „Gottlob!" schrie der alte Mann, „nun seh' ich zu den vielen Eseln auch einen Propheten. Ich kenn' den Rabbi Meier, der macht mir die verrückten Leute wieder klug!"

„Am Freitag früh ließ er die beiden Pelzhändler, dann verschiedene angesehene Männer aus beiden Parteien zu sich rufen und fragte sie, ob sie nicht dem erwarteten Weisen die Entscheidung übertragen wollten. „Natürlich!" erwiederten sie, „mit Freuden." Denn Jeder hoffte aus dieser Entscheidung für sich Freude und Triumph.

„Das Ei ward in feierlichem Zuge aus dem Laden abgeholt und in einer zugedeckten Schüssel in das Haus unseres Rabbi übertragen. Zugedeckt war aber die Schüssel deßhalb, weil das Ei in Folge des Liegens an der freien Luft etwas stark roch und etwas unangenehm dazu.

„Zu Mittag traf Reb Meier ein und gleich nach de
Essen versammelten sich die Streitenden im Hause d
Rabbi. So viele ihrer Platz hatten, drängten sich
die Stube, die Uebrigen erfüllten den Raum vor de
Hause und benützten die Zeit eifrig, sich noch Allerl
in letzter Stunde an den Kopf zu werfen. Blume
waren's nicht.

„Der würdige Rabbi Meier aber trat vor und lüfte
den Deckel der Schüssel. Aber da fuhr er unwillkührli
zurück und mit der einen Hand an die Nase, die ande
aber zitterte so stark, daß sie die Schüssel fallen ließ. S
zerbrach, und das Ei lag ausgegossen am Boden, das E
oder vielmehr eine faulende, moderige Masse, an der ma
kaum einen Dotter, viel weniger einen Bluttropfen e
kennen konnte.

„Anfangs schwiegen Alle verdutzt und hielten sich n
stumm die Nase zu. Am schnellsten faßte sich Rab
Meier. Er nahm das Wort und sprach: „Liebe Leu
wer mit dem Blutfleck Recht gehabt, weiß ich nicht. Ab
mit dem Streite habt ihr Alle Unrecht gehabt, denn d
Mensch soll mit seinem Nachbar in Frieden leben. Daru
bitte ich euch, versöhnt euch und laßt das Ei hier schn
wegkehren."

„Und so geschah es. Der ganzen Gemeinde war
die Schuppen von den Augen gefallen.

„Selbst Reb Salomon und Reb Nathan versöhnten sich. Sie tranken wieder Wein mit einander, die Betständer rückten sie zusammen, die Kompagnie ward von Neuem geschlossen. Und wenige Wochen später gab es eine lustige Hochzeit in Barnow. Salomon's Manasse und Nathan's Rösele waren die Brautleute. Alle freuten sich doppelt, denn um ein Haar wäre die ganze Freude für immer verdorben gewesen — durch ein Ei! . . .“

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Aus Halb-Asien.

Zweiter Band.

Aus Halb-Asien.

Culturbilder

aus

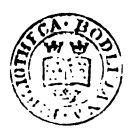
lizien, der Bukowina, Südrußland und Rumänien.

Von

Karl Emil Franzos.

Zweiter Band.





Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1876.

Inhaltsverzeichniß des zweiten Bandes.

Seite



Kossuth-Jagden.

„. . . Die Welt ist gar so lustig", klagt ein feinfühliger deutscher Poet, „es wird doch Alles vergessen". Und in geradem Gegensatze zu dieser Anschauung wird das, was er beklagt — die Vergeßlichkeit, die Leichtlebigkeit — derberen Naturen als höchstes Glück der Menschen erscheinen. Die Wahrheit aber mag auch hier in der Mitte liegen. Den grauen Schatten der Vergangenheit nachzujagen und darüber das goldige Licht des heutigen Tages zu vergessen, mag ebenso thöricht sein, als toll und blind in die Gegenwart hineinzurennen und sich über alles Vergangene mit der bekannten tiefsinnigen Wahrheit hinwegzusetzen, daß es ohnehin nicht mehr zu ändern. Und zwar gilt dies ebenso von den Individuen, wie von den Völkern. Hat jedes Volk das unbestreitbare Recht, seine Angelegenheiten im Lichte und Sinne der Gegenwart — und **nur** in diesem! — zu ordnen, so liegt ihm doch ebenso die unbestreitbare Pflicht ob, sich seiner Vergangenheit zu erinnern und dieselbe nimmer zu vergessen — am Allerwenigsten einer bestimmten Tendenz zuliebe.

erung alles Vergangenen und Altüberkommenen, zu unbedingter Verachtung und Vernichtung. So in reich und Spanien. Aber auch da, wo die Extre mieden werden, wo sich die Geschicke der Völker i geren Bahnen vollziehen, wird jene richtige M selten eingehalten.

Auch in Oesterreich-Ungarn nicht. Und am wenigsten bei der Betrachtung jener traurigen Tag seltsamsten und verhängnißvollsten Periode der G dieses Staates, welche der gegenwärtigen Gener nahe liegt, daß sie sich ihrer erinnern muß, welcher daher doppelt wünschenswerth wäre, daß ihrer in richtiger und heilsamer Art erinnert meine die unsäglich düstere Zeit, wo Säbel un Staat und Kirche «retteten», das furchtbare J (1850—1860), wo der «schwarzgelbe Schrecken» Alp über den Völkern lag, Niemand zum Segen zum Fluche.

Zwei verschiedene Standpunkte werden in

Die Anderen bestreben sich, die Erinnerung daran ebenso geflissentlich wach zu erhalten. Leitet die Ersteren die Furcht, daß sonst aus jenen Gräbern Gespenster aufsteigen könnten, welche die Macht hätten, die nur mühsam errungene Einigkeit zwischen Fürst und Volk, den kaum halb gefestigten Frieden zwischen den einzelnen Volksstämmen untereinander zu stören, so haben die Anderen das Motiv, die Flammen des Hasses, welche jenes Schreckensregiment entzündet, heute dazu wach zu erhalten um daran die Waffen für den Parteienkampf der Gegenwart zu schmieden.

Beides ist wohl gleich thöricht und für die Dauer gleich vergeblich. Das Volk hat ein besseres Gedächtniß, als manche Herren zu wissen scheinen, und Tage, wie die erwähnten, sind vollends unvergeßlich. Andererseits ist es aber unedel, ja frevelhaft, Haß zu schüren, dessen Gegenstand längst verschwunden, und so auf Unkenntniß und Begriffsverwirrung zu bauen. Ist doch heute selbst der Name — geschweige denn das Wesen! — des Staates verschwunden, in dessen Namen man jene Gewaltthaten verübt. Es giebt auf Europa's Karte kein «Kaiserthum Oesterreich» mehr!

So ergiebt sich denn den Ereignissen der Reactionszeit gegenüber bei Vermeidung aller Extreme folgender Standpunkt als der, glaub' ich, einzig richtige: Gepflegt, mehr als bisher üblich gepflegt und aufgefrischt soll die

Erinnerung an jene Tage werden, weil sie Geschichte denkwürdige, lehrreiche Geschichte. Aber kein anderer soll daran entzündet werden, als der Haß gegen Kn schaft und Verdummung und keine andere Liebe, al Liebe für Freiheit und Recht!

In diesem Sinne bin ich seit geraumer Zeit bei gewesen, Daten zur Geschichte der Reaction in Oester zu sammeln und sie in zahlreichen Skizzen an verschied Orten zu veröffentlichen. Man hat diese Arbeiten Tend Artikel genannt und ich habe nichts dagegen einzuwen jeder Artikel über politische Ereignisse ist im Gr Tendenz-Artikel. Aber dagegen, daß mich hierbei andere Tendenz geleitet hat und leitet, als die eben wickelte — dagegen muß ich mich verwahren. Es wahrlich nicht meine Schuld, wenn die Thaten, von d ich berichte, meist grausam, gewissenlos und unver wortlich sind.

Nicht so schlimm ist der Gegenstand der vorliege Skizzen. Nicht von kolossalen Grausamkeiten des luten Regimes habe ich diesmal zu berichten, sondern kolossalen Dummheiten. Denn nächst der Grausamkei die Dummheit das sicherste und zutreffendste Charakteris jeglichen absoluten Regimes. Die Reaction ist nie schließlich Henker, sie ist zugleich Bajazzo, sie erschü nicht allein das Herz, sondern auch das Zwerchfell dicht hinter einem ergreifenden Trauerspiel her insc

sie eine unglaublich groteske Posse. Wer in ihrer Geschichte blättert, dem muß sich oft genug die Faust ballen und das Herz schmerzlich zusammenziehen, aber oft genug wird er auch laut und lustig auflachen müssen. Denn es giebt keine Bestie auf Erden, die so grausam und zugleich so feig wäre, als die Reaction, so trotzig und selbstbewußt und dabei in komischester Weise zusammenschauernd vor dem bloßen Schatten einer Gefahr.

Für letztere Behauptung liefert das Nachstehende reichliche Belege. Denn bei den Treib-Jagden, die man zehn Jahre lang nach Ludwig Kossuth anstellte, zitterte man ja auch nur vor dem bloßen Schatten einer Gefahr. Nicht etwa, als ob ich behaupten wollte, daß die Herren vom reactionären Handwerk mit Unrecht vor dem Mann auf der Hut gewesen. Gewiß, der große Agitator, der sein Volk über Alles liebte und von diesem über Alles verehrt ward, der kühne, mit gewaltigen Geistesgaben ausgerüstete, von verzehrendem Ehrgeiz erfüllte Mann war für das reactionäre Oesterreich ein gefährlicher Feind. Darum erwartete ihn auch daheim der Galgen, darum ward er zum Exil gezwungen und in der Fremde durch ein Heer von Spionen sorgfältigst überwacht. Das waren Vorkehrungen gegen die wirkliche Gefahr und gewiß ausreichende, ja überreichliche Cautelen. Aber warum begnügte man sich damit nicht? Warum hetzte man die armen untergeordneten Priester der heiligen Hermandad an den

Grenzen auf und ab, den Mann zu fangen, der si
wohl hütete, diesen Grenzen nahe zu kommen?

Ja — warum?

Es gibt keine Antwort auf diese Frage, wie es den
überhaupt eitle Mühe wäre, bei den Verfügungen un
Handlungen einer reactionären Regierung nach logische
Gründen zu forschen. Und so sei nur die Thatsache con
statirt, daß die österreichischen Polizisten und Behörde
zu derselben Zeit immer wieder mit der Personalbeschre
bung Kossuth's — (Gestalt: mager, geschmeidig. Gesich
düster, hager. Kleidung: einfach (sic!). Sprache: sprich
das Magyarische mit slovakischer Betonung [!]) — gefi
tert, zu derselben Zeit immer wieder zu äußerster Wa
samkeit und häufigen Streifungen angehalten wurden,
welcher die Herren Bach und Kempen in Wien aus d
täglichen Berichten ihrer Späher auf das Genaueste wu
ten, wie es ihrem fernen Freunde in London, später
Turin, erging und sogar, wenn es sie darnach gelüste
erfahren konnten, welche Cravatte er an dem oder jene
Tage getragen und ob er lieber gesottenes Fleisch esse o
gebratenes, oder etwa umgekehrt.

Wenn man erwägt, daß sich die österreichische Poliz
jener Tage ohnehin nicht besonders durch Geistesreichthu
und Geistesklarheit auszeichnete, so wird man begreifli
finden, daß sich die Gedanken der «untergeordneten O
gane», der Treiber und der Jägerbursche bei dieser Me

schenjagd, bei dem Fahnden an so verschiedenen Orten und durch so lange Jahre schließlich ganz verwirrten, daß die Persönlichkeit Kossuth's mit der Zeit nicht nur bei den Bauern des «Alföld» zum Mythus wurde, sondern auch bei den k. k. Polizeicommissären. Und dann wird man es auch begreiflich finden, wie sich hierbei Geschichten ereignen konnten, wie die nachfolgenden, für deren Wahrheit ich mich verbürge.

Ich beginne mit der wunderbaren Historie, wie sie eines schönen Tages zu Aussig an der Elbe zwei Kossuth's auf einmal gefangen.

Es war im Jahre 1853, welches bekanntlich ein sehr schönes, ein sehr stilles Jahr war. Wer sollte auch noch Lärm machen?! Die Freiheit hatte man getödtet und die Männer der Freiheit hatte man erhängt oder erschossen oder in die Verbannung gejagt, je nachdem man ungnädig gestimmt war, oder gnädig oder sehr gnädig. Mit dieser Arbeit war man fertig, die Galgen standen unbenützt, die Gewehrsalven verstummten. Höchstens schoß man im Lombardischen einen jungen Burschen todt, weil er vor einer Wache eine Fratze geschnitten, oder prügelte in Ungarn ein Mädchen halbtodt, weil es grün-weiß-rothe Bänder in den Haaren trug. Aber im Uebrigen ward eine andere Arbeit begonnen, die des «Friedens»; man reconstruirte den Staat auf den «altehrwürdigen Grundlagen».

Aber den Kossuth hatte man trotzdem leider noch n
und mußte ihn daher suchen.

An einem lichten, klaren Septembermorgen besag
Jahres also lichtete, wie alltäglich, auf dem Landungspl
unterhalb der Brühl'schen Terrasse zu Dresden ein E
dampfer die Anker und steuerte langsam flußaufwä
Und wie alltäglich, so drängte sich auch diesmal auf d
Verdecke eine bunte fröhliche Menge, welche theils n
Böhmen wollte, theils in die sächsische Schweiz.
ein Mann drängte nicht, sondern stand abseits.
die Schiffswand gelehnt und starrte theilnahmlos in
Gewirre. Er trug dunkle Kleidung, sein Gesicht
düster, seine Gestalt mager und geschmeidig. Im Al
meinen machte er einen fremdartigen Eindruck, und w
man seine engen Stiefelhosen, die blanken Stiefel und
Sporen daran in Rechnung zog, so konnte man leicht
einen Magyaren schließen.

Wie gesagt — an die Schiffswand stand er gelel
der interessante Fremdling und kümmerte sich schein
nicht um das, was um ihn vorging. Da gewahrte
plötzlich an der entgegengesetzten Schiffswand einen Ma
der da gleichfalls theilnahmlos lehnte und überha
gleichfalls ein interessanter Fremdling war. Auch er t
dunkle Kleidung, sein Gesicht war düster, seine Gef
mager und geschmeidig. Stiefelhosen und Sporen t
er nicht, aber dafür einen scharf aufgewichsten Schnu

bart und in der Hand einen Knotenstock mit Messingbeschlag, der so beiläufig einem civilisirten «Buzogany» (altmagyarischer Streitkolben) ähnlich sah. Kurz — auch dieser Mann war unschwer als Magyar zu erkennen.

So standen sie einander gegenüber, die beiden Fremdlinge, und sahen einander an und ihre Gesichtszüge wurden immer gespannter und die Augen immer durchdringender. Und plötzlich standen sie, kaum wußten sie selber wie, einander dicht gegenüber.

„Ein Landsmann?" fragte der mit den Stiefelhosen und lüftete seinen Hut.

„Ja! — Gott lob! — ein Magyare!" erwiderte der mit dem Buzogany und bot treuherzig seine Rechte.

„O welche Freude!" rief der Erste und schlug kräftig ein. Darauf schüttelten sie einander eine Minute lang die Hände und sahen sich dabei scharf prüfend an. Vielleicht fiel ihnen beiden ihre Aussprache auf: sie sprachen das Magyarische mit stark slovakischer Betonung

„O — und woher kommen Sie?" fragte der Besitzer der nationalen Handwaffe.

„O — aus Paris! Und Sie?"

„Aus London!"

„Aus London? — O — sollte ich wirklich das Glück haben, hier — doch — Sie kehren in die Heimath zurück?"

„Ja! — in das Vaterland! In das theure langentbehrte Vaterland!"

„Es lebe das Vaterland!“ rief der Träger des engen Beinkleids begeistert.

„Es lebe das Vaterland!“ stimmte der Andere nicht minder begeistert ein. „Wie lange habe ich die theure Erde schon nicht gesehen!“

„Sie mußten ihr wohl ferne bleiben?“

„O — war das auch Ihr Fall? Hielt auch Sie die Gefahr für Freiheit und Leben zurück?!“

„Also auch Sie —?! O! wie sich das herrlich trifft! Ja, im Vertrauen gesagt! — ein Magyare verräth den anderen nicht! — ich habe vor vier Jahren für Recht und Freiheit unseres glorreichen, unglücklichen Vaterlandes Alles eingesetzt und mußte fliehen. Aber jetzt hat mich die Sehnsucht zurückgetrieben — ich muß die theure Erde wiedersehen und sollte es mich den Hals kosten!“

„Ein Magyare verräth den anderen nicht!“ rief der mit dem Schnurrbart und schwang begeistert den Buzogany immer heftiger. „Auch ich bin in Ihrer Lage — ein politischer Flüchtling — vogelfrei — aber lieber den Tod, als die Verbannung! Ich kehre heim — trotz der schwarzgelben Schergen.“

„Nieder mit den Schwarzgelben!“ rief der mit den Stiefelhosen, vor Enthusiasmus fast außer sich. Dann aber beruhigte er sich und sagte: „Ich heiße Alexius von Bordányi, ich war Major bei den Honveds, ich bin aus dem Neutraer Comitat.“

Der Andere sah ihn mit ganz sonderbarer Miene
, fast, als wäre er über diese Mittheilung erstaunt oder
ttäuscht. Dann aber lächelte er und sprach: „Und ich
ße Bela von Markovski, war Districts-Commissär der
abhängigen Regierung und stamme aus der Gegend
n Trentschin!"

Nun stutzte wieder der Erste. Dann aber rief er
höchsten Entzücken: „Da sind wir ja sogar specielle
ndsleute! . . . Es lebe das Vaterland! O darauf müssen
r eine Flasche trinken!"

„Ungarwein!" rief wieder der Andere und schwang
n Buzogany wie einen Kreisel über dem Kopfe. „O —
ch drei Flaschen!"

Und der Ex-Honved Alexis v. Bordányi stieg mit
n Ex-Commissär Bela v. Markovski Arm in Arm die
ge Cajütentreppe hinab, um drunten, der Gefahr ver-
ssend, der sie sich mit jeder Umdrehung der Schiffs-
der immer mehr näherten, einen fröhlichen Trunk zu
n auf das Wohl des Vaterlandes.

Und das geschah — geschah ausgiebig und reichlich.
e beiden Patrioten kümmerten sich weder um den König-
in, noch um die übrige sächsische Schweiz und fuhren
ter häufigen Umarmungen und kräftigen Reden drunten
der Cajüte bis Bodenbach-Tetschen, bis an die öster-
chische Grenze. Wie viele Flaschen sie leerten, vermag
nicht anzugeben und ebenso begnüge man sich bezüglich

ihrer Gespräche mit der Versicherung, daß dieselben sehr begeistert und dabei sehr unvorsichtig waren — jedes Wort ein dreifach qualificirter Hochverrath. Und was nun gar erst die Toaste betrifft . . .

Zweierlei jedoch verdient hierbei hervorgehoben zu werden.

Der Verkehr der beiden Herren war ein sehr herzlicher, sehr ungezwungener, wie es sich für Landsleute und Schicksalsgenossen, zumal in solcher Lage, wohl geziemt. Gleichwohl ließ sich eine Eigenthümlichkeit unschwer herausfühlen: jeder der beiden Patrioten glaubte offenbar, daß der andere ihm nicht seinen richtigen Stand und Namen genannt und daß er es hier in Wahrheit mit einem weit höher stehenden, weit berühmteren Landsmann zu thun habe. Darum behandelten sie sich, unbeschadet der größten Herzlichkeit, mit größter Hochachtung, und Jeder machte von Zeit zu Zeit feine Anspielungen auf das Incognito des Anderen. Aber Keiner wollte diese Anspielungen verstehen und blickte nur den Gefährten einen Augenblick kopfschüttelnd an.

So kamen sie nach Bodenbach-Tetschen, wo die Mauthrevision stattfindet und der Dampfer eine Stunde Aufenthalt hat. Und hier ereignete sich das Zweite, was hervorgehoben zu werden verdient.

Beide Herren zogen hier ihre Pässe hervor und flüsterten einander mit schlauer Miene zu: „Gefälscht!“ Beide



Herren kamen merkwürdig gut durch — die Täuschungen waren wohl vortrefflich gelungen, denn das betreffende amtirende Organ machte hinter den Hochverräthern sogar tiefe Bücklinge.

Und dann blieben Hermes und [illegible] stehen und blickten einander unschlüssig an.

„Ich muß Sie leider einen Augenblick verlassen“, sagte der Soldat der Revolution.

„Ja — auch ich habe ein kleines Geschäft —“

„Ich muß nämlich ins Telegraphenamt.“

„Dahin will ich ja auch“, rief Herr v. [illegible]. „Ich möchte meine Verwandten avisiren . . .“

„Und ich will an meine Schwester in Ofen telegraphiren. Natürlich haben wir einen ‹schwäbischen› Namen verabredet . . .“

„O! bei mir kommen die Schwarzgelben auch nicht dahinter. Ich telegraphire: ‹Das alte Weinfaß ist da . . .›

„Hahaha! — Na, kommen Sie, Baratom!“

Und Arm in Arm gingen die beiden Flüchtlinge ins nahe Telegraphenamt, gaben die Depeschen auf, kehrten Arm in Arm auf das Schiff zurück und fuhren dann in fröhlichem Gespräch, aber gleichwohl etwas aufgeregt und beunruhigt in drei Stunden nach Aussig.

Bei ihrer Ankunft in dieser Stadt aber, wo die Dampferfahrt ihr Ende nimmt, geschah ein drittes Er-

eigniß, welches hervorgehoben zu werden verdient, schon deshalb, weil es diese kleine Polizeigeschichte etwas jäh, vielleicht auch etwas überraschend abschließt.

Der Dampfer nähert sich der Landungsbrücke, Bordányi und Markovski stehen in brüderlichem Gespräch auf dem Verdeck und blicken nach dem Ufer. Da — ha! — welcher entsetzensvolle Anblick bietet sich ihnen! Vor der Landungsbrücke steht eine halbe Compagnie Infanterie, auf der Brücke aber, des Dampfers harrend, ein Polizei-Commissär mit acht Gendarmen. Und ehe sich die Flüchtlinge noch gefaßt, hält der Dampfer und der Commissär steht vor ihnen und spricht, indeß die Gendarmen sie umringen:

„Im Namen des Kaisers! — Sie sind Beide verhaftet! Wer sich rührt, wird niedergeschossen! Sie“, wendet er sich an den Mann mit den Stiefelhosen, „der Sie sich Alexius von Bordányi nennen, werden über telegraphischen Auftrag des Herrn k. k. Polizei-Commissärs Wenzel M. als unter dem dringenden Verdachte stehend, Ludwig Kossuth zu sein, verhaftet. Ebenso werden Sie“, wendet er sich an den Besitzer des Buzogány, „über gleichzeitig eingelangtes dienstfreundliches Ersuchen des Agenten, Jaroslav P. verhaftet. Sie haben diesem Agenten gegenüber selbst eingestanden, Districts-Commissär unter Kossuth gewesen zu sein, und der Agent ist aus gewichtigen Gründen der Ansicht, daß Sie — Kossuth selbst sind. Das

Signalement stimmt bei Beiden. Wer von Ihnen der richtige Kossuth ist, wird sich später herausstellen."

Die beiden Flüchtlinge stehen starr vor Entsetzen. Herr v. Markovski faßt sich zuerst. „Was sind das für Tollheiten?" ruft er wüthend. „Ich bin ja der k. k. Commissär Wenzel M."

„Und ich", winselt Herr von Bordányi demüthig und holt seinen «Adler» hervor, „ich bin ja der Agent Jaroslav P."

Die Comödie war zu Ende. . . . .

Von der grünen Elbe an die blaue Suczawa ist ein weiter Sprung: Menschen und Gebräuche, Sprache und Sitten sind grundverschieden. Auch die Kossuthgeschichte, die ich von den Ufern des kleinen Karparthenflüßchens erzählen will, hat keinen Zug gemein mit jener wundersamen Historie vom Elbdampfer. Gleichwohl wird sie den Leser verwandt anmuthen und zwar aus einem einzigen, aber schwerwiegenden Grunde, die k. k. Polizei jener Tage war überall gleich geistreich.

An den Ufern der Suczawa, in einem entlegenen östlichen Winkelchen der Bukowina, liegt, hart an der Grenze der Moldau, die alte Suczawa, die «Fürstenstadt», allen Rumänen heilig und ehrwürdig durch die Traditionen einer vielhundertjährigen Geschichte und als Ruhestätte ihres nationalen Heiligen, des h. Johannes Novi, allen Nichtrumänen aber als altes, verkommenes Nest mit schmutzigen

Häusern und engen Gäßchen minder verehrungswerth.
der Bewohnerschaft dieser schmutzigen Häuser ließe sich
wahre Musterkarte von Nationalitäten zusammenstel
hier finden sich Rumänen und Ruthenen, Deutsche
Ungarn, Polen und Juden, Bulgaren und Russen,
menier und Zigeuner. Und da schier jede Nationa
auch ihren eigenen Glauben hat, so findet sich in
kleinen Neste auch eine wahre Musterkarte von Kirchen
Pfarrern. Die Gläubigen leben untereinander im Frie
die Pfarrer aber, wohl aus Geschäftsneid, häufig im Str

Unter diesen frommen Hirten ragte vor etwa zwa
Jahren der römisch-katholische Pfarrer von Suczawa d
seinen Leibesumfang hervor. Von sonstigen charakte
schen Eigenschaften des Mannes ist nichts zu berich
Denn wenn ich der Wahrheit gemäß hinzufüge, daß
eine stattliche Nichte den Haushalt versah, so geschieh
nicht, um den Mann zu charakterisiren, da ja di
Charakteristikon auf überaus viele katholische Pfarrer z
sondern nur, weil es im Interesse dieser Geschichte n
wendig ist. Besagte Nichte also war ein gutmüthi
stattliches Frauenzimmer, dessen Gesundheit freilich l
viel zu wünschen übrig ließ. Denn die Arme war
nöthigt, fast alljährlich eine Erholungsreise zu ihrer
Czernowitz lebenden Schwester zu machen. Statt sich
diese regelmäßig wiederkehrenden Reisen zu gewöhnen,
an andere Naturerscheinungen, z. B. den Frühling, we

die Bewohner von Suczawa im Gegentheil so boshaft, sich darüber eine Geschichte zu erzählen, die freilich auch anderswo passiren mag, da sie sogar sprichwörtlich geworden ist. Sie erzählten nämlich einander in Suczawa die Geschichte «von dem Pfarrer und seiner Nichte».

Aber böse Zungen vermögen reine Herzen wohl zu verwunden, doch nicht ihr festgegründetes Glück zu zerstören. Und so hätte wohl auch die Idylle im Pfarrhofe, die Erholungsreisen inbegriffen, noch lange fortgeblüht, wäre nicht plötzlich die Politik wie ein Donnerkeil dazwischen gefahren, speciell das Bedürfniß Oesterreichs, des Ludwig Kossuth habhaft zu werden. Und zwar ging dies folgendermaßen zu.

Suczawa liegt, wie erwähnt, dicht an der Grenze, nur durch das Flüßchen gleichen Namens von dem Bojarenlande getrennt. Wenn man erwägt, wie nahe der Gedanke lag, Ludwig Kossuth könnte eines Tages seines sicheren Asyls müde werden und sich durch Rumänien über Suczawa nach Oesterreich begeben, um sich allda hängen zu lassen, so wird man begreiflich finden, daß die österreichische Polizei besagtem Grenzort lebhafte Aufmerksamkeit zuwandte. Darum ward auch daselbst ein besonders tüchtiger Polizei-Commissär mit weitgehenden Vollmachten postirt. Aber mit Tüchtigkeit und Vollmachten allein fängt man noch keinen Kossuth — es muß auch einer da sein. Und das war leider nicht der Fall. Vom Ex-Dictator ganz

nichts, aber vorkommenden Falls werde er sicherl
verfehlen u. s. w.

Daß dies keine leere Versprechung, bewies der
als ihm ein günstigerer Stern für sein Geschäft

Besagter Stern erschien eines Vormittags in
Bureau in Gestalt des griechisch-katholischen Pfarr
Suczawa, eines bärtigen Biedermannes, der alle
christlicher Liebe umfaßte, nur seinen römisch-kat
Amtsbruder nicht — den haßte er glühend. De
Gottes hielt an den Beamten eine lange und e
Ansprache. Wie es eine Pflicht sei, loyal zu
wie er dieser Pflicht stets freudig nachgekommen.
Staat jetzt mehr als je der Hülfe aller Gutgesinnten
Wie insbesondere die Polen und Römisch-Katholis
fährliche Hallunken seien. Wie er es daher für sein
halte, dem Herrn Polizei-Commissär nachfolgende Be
keiten und Hochverräthereien ergebenst zu unterbr

Am Fuße des Schloßbergs, dicht am Flusse

Haus nun sei seit einigen Tagen der Schauplatz verdächtiger Ereignisse. Bisher unbewohnt und immer mehr verfallend, sei es nun plötzlich von geheimnißvollen Insassen bezogen worden. Des Tages freilich seien die Fensterläden geschlossen, aber des Nachts blitze Licht durch die Sparren und unheimliches Stimmengeflüster werde hörbar....

Der Commissär horchte hoch auf. „Und Sie meinen", frug er, „daß der Pfarrer darum weiß?"

„Natürlich!" versicherte der Griechisch-Katholische eifrig, „natürlich weiß es dieser Pole, dieser Heide, dieser Hochverräther! Habe ich es nun doch an zwei Abenden mit meinen eigenen Augen gesehen, wie sich dieser Sünder nach zehn Uhr in Begleitung seiner alten Magd aus seiner Wohnung schleicht und wie sie dann beide einen schweren Korb in das Häuschen hinüberschleppen. Was kann darin Anderes sein, als Lebensmittel für die Hochverräther, die er dort verbirgt?"

„Hochverräther!" Das Antlitz des Commissärs erhellte sich. „Sie meinen, es könnten Hochverräther sein?"

„Ich bin fest davon überzeugt", erwiderte der Pfarrer. „Hochverräther, Emissäre, wahrscheinlich" — mit vertraulichem Flüstern — „der Kossuth selbst. In einem Nachen sind sie Nachts über den Fluß gekommen und verbargen sich im Häuschen, bis man sie gefahrlos weiter schaffen kann. Ich bitte Sie — dieser dicke Sünder hat ohnehin immer auf Kossuths Wohl getrunken!"

aber doch verdächtige Dinge. 'Erstens ist die
Dicken wieder einmal plötzlich abgereist. Zwei
ich aus bestimmter Quelle, daß morgen der rön
lische Dechant aus Czernowitz auf Visitation hierl
Das ist sehr auffällig, sonst pflegt er nie um die
zeit zu kommen."

Auch hierfür dankte der Commissär und ver
lich allein gelassen, in tiefes Nachdenken. T
Nebenumstände freilich boten geringe Handha
Beamte war lange genug in Suczawa, um zu r
den Erholungsreisen der vielerwähnten Nichte
hochverrätherische Motive zu Grunde lagen. Ebe
er den Dechanten persönlich als sittenstrengen M
vortrefflichen Oesterreicher. Aber die Hauptsa
unheimliche Haus, diese verdächtigen Bewohner, d
liche Verproviantirung — — wie, wenn sich
lich Emissäre verbargen? Wie, wenn Ludwi
selbst —

trirten. Wem man schier allmonatlich sagt: fange den Ludwig Kossuth, der muß sich schließlich unwillkürlich in diesen Gedanken verrennen. So beschloß unser Mann keine Minute zu zögern; er wollte sich, soweit als thunlich, schon bei Tage von der Sachlage überzeugen.

Was er da sah, war wirklich geeignet, seinen Verdacht zu vermehren. Das Häuschen lag einsam und abgelegen, etwa zehn Minuten von der Stadt, am Fuße des Berges, welchen die Trümmer der alten Moldauschen Fürstenresidenz krönen. Ein Gewirr von Disteln und Bäumen, das vielleicht einst ein Garten gewesen, umgab die Hütte und verbarg sie neugierigen Blicken fast ganz. Hiezu kam die dichte Lage am Flusse, an der Grenze, die hier beiderseits nicht überwacht wird.

Wahrlich! ein sichereres Asyl konnten sich Hochverräther kaum wünschen. Aber waren da wirklich Menschen verborgen? Auch darüber sollte dem Commissär kein Zweifel bleiben. Wohl waren die Fensterläden dicht geschlossen, aber aus dem Rauchfang stieg leichter, blauer Rauch. Und als sich der Beamte bis auf einige hundert Schritte längs des Ufers dem Häuschen näherte, sah er, wie sich plötzlich eines der Fenster auf der Flußseite öffnete und wie sich ein Menschenarm daraus hervorstreckte, der ein räthselhaftes Etwas über dem Wasser hielt. Dieses Etwas war länglich, metallen und glitzerte hell in der Sonne. Was konnte dies anders sein, als — das k. k.

Herz schlug hoch auf in Wonne und Aufregu
ein Gewehrlauf?!

Athemlos, spornstreichs kehrte der Beamte in
zurück und traf seine Dispositionen. Die be
heimen», die ihm zur Verfügung standen, wı
sandt, das Häuschen bis zum Einbruch der D
zu überwachen. Dann consignirte er die a
Gendarmerie in ihrer Kaserne und erbat
Stadtcommandanten einen Zug Infanterie.
waffnete Macht dirigirte er, nachdem es dunkel
still und unbemerkt in die Nähe des verdächtig
und gruppirte sie dort in strategischer Weise.
besetzte mit seinen acht Gendarmen den Fußsteig
der Stadt her zum Häuschen führte. Hier wo
Pfarrer überrumpeln und dann mit ihm zugl
Häuschen eindringen. Vielleicht ergaben sich
überraschten Hochverräther trotz ihrer Gewehre
tigen Widerstand.

Jedenfalls war, wenn man der Aussage
beiden «Geheimen» trauen durfte, nicht von Allen
zu befürchten. Der Mann gab an, in dem Hä
er vorsichtig näher geschlichen, deutlich durch
Kindergeschrei gehört zu haben. Hatte Ludw
am Ende Weib und Kind mit sich genomme
nächste Stunde mußte Klarheit bringen.
stand der Commissär mit seiner bewaffnet

klopfenden Herzens in der Dunkelheit und harrte und harrte! . . .

Die zehnte Stunde schlug. Kein Laut ward hörbar. Nur zuweilen ging ein Flüstern durch die Bäume oder einer der Bewaffneten schneuzte sich.

Da — da klang von der Stadt her ein seltsames Geräusch und kam näher und näher. Wie Keuchen klang's, dazwischen der Schall schwerer Tritte. Was da herankam, waren sicherlich wohlbeleibte, oder schwerbepackte Hochverräther.

Es war beides der Fall. Zwei dicke, unförmliche Gestalten wurden sichtbar, die keuchend und pustend einen schweren Gegenstand trugen..

„Halt!" donnerte der Commissär und trat vor.

„Jesus Maria!" klang mühsam der Angstruf zweier Stimmen. Der schwere Gegenstand polterte klirrend zur Erde. Eine der beiden unförmlichen Gestalten sank in die Kniee, die andere erhob die Hände entsetzt in die Luft und blieb wie angewurzelt stehen.

„Halt!" donnerte der Commissär noch einmal und trat furchtlos näher.

Der klirrende Gegenstand war ein großer Wäschkorb, die knieende Gestalt war die alte Magd des römisch-katholischen Pfarrers, die versteinerte aber der dicke Pfarrer selbst.

„Halt!" donnerte der Commissär zum dritten Male

und winkte seiner Schaar. „Was schleppen Sie da? Wen halten Sie in dem Hause versteckt?"

„Jesus Maria!" wimmerte die Magd. Aber den Pfarrer schien der Schreck der Sprache beraubt zu haben.

„Sie antworten nicht?" rief der Commissär. „Das wird sich finden!" . . . „Untersucht den Korb!" befahl er, „aber vorsichtig — wer weiß, was darin ist."

„Wäsche und Lebensmittel!" meldete der Corporal.

„Ha!" rief der Commissär, packte den armen dicken Diener Gottes beim Kragen und schleppte ihn, von den Gendarmen und Soldaten gefolgt, langsam gegen das Häuschen zu. „Wollen Sie gleich gestehen, wen Sie hier versteckt halten?"

„Herr Commissär!" wimmerte der Pfarrer, „machen Sie mich nicht unglücklich — ich mußte es ja thun!

„Warum mußten Sie?"

„O mein Gott, weil der Dechant —"

„Lügen Sie nicht! Der Dechant ist ein guter Oesterreicher —"

„Bei allen Heiligen", wimmerte der Unglückliche und ließ sich geduldig immer näher gegen die Thüre schleppen, „ich mußte es des Dechanten wegen thun. Das Ereigniß ist früher eingetreten, als wir ausgerechnet hatten, und da fällt es gerade jetzt dem Dechant ein, zur Visitation zu kommen, und wehe mir, wenn er sie so im Hause getroffen hätte. So habe ich sie hier versteckt — o Herr Commissär, haben

Sie Erbarmen, ich konnte ja nicht wissen, daß die Polizei etwas dagegen hat . . ."

„Herr", rief der Commissär, „die Polizei soll nichts dagegen haben, wenn Sie Kossuth in Ihrem Hause beherbergen?"

„Kossuth?!" fragte der Pfarrer erstaunt und entsetzt, indeß der Commissär an ihm vorbei in's Haus stürmte.

Drinnen bot sich eine liebliche Idylle seinem Blick. In einem breiten Himmelbette lag die vielbesagte Nichte. Neben ihrem Lager stand eine freundliche, dicke Frau, welche ein räthselhaftes Etwas in der Hand hielt. Dieses Etwas war länglich, metallen und glitzerte hell im Kerzenlicht. Aber ein Gewehrlauf war es nicht. Und dann war noch ein drittes Individuum im Zimmer, das freilich nur mit spärlicher Hülle bedeckt war, beim Eintritt des Commissärs höchst unruhig wurde und auch keine Legitimationspapiere bei sich führte. Aber ein gefährlicher Feind Oesterreichs war dies Individuum schwerlich, da es kaum einen Tag alt war.

So hat man in Suczawa den Kossuth gefangen....

... Wer zu Wien die Landstraßer Hauptstraße entlang geht, vom Invalidenhause gegen die Pfarrkirche zu, der sieht zur Linken, durch eine zerfallene Holzplanke von der Straße geschieden, halb abgebrochenes Mauerwerk emporragen und daneben einen riesigen Bauplatz. Hier stand bis vor wenigen Jahren, bis es der Bauwuth einer

schwindelhaften Actiengesellschaft zum Opfer fiel, ein behagliches, altes, lustiges Haus, nach der guten Sitte der Altvordern mehr in die Breite, als in die Höhe gestreckt, der Gasthof «zum goldenen Engel», dem wohl noch heute mancher Zecher und mancher Reisende dankbare Erinnerung bewahren mag. Denn es war noch ein Haus nach der alten Wiener Art, durchaus nicht elegant, aber reinlich, behaglich und billig. Es ließ sich gut sitzen in der großen grünen Gaststube mit den kleinen vergitterten Fenstern und selbst ein Studentlein mit karg gefülltem Beutel konnte sich hier den ganzen Monat lang gütlich thun, ohne gegen den Schluß hin eine allzu arge Ebbe in besagtem Beutel befürchten zu müssen. Ich spreche da aus Erfahrung — ich habe in dieser grünen Stube einen Winter verkneipt, der mir unvergeßlich bleiben wird, wie etwa die Zeit der ersten Liebe. Denn dieser Winter von 1867 auf 1868 war meine Fuchszeit.

Freilich wird diese Epoche Jedermann, der damals an deutsch-österreichischen Hochschulen studirt, an und für sich unvergeßlich bleiben. Denn damals ging eine so überaus gewaltige und dabei so überaus seltsame Strömung durch die deutsche Studentenschaft Oesterreichs, wie sie — ich spreche dies Wort wohlerwogen aus — die Geschichte vielleicht von der Jugend keines andern Landes zu berichten weiß. Nur Weniges ist bisher hierüber in die Oeffentlichkeit gedrungen — das Wenige noch überdies meist vom

Parteihaß entstellt — und auch heute, nach kaum acht Jahren, ist es sicherlich noch nicht an der Zeit, unparteiisch und ausführlich darüber zu sprechen. Angedeutet mag hier nur sein, daß sich aus verschiedenen Motiven — (aus dem Hasse, den die zertretene Jugend von 1848 ihren Nachfolgern vermacht, aus der Entrüstung über das brutale System Belcredi, aus der Begeisterung für die Macht, welche nach unsäglichem Kampf und Leid, wieder den Grund zu einem einigen deutschen Staatswesen gelegt) — in der deutsch-österreichischen Jugend die Ueberzeugung ausgebildet hatte, der Deutsche habe in Oesterreich keine Mission mehr und das, um was er hier streite und kämpfe, sei nicht der Rede werth. Aufgewachsen in einem wenig vertrauenerweckenden, ewig wankenden Staatswesen, unberührt von dem lebendigen Hauche eines starken Staatsbewußtseins, beugte sich diese Jugend — (und wenn dies eine Schuld ist, so ist nicht ihr hierfür ein Vorwurf zu machen!) — unbedingt der Macht, dem Erfolge, stellte sie alle Fragen der Nationalität hoch über alle Freiheitsfragen.

Aber — just die Freiheitsliebe und — wie soll ich's nur nennen?! . . der «Sinn für das Bestehende» sind dem Deutschen so tief in's Herz gepflanzt, daß diese scheinbar so realistische, mit allen Zweifeln fertige Jugend innerlich gar nicht mit sich einig werden konnte und in dem Bestreben, in sich klar zu werden, immer tiefer in die Tagespolitik hinein gerieth. Natürlich stand sie dann den ein-

zelnen Ereignissen erst recht haltlos, aber eben darum doppelt leidenschaftlich gegenüber. Die Meisten von uns sind in der Folge ebenso gute Deutsche geblieben, ohne jene Leidenschaftlichkeit beizubehalten, damals aber erschien sie uns von der Begeisterung für unser Volksthum unzertrennlich und wir sprachen in unserm Jugendmuthe ganz fürchterlich ins Blaue und — Rothe hinein. Und zwar zum großen Entsetzen des einen, zum großen Ergötzen des andern unserer beiden ständigen Zuhörer.

Der Erste war der brave, dicke, biedere «Schorsch» (George), der Zahlkellner, welcher jede freie Minute benutzte, um sich über unsere Politik so recht von Herzen zu ärgern. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er in traurigem Sinnen die Serviette herabwallen läßt und dann halblaut tröstend zu sich sagt: „Oesterreich bleibt doch 's Höchste — 's gibt nix Zweit's! . ."

Aber der andere hatte sein Gaudium an unseren radicalen Tiraden. Dieser Andere war ein seltsamer Kauz. Er war gleichfalls Stammgast im «goldene[n] Engel» und saß allabendlich an unserem Tische od[er] richtiger: wir saßen an dem seinen, denn auf diesen Ti[sch] hatte er sich sein Recht durch ein Jahrzehnt ersessen. [Er] war ein Magyar, hieß Stefan v. M. und lebte von sei[nen] Renten. Der Mann paßte eigentlich absolut nicht [zu] unsere überlaute Tafelrunde. Denn er war der düst[erste,] schweigsamste Mensch, der mir je vorgekommen,

Schwefel und Schwindel!" aber tief innen dachten wir doch: „Ach es wäre ein schönes Ding um ein regenerirtes, gesundes, freiheitliches Oesterreich und der Himmel gebe seinen Segen dazu." Und es kam der Tag, richtiger die Nacht, wo uns diese stillen Herzenswünsche auf die Lippen traten.

Das war der Abend des 21. März 1868, und ich denke, jene Stunden werden Jedem, der damals in Wien weilte, unvergeßlich sein, nicht um dessentwillen, was man damals feierte, aber um der Art willen, wie man's feierte. Den Tag über hatte im Herrenhause die Debatte über die interconfessionellen Gesetze gewährt, über jene Vorlagen, welche, bei Lichte besehen, überaus vorsichtig und dürftig das zusammenfaßten, was dem Rechtsstaate bezüglich Regelung seiner Grenzlinie gegen die Kirche aufzustellen unumgängliche Pflicht war. Aber — jene Vorlagen waren das erste «Loch in's Concordat», diese furchtbar verhaßte Zwangskutte der Geister. Darum stand die Menge den ganzen langen Tag in fieberhafter Erregung Kopf an Kopf in der Herrengasse und harrte der Nachrichten über den Verlauf der Debatte. Drinnen wogte unentschieden der Redekampf hin und her, selbst die Siechen beider Parteien wurden in's Haus der Lords geschafft, und kaum war zu sagen, wem trotz des neuen Pairsschubs der Sieg bleiben werde, ob dem besonnenen Fortschritt, ob dem sinnlosen Rückschritt. Die Dämmerung brach ein, die

Debatte neigte dem Ende zu, nur die General-Red beider Parteien hatten noch zu sprechen. Sie sprac lange, sehr lange. Inzwischen wuchs in den Straßen i inneren Stadt das Drängen und Wogen von Minute Minute, unabsehbar wälzten sich aus allen Vororten u Vorstädten Menschenmassen in die Stadt; bald zählte Menge nach Hunderttausenden. Sie war fieberhaft regt und schrie und drängte durcheinander. Da bega im Hause die namentliche Abstimmung, die Nachricht gi von Mund zu Mund, von Gasse zu Gasse, und Hunderttausende standen plötzlich still und harrten. Drinr fielen die «Ja» und «Nein» leise und monoton, w durch einander, da kam das letzte entscheidende «Ja!» die Gesetze waren angenommen, das «Loch in's Conc dat» gemacht. Zwei Minuten später wußte man's in l entlegensten Gäßchen, das ganze Menschenmeer wogte in einem betäubenden, wildbrausenden Jubelschrei! W nun folgte, wird Niemand vergessen, der es mit angeseh aber beschreiben läßt es sich nicht! Wie plötzlich alle Gas erstrahlten im Glanze einer Illumination, an die wen Minuten vorher Niemand dachte — die erschütternd Scenen auf dem Josefsplatz — die stürmischen Ovation für die populären Politiker — wo war da plötzlich frivole «Phäakenstadt?!» ... Und wenn ich auch s wohl weiß, daß jener Erfolg kaum der Rede werth w und daß es die Herren Giskra und Schindler war

denen man zujubelte — der Glanz jenes Abends haftet mir gleichwohl ungetrübt in der Erinnerung! Denn damals konnte man erkennen, daß die Begeisterung trotz alledem eine Macht ist unter diesen leichtlebigen Menschen; damals, vielleicht in jenem Momente allein, konnte man begreifen, wie sich einst unter diesen Menschen die Helden der März- und Octobertage gefunden! . . .

An jenem Abende also war's, da wir einander laut sagten: „Wenn es diesem Staate wirklich ernst um die Freiheit, dann wollen wir ihm treu anhangen und dienen mit jedem Gedanken unseres Geistes, mit jedem Schlag unseres Herzens!“ Natürlich waren wir auch überall mitgewesen und kehrten erst spät nach Mitternacht heim auf die Landstraße, um in unserer Stammkneipe ein «letztes Seidel» zu trinken.

In der großen grünen Stube waren noch alle Tische dicht besetzt, man schrie, man jubelte, man sang wirr durcheinander, und ein Papierhändler von der Hauptstraße hielt sogar eine Rede, welche freilich nur aus einer unabsehbaren Reihe von «Hochs!» auf die Minister und die liberalen Abgeordneten bestand . . . Nur ein Tisch war fast unbesetzt, der unsrige, nur ein Mann schrie nicht mit, Herr Stefan v. M., der düster wie sonst dasaß und mit unsäglich verachtungsvollem Blick in das Gewühl starrte. „Er ist fuxteuxelwild“, flüsterte uns Schorsch strahlend zu, „aber i

gunn's ihm, daß er si' gift! Na, meine Herrn, ha
Recht g'habt: Oesterreich bleibt doch s'Höchste!" ...

Wir setzten uns zu unserem düsteren Tischgen
und — weß' das Herz voll ist, geht der Mund üb
wir erzählten von jenen Scenen. Der Ungar hört
schweigend und lächelnd zu — es war aber ein se
leidigendes Lächeln. „Ja, ja! meine Herren!", sa
endlich, „Sie sind sehr consequente Politiker! Nun -
habe, offen gesagt, kaum Anderes von Ihnen erwa
Und als wir entrüstet auffahren wollten, fügte er
ernst hinzu: „Ich will Ihnen nur noch ein Wort s
meine jungen Herren, und das bleibt ein Wahr
welches Sie als solches erkennen werden, wenn J
der Phrasenrausch aus den jungen Köpfen verflogen is
einem gründlichen Katzenjammer Platz gemacht:
Staat kann seinen Bürgern nicht wahre, volle Fr
bieten, selbst wenn er wollte, und das ist eben sein
glück! Und ferner: dieser Staat kann nicht gedeihen,
es eine ewige Gerechtigkeit giebt, weil er sich mit zu
Blut und Fluch und Thränen beladen . . ."

Unser Senior schüttelte den Kopf. „Ueber das
ließe sich noch discutiren, aber was Sie da soeben vo
«ewigen Gerechtigkeit» gesagt, klingt sehr — phanta
Der einzelne Mensch, der einen Frevel verübt, wir
der Folge nie mehr glücklich, der Arm der Themis er
ihn, oder sein Gewissen erwacht. Aber bei einem S

einer moralischen Person, kann ja von Beidem nicht die Rede sein . . ."

„Phantastisch?" wiederholte Herr v. M. und sah ihn starr an. „Sie würden nicht so sprechen, hätten Sie erlebt, was ich erlebt habe!"

Und darauf war's eine geraume Zeit sehr still an unserem Tische.

„Ich will's Ihnen erzählen", sagte der düstere Mann plötzlich laut in die Stille hinein. „Warum auch nicht? Es ist eine lehrreiche Geschichte, welche im Grunde auch sehr lustig ist. Ich war nämlich einmal ein sehr glücklicher Mensch, glücklich und lebensfreudig, und wäre es wohl bis an mein Lebensende geblieben. Aber da hat mich die Regierung mit einem Schlage zum Unglücklichsten aller Menschen gemacht. Warum? Um meines Gesichtes willen! Meine Wangen waren hochverrätherisch, meine Nase bedrohte den Bestand Oesterreichs. Sie blicken erstaunt? Ich meine es buchstäblich: meiner Gesichtsbildung wegen hat man mir mein Glück geraubt und gemordet! Warum lachen Sie nicht?! O! die Sache ist ja sehr lustig — entsetzlich lustig! . . ."

Stürmischer Jubel unterbrach ihn. Der Papierhändler und seine Gesellschaft brachten noch im Scheiden eine Reihe sehr patriotischer Toaste aus. Dann wankten sie schwer beladen heim. Auch die anderen Tische lichteten sich. Wir

rückten näher zusammen und Herr v. M. erzählte i seine Geschichte:

„Sie wissen — ich bin Magyar, von altem A Meine Eltern starben früh, ich ward noch als Knabe Besitzer eines verhältnißmäßig sehr großen Vermög Ich verwendete es, ich darf's mir nachrühmen, in nünftiger Weise. Seit ich denken kann, habe ich r Vaterland über Alles geliebt, aber mein Patriotismus von anderem Schlage, als er — leider! — in Ung mindestens in meiner Jugendzeit, üblich gewesen. hatte kein Vorurtheil gegen fremde Bildung — im Ge theil, ich war sehr bestrebt, sie mir anzueignen. Ich sp nicht das Zeug zum Gelehrten in mir, auch die Pc lockte mich wenig, aber ein tüchtiger, auch wissenschaf gebildeter Landwirth wollte ich werden und dachte mei Vaterlande auf diesem Wege am Meisten nützlich zu Ich studirte an deutschen Hochschulen Naturwissenscha und Chemie und kam im Winter 1847 nach Wien. wollte nur einige Wochen hier bleiben zu meinem Am ment. Aber aus den Wochen wurden Monate, unt kam gleichwohl nicht dazu, mich in jener Weise zu amusi welche ich vorgehabt. Denn ich fand hier mehr, Sinnenreiz und flüchtige Zerstreuung — ich fand das größte Glück, welches dem Menschen auf dieser a seligen Erde gegönnt ist. Ich lernte hier ein Mäd kennen und lieben und verlobte mich mit ihr. Es g

dies scharf gegen jene Pläne, welche ich einst diesbezüglich gehegt; ich wollte nur in reiferen Jahren heirathen, natürlich eine Adelige, eine Magyarin. Aber meine Braut war ein blondes, schlichtes, deutsches Mädchen; die Tochter eines Fabrikanten aus dem nördlichen Böhmen, der wenige Jahre vorher in Wien eine Fabrik landwirthschaftlicher Maschinen eröffnet. Zwischen meinen und meiner Braut Lebensanschauungen lag eine Welt. Aber ich kann nicht in Worten sagen, welch' ein edles, herrliches Geschöpf meine Johanna war, und darum kann ich auch nicht ausdrücken, wie glücklich ich war. Und vollends kannte mein Glück keine Grenzen, als sie in den letzten Carnevals-Tagen von 1848 mein Weib wurde . . .

„Wir reisten gleich darauf auf meine Güter im «Alföld». Mitten in meine Flitterwochen klang die Kunde der Wiener, dann der Pester Märztage. Was da geschehen, mußte Jedem, der im vormärzlichen Oesterreich aufgewachsen war, als ein Ungeheures, kaum Faßbares erscheinen — Ihr Spätgeborenen könnt keinen Begriff haben von der elementaren, fast märchenhaften Wirkung dieser Geschehnisse auf die Mitlebenden. — Nun — auch ich ward mächtig davon ergriffen, folgte mit erregter Theilnahme den Ereignissen, betheiligte mich nach Kräften, ja über meine Kräfte an jeder nationalen Subscription, aber im Uebrigen hielt ich glückseliger Ehemann mich still daheim bei meinem jungen Weibe. Inzwischen wogten die Er-

eignisse immer stürmischer heran, eine nationale Armee ward organisirt, mein Vaterland stand bald in offenem Kampfe mit seinen Widersachern. Da duldete es auch mich nicht länger in meinen vier Mauern, und auch mein Weib, obwohl eine Deutsche, und obwohl sie blutige Thränen darüber weinte, erkannte doch, wacker und herrlich wie sie war, daß ich nun nicht länger hinter dem Ofen hocken dürfe. So küßte ich denn an einem Februarmorgen 1849 mein Weib und das Knäblein, das sie mir vor wenigen Wochen geboren, noch einmal recht herzlich ab — dann fuhren sie unter Obhut meines alten treuen Verwalters nach der böhmischen Heimathstadt meiner Gattin; ich aber ging dahin, wo sich bereits fast alle meine Bauern und Hirten, Knechte und Jäger befanden, zu den Honveds. Auch wollte ich nicht mehr gelten, als sie, ich trat als gemeiner Soldat ein, brachte es freilich in einigen Tagen zum Corporal, aber das blieb ich auch bis zum traurigen Schlusse — bei Vilagos.

„Sie verlangen von mir wohl keine Kriegsgeschichte jenes Jahres, auch war mein Posten als Corporal nicht gerade geeignet, Beobachtungen im großen Style zu machen. Genug — ich that meine Pflicht, erhielt nur einmal eine leichte Verwundung und war auch bei meinen Kameraden wohlgelitten. Sie nannten mich stets nur den «Corporal Kossuth». Diesen Spitznamen hatte mir ein blutjunger Freiwilliger, Gyula von Sz. aufgebracht. Der fröhliche

Jurat war aus Debreczin seiner ängstlichen Mutter entlaufen und im Mai zu uns gestoßen. Es war in einer schönen Frühlingsnacht, unser Zug lag just um ein Wachtfeuer an der Donau, als der Jüngling zu uns kam. Er brachte uns die neuesten Nachrichten aus Debreczin vom Landtag und schilderte insbesondere lebhaft und feurig jene denkwürdige Sitzung vom 10. April, wo nach einer Rede Ludwig Kossuth's, welche unvergessen bleiben wird, so lange Magyaren auf Erden leben, die Absetzung des Hauses Habsburg proclamirt wurde. Wir Andern lauschten begeistert, aber just im besten Flusse stockte der Jurat, faßte mich schärfer in's Auge und rief dann erstaunt: „Teufel, Corporal, Ihr schaut ja dem Ludwig Kossuth ähnlich, wie ein Ei dem anderen!“ Meine Honveds lachten laut, er aber zog ein Bild Kossuth's hervor und ließ es von Hand zu Hand wandern. Und da mußten's Alle und ich mit zugeben: ich hatte in der That eine ziemliche Aehnlichkeit mit dem Dictator.

„Wie gesagt, «Corporal Kossuth» hieß ich von jener Stunde ab, und ich ahnte nicht, daß dieser Name einst nach drei Jahren der Fluch meines Lebens sein werde. Denn in der nächsten Folgezeit erging es mir gut oder doch mindestens erträglich. Nach der Katastrophe von Vilagos kehrte ich auf mein Gut zurück, wo bereits meine Frau und mein Knabe weilten, und die Oesterreicher ließen mich ungeschoren oder belästigten mich doch mindestens

nicht mehr, als jeden anderen magyarischen Edelmann in jenen traurigen Tagen. Denn der Belagerungszustand warf seine blutigen Schatten über das Land, die Kriegsgerichte arbeiteten an allen Ecken und Enden, und darum fanden auch die Henker reichlichen Verdienst. Mich jedoch ließ man, wie erwähnt, einige kleine Plackereien abgerechnet, unbehelligt. Notorisch wußten auch die Schwarzgelben gar nicht, daß ich in der nationalen Armee gedient, bis ich selbst es ihnen drei Jahre später sagte. Und so lebte ich denn, beglückt von meinem Weibe, beglückt von meiner Thätigkeit, still und friedlich dahin, und wenn ich den unsäglichen Jammer ansah, der damals rings um mich so manchen meiner Standes- und Gesinnungsgenossen traf, so mußte ich mir sagen: „Stefan! Du bist ein glücklicher Mensch, Du darfst Deinem Gotte dankbar sein!“

„Da kam das Unglück über mich, jäh, plötzlich, zermalmend, wie ein Wetterstrahl aus tiefem Blau . . .“

Wieder unterbrach wüstes Johlen den Erzähler. Die letzten Gäste rüsteten zum Gehen und gaben vorher noch einmal ihrer, durch unzählige «Pfiffe» sehr gesteigerten patriotischen Begeisterung überaus lauten Ausdruck. Dann turkelten auch sie zur Thüre hinaus, und wir blieben allein.

„Es war im März 1852, als ich ein Telegramm erhielt, mein Schwiegervater, der Fabrikant, sei in Wien von einem Schlaganfall gerührt worden und liege in den letzten Zügen. Meine Frau war damals gesegneten Leibes,

gleichwohl glaubte ich ihr die Schreckensnachricht nicht vorenthalten zu sollen. Wir trafen schleunigst unsere Anstalten und traten die Reise nach Wien an. Aber so sehr wir uns beeilten, wir sollten nicht mehr das Glück haben, den Vater am Leben zu treffen, ja nicht einmal das schmerzliche Glück, seine Züge noch einmal zu sehen. Die Wohnung war verschlossen, die Gerichtssiegel hingen daran, er war wenige Stunden vor unserer Ankunft begraben worden. Und so schaffte ich die Meinen hierher in den «goldenen Engel» und durchwachte dann eine sorgenvolle Nacht am Lager meiner Frau. Denn der Trauerfall hatte sie furchtbar erschüttert, und diese Erschütterung konnte ihr in ihrem Zustande sehr gefährlich werden. Der Arzt, den ich am nächsten Morgen rufen ließ, redete ihr zu, sich — um ihrer Mutterpflicht willen! — nicht vom Schmerze übermannen zu lassen. Ich aber beschloß, schleunigst mit ihr heimzukehren, von der gewohnten Umgebung, von der Zeit hoffte ich für sie Milderung des Schmerzes. Darum ordnete ich gleich am Vormittag, was ja doch geschehen mußte, so wenig ich auch in jenem Momente an die Erbschaft dachte, alles Geschäftliche — ich ging zu einem Advokaten und übergab ihm die nöthigen Papiere, um die Ansprüche meiner Frau zu vertreten. Die Sache werde schnell geordnet sein, versprach er mir, da ja meine Frau die einzige Tochter des Dahingeschiedenen gewesen.

„Der Advokat wohnte in der Habsburger Gasse. Just

als ich aus dieser Gasse nach dem «Graben» bog, hörte ich, wie eine helle, fröhliche Stimme hinter mir «Kossuth!» rief. Und «Corporal Kossuth!» klang es noch einmal — im nächsten Augenblicke fühlte ich mich umarmt und geküßt. Es war Gyula von Sz., der junge, leichtsinnige Jurat aus Debreczin. Er war überaus erfreut, mich wiederzusehen; ich aber war wahrhaftig nicht in der Gemüthsstimmung, mich lange mit dem tollen Burschen zu unterhalten. Ich theilte ihm also nur in kurzen Worten die traurige Veranlassung meines Wiener Aufenthaltes mit und sah dann zu, daß ich rasch auf die «Landstraße» kam.

„Im «goldenen Engel» traf ich meine Frau abermals in nervösen Krämpfen; ich ließ wieder den Arzt rufen, und der gab wenig Hoffnung, daß sie schon am Abend werde abreisen können. Während wir so hin- und hersprachen, sprang plötzlich die Thüre auf, und herein traten der schreckensbleiche Wirth, ein Polizei-Commissär, ein Officier und drei Soldaten; andere Soldaten hielten die Thür und den Corridor besetzt. Meine Frau stieß einen durchdringenden Schrei aus und fiel in tiefe Ohnmacht, mein Bübchen begann laut zu weinen, ich aber blieb starr, wie gelähmt stehen . . . Man denkt unsäglich rasch in solchen Momenten: im Nu durchzuckte mich der Gedanke, daß ein «Spitzel» in der Nähe gewesen, als mich der unvorsichtige Jurat «Kossuth» genannt, daß er mir gefolgt und daß die Leute nun kämen, um sich in meiner

Person des Dictators zu bemächtigen . . . „Sie sind verhaftet!" sagte der Commissär kurz, zwei Soldaten ergriffen mich und hielten mich beim Arme fest. „Sträuben Sie sich nicht — Sie sehen, jeder Widerstand wäre thöricht... Nehmt die Koffer!" fuhr er fort — im Nu war unser Gepäck herausgeschafft. „Das ist ihre Gattin?" fragte er weiter und deutete auf die Ohnmächtige, um die sich inzwischen der Arzt mühte. „Ich habe gleichfalls den Auftrag, sie zu verhaften, das Kind kann sie mitnehmen." — „Aber sie ist ja todtkrank!" rief der Arzt. Das gab mir die Sprache und Leben zurück. „Herr Commissär!" rief ich, „das ist ein unglückseliges Mißverständniß, ich heiße Stefan v. M. . . ." — „Ja!" sagte er höhnisch. „Sie belieben incognito zu reisen. Es ist nutzlose Mühe. — Ihr Name steht Ihnen auf dem Gesichte geschrieben; es giebt viele gute Portraits von Ihnen, Herr Kossuth!" Dann fuhr er fort: „Die Frau mag unter Bewachung hier bleiben, bis der Polizeiarzt untersucht, ob sie transportfähig ist. Ihnen aber rathe ich, uns gutwillig zu folgen". Da erkannte ich, daß jedes weitere Wort nutzlos sei, küßte noch einmal mein Bübchen, dann den blassen Mund meines ohnmächtigen Weibes und ging. Ich habe Beide nie wieder gesehen." . . .

Der Erzähler schlug die Hände vor's Gesicht. Als er sie wieder sinken ließ, sahen wir, wie furchtbar bleich und entstellt dies Gesicht war. Uns krampfte sich das Herz in

der Brust zusammen, als wir den Mann ansahen, der mit bebender Stimme weiter sprach:

„Ich will's kurz machen. In die Salzgries-Caserne schafften sie mich und verhörten mich dort drei Stunden lang. Natürlich konnte ich nur immer wiederholen, ich sei Stefan v. M. und berief mich auf den Advokaten, auf einige Bekannte in Wien. Aber der Auditor meinte nur immer, eine solche Keckheit sei ihm noch nicht vorgekommen. Jedermann sehe ja, daß ich Kossuth sei, und zum Ueberfluß habe mich noch heute ein Anhänger auf der Straße mit diesem Namen begrüßt. Mein Einwurf, das sei ja ein Spitzname, wurde kurzweg als «infame Lüge» zurückgewiesen. Dann führte man mich in's Gefängniß zurück und von da ab wurde ich acht Tage hindurch den ganze Tag lang verhört und mit den verschiedensten Leuten, au mit den von mir genannten Zeugen confrontirt. Natürl sagten die Einen aus, ich sei nicht Kossuth und die Ande die mich kannten, fügten hinzu, ich sei Stefan v. M., r am Heftigsten betheuerte dies Gyula, der in dersel Stunde verhaftet worden, wie ich. Ich bin fest überz daß das Gericht bereits nach zwei Tagen klar einsah, hier ein Mißverständniß obwalte. Aber die Maxime Regimes war: „Lieber einen Justizmord begehen, als Mißgriff eingestehen!" Und so behielt man mich in und inquirirte an mir herum; wenn ich nach Wei Kind fragte, so schwieg man hartnäckig. Schließli

centrirte sich die Untersuchung hauptsächlich auf mein Verhältniß zu Gyula. „Wo sind Sie mit ihm früher zusammengetroffen, warum hat er Sie «Corporal» genannt?" fragte mich der Auditor. „Wenn Sie diese Frage beantworten, so erhalten Sie sogleich Aufschluß über das Befinden Ihrer Familie." Und darauf gestand ich, daß ich Corporal bei den Honveds gewesen und erzählte ausführlich, wie ich zu dem Spitznamen gekommen. „Gut", sagte der Auditor, als ich geschlossen, „ich will mein Versprechen halten; Ihr Kind befindet sich wohl, Ihre Frau ist nach dem Berichte der Polizei noch nicht transportfähig — mehr weiß ich selbst nicht. Was aber Ihr Geständniß anbelangt, so begründet dasselbe die Untersuchung wegen Hochverraths und Rebellion. Sie werden bald Näheres hören." Aber ein Monat verging, ohne daß ich Etwas hörte. Da wurde ich eines Morgens aus der Zelle geführt und vor ein Kriegsgericht gestellt. Die Procedur war sehr kurz. Der Auditor verlas mein Geständniß, und binnen einiger Minuten war mein Urtheil gefällt: zwei Jahre Festung. Hätte ich Kossuth nicht ähnlich gesehen, ich wäre wohl mit sechs Wochen Arrest davongekommen, aber eine mit so viel Eclat vollzogene Verhaftung mußte auch mit einer entsprechenden Verurtheilung schließen. Ich fügte mich in mein Schicksal und bat nur, mein Weib und Kind wiedersehen zu dürfen. Da rief aber der Auditor hastig: „Das geht nicht an!" Und dabei blieb's. Den Jammermenschen

belästigte es, mir sagen zu müssen, daß mein Weib acht Tage nach jener Verhaftung hier im Gasthofe an den Folgen des Schrecks gestorben ..."

Wieder verstummte der Erzähler. Dann fügte er mit dumpfer Stimme hinzu:

„Ich erfuhr's, als ich meine zwei Jahre in Kufstein verbüßt. Auch mein Kind, das man bei fremden, niedrigen Leuten von Seiten des Gerichts in Pflege gegeben, war todt. Ich aber habe fortgelebt und lebe noch — es ist fast ein Wunder. Freilich ist mein Dasein kein Leben mehr zu nennen ..."

Stumm und erschüttert nahmen wir Abschied von dem Unglücklichen und gingen im nebeligen Dämmerschein des anbrechenden Tages aus einander ...

Herrn v. M. habe ich seit langen Jahren nicht mehr gesehen, der »goldene Engel«, wo ich ihn hätte aufsuchen können, steht ja nicht mehr. Vielleicht hat der Tod den unglücklichen Mann von einer Existenz erlöst, von der er selbst mit Recht gesagt, daß sie kein Leben mehr zu nennen ...

Spielt in dieser Jagdgeschichte neben dem einen Hauptcharakteristikon des reactionären Regime's, der Dummheit, auch leider das andere, die Grausamkeit, eine Rolle, so sind hingegen die beiden nachstehenden, mit denen ich meinen Cyclus schließe, wieder nur lustig und die P. T. Behörden, welche darin eine Rolle spielen, haben Niemand geschadet, als — dem Regime selbst!

Auch diese beiden Historien spielen in sehr verschiedenen Winkeln der österreichischen Monarchie: die eine am Lago di Garda, die andere in Podolien.

Es war im Spätherbst 1851. Der schärfste Belagerungszustand lag düster und drohend, wie eine Wetterwolke, über Lombardo-Venetien. Aber deshalb spann die Sonne ihr goldiges Netz über den tiefblauen Lago di Garda, wie sonst, auch war nicht zu bemerken, daß sich's die Trauben und Limonien verbieten ließen, zu reifen, und die Blumen, zu blühen. Kurz — es waren so prächtige Octobertage, wie sie selbst dieser gesegnete Gau nicht alljährlich zu erleben pflegt. Daneben war freilich auch obenerwähnte Wetterwolke sichtbar — auf Schritt und Tritt. An den Ufern wimmelte es von Gendarmen, Soldaten und Kanonen, allüberall wurden neue Forts gebaut und die alten stärker armirt. Daneben wurde die Strandpolizei in unerhört strenger Weise gehandhabt: kein Kahn fuhr undurchsucht aus, kein Kahn legte undurchsucht an. Kurz — ein Hochverräther, der sich in jenen Tagen hierher gewagt hätte, hätte verdient, nicht blos seiner Hochverrätherei, sondern auch seiner Dummheit wegen gehangen zu werden.

Aber deshalb glaubte der damals zu Riva stationirte k. k. Polizeicommissär es dennoch willig, als eines Abends der wackere Padrone Bartolomeo in seine Amtsstube stürzte und athemlos vermeldete: Ludwig Kossuth halte soeben in

einer Felsnische über dem Seespiegel eine Conferenz einem wälschtirolischen Hochverräther ab.

Dieser Bartolomeo war ein sehr gefälliger und seitiger Mann, Besitzer mehrerer Lastbarken auf dem und gefährlicher Pascher, Spion der Oesterreicher wie minder der Italianissimi des Trentino, ein dicker gen licher alter Knabe und ein Erzschuft vom Scheitel bis Sohle. Trotzdem — oder darum?! — ist es ihm Leben sehr gut gegangen und er hat seinen Kindern hübsches Erbe hinterlassen. Für die athemlose Mel an jenem Oktoberabend hat er übrigens hinterher sch lich etwas bekommen.

Damals aber rapportirte er: „Signor Commis — wir haben ihn, so wahr mir die heilige Jungfrau fen möge, wir haben den «principe ungharese», Ludwig Kossuth, für dessen Auffindung Ihr mir ei schönes Stück Geld versprochen habt. Und er steck nächster Nähe, kaum eine halbe Meile von hier. Ihr l ja hier am See, auf der lombardischen Seite, dich den Ponalfällen, die Felsnische, kaum einen Fuß dem Seespiegel, wo einst ein verrückter Padre, welche großer Heiliger war, als Einsiedler gelebt hat und ge ben ist. Also in dieser Höhle drin steckt er gerade und spricht ungarisch mit einigen Hochverräthern aus und Torbole . . .“

„Wie habt Ihr das erkundet?“ fragte der Comm

„Selber gesehen!" war die stolze Antwort. „Selber gesehen und selber gehört! Da fahre ich heute spät Nachmittags von Limone weg und hierher, immer am Ufer hin, und komme schon in der Dämmerung am Fall des Ponale vorüber und gegen jene Nische hin. Da sehe ich dort ein Boot müßig kreuzen und das kommt mir verdächtig vor und ich fahre darauf zu. Und wie ich erkenne, wer im Boot sitzt, da kommt mir die Sache noch verdächtiger vor. Denn, was meint Ihr, Signor, wer's war?! Der schwarze Antonio aus Torbole war's, der gefährlichste Hallunke am ganzen See, das Haupt dieser gottverdammten Pascher, welche dann mich verdächtigen, mich, den bravsten und kaisertreuesten Menschen unter der Sonne, mich, der ich vom Scheitel bis zur Sohle ein Austriaco bin! . . . «Was treibst Du Dich da allein und müßig am See herum?» frag' ich ihn also. Und was antwortet mir der Hallunke? «Dicker Wanst!» schreit er herüber, «das werde ich Dir just auf die Nase binden», — und fährt lachend fort, in den See hinaus Natürlich schreie ich ihm die gehörige Antwort nach. Aber wie ich nun weiter fahren will, da sehe ich, wie von Riva her ein zweites Boot auf die Höhle zu kommt. Das kommt mir natürlich noch verdächtiger vor und ich drücke mein Boot fein in den Schatten der Felswand und luge scharf aus. Und da sehe ich: es ist der alte Domenico aus Riva, gleichfalls ein sehr gefährlicher Mensch, der das Boot

lenkt; drinnen aber sitzt eine vermummte Gestalt. Dicht an die Höhle fahren sie hin und da schwingt sich die Gestalt hinein und ruft dann dem Domenico zu: «Also in einer Stunde holst Du mich ab!» Und — was ich besonders sagen will — italienisch war das freilich — aber schändlich ausgesprochen — wie ein Fremder spricht, wie etwa con permesso! — Ihr zu sprechen pflegt, Signor Commissario! Nun der Domenico zieht darauf ehrfurchtsvoll seine Kappe und fährt davon, gleichfalls in den See hinaus. Ich aber denke mir: «Das ist eine höchst sonderbare Sache, der mußt du auf den Grund kommen!» und fahre ganz leise an die Nische hin und lausche. Und da höre ich ganz deutlich, wie drin zwei Stimmen ungarisch sprechen. . . ."

„Wie habt Ihr das erkannt?" fragte der Commissär.

„Nun", erwiderte der Bartolomeo, „es giebt am See enghosige Soldaten genug, von denen man den Klang der Sprache hören kann. Und der ist nicht so leicht zu verwechseln — das klingt ja wie ein ewiges Poltern und Fluchen. Also verlaßt Euch darauf, Signor — es war ungarisch. Und eben so deutlich habe ich den Namen «Kossuth» gehört. Und nun frage ich Euch, wie ist dies anders zu erklären, als daß da drinnen der Kossuth verborgen steckt und daß andere Hochverräther aus Riva und Torbole zu ihm gefahren gekommen sind? Beeilt Euch,

Signor, und wenn Ihr Euch beeilt, so könnt ihr das ganze Nest aufheben. . . ."

Und der Commissär beeilte sich sehr, ja ganz ungeheuer. Seine Gendarmen flogen nach allen Seiten und schon eine Viertelstunde später ruderte eine kleine k. k. Armada in den See hinaus. Sie bestand aus zwei größeren, mit je zehn Kaiserjägern bemannten Boten und einem kleineren Kahn, in welchem der Commissär und vier Gendarmen saßen. Herr Bartolomeo war nicht von der Partie, seinen Beruf als Spitzel hatte er ja schon erfüllt.

Rasch flogen die Boote über die murmelnden Wogen dahin. Die Nacht war sehr dunkel; nur einzelne Sterne flimmerten am Himmel.

„Halt!" rief plötzlich einer der Gendarmen, ein Eingeborener, in die Nacht hinaus. Sein scharfes Auge hatte da ein kleines Boot erspäht. Aber der Zuruf hatte nur die Folge, daß der Flüchtling um so rascher ausgriff. Doch half ihm das wenig. Im Boote des Commissärs arbeiteten acht Ruder. Bald war der Flüchtling gestellt, es war der alte Domenico.

„Was suchst Du hier?" herrschte ihn der Commissär an.

„Ich — ich fische . .", stammelte der Erschreckte.

„Du lügst!" donnerte abermals der Mann der Sicherheit. „Du hast vor einer Stunde einen Mann aus Riva

bei der Einsiedler-Höhle abgesetzt und kommst nun, ihn abzuholen. Ich weiß Alles — Leugnen hilft nichts — nur ein offenes Geständniß kann Dich retten — wer war jener Mann?"

„Das darf ich nicht sagen", wimmerte der Fischer.

„Warum nicht?"

„Santa Maria!" war die klagende Antwort, „weil ich sonst «Fünfundzwanzig» kriege. . ."

Fünfundzwanzig! Altehrwürdige k. k. Polizei- und Militär-Ziffer! Untrügliches Kriterium unverfälschten Oesterreicherthums! Fünfundzwanzig! . . . fürwahr, wäre der Amtstscheche aus Riva ein Genie gewesen, aus dieser bloßen Andeutung hätte er theilweise bereits den Sachverhalt errathen können. . .

Aber — er war kein Genie, sondern im Gegentheil k. k. Polizeicommissär. Und darum sagte er nur barsch: „Das wird sich finden! — Bindet seinen Kahn an eine Barke, ihn aber werft in die Barke unter die Soldaten!"

So geschah's. Weiter ruderte die k. k. Armada durch die schwüle, pechschwarze Nacht. Und zwar schlauer Weise immer stiller und vorsichtiger, denn nun näherte man sich dem Neste der Hochverräther. Jetzt — dem Commissär schlug das Herz heftiger — war die Einsiedlerhöhle erreicht. Die eine Barke postirte sich rechts, die andere links, der

Kahn mit Commissär und Gendarmen fuhr gerade auf die Höhle zu.

„Bist Du's, Domenico?“ rief aus der Höhle eine kräftige Mannesstimme.

„Freilich bin ich da“, brüllte der Fischer, „aber gebunden haben mich diese — —“, der Rest verklang unter der kräftigen Faust eines Kaiserjägers.

„Bassama!“ rief dieselbe Stimme. „Was geht hier vor? Was wollt Ihr Männer?“

„Was wir wollen?“ donnerte der Commissär und richtete sich todesmuthig empor — „das will ich Euch sagen: Im Namen des Kaisers! — ergebt Euch, Ihr Rebellen! Werft die Waffen fort, jeder Widerstand ist unnütz!“

Nach dieser Rede scholl aus der Höhle ein schriller Schrei, wie aus einer Frauenkehle. Sollte Ludwig Kossuth sein Weib mitgenommen haben?

„Ergebt Euch!“ donnerte der Commissär noch einmal.

„Bassama!“ erscholl nun wieder aus der Höhle die kräftige Stimme, „was sind das für infame Späße!“ Und dann setzte dieselbe Stimme in deutscher Sprache hinzu: „Verzeihung, wenn ich mich nicht irre, so habe ich die Ehre, mit dem Herrn Commissär N. N. aus Riva zu sprechen?„

„Allerdings!“ erwiderte dieser verdutzt.

„Nun — da werden Sie mich ja auch vielleicht er-

kennen", fuhr die Stimme fort. „Wir spielten ja im Café Andreas oft genug Billard. Ich bin ja der k. k. Lieutenant Emmerich v. Sz. von Franz-Carl-Infanterie. . ."

„Das ist er wirklich!" flüsterte der scharfäugige eingeborne Gendarm dem Commissär zu.

Dieser schwieg einen Moment. Dann durchzuckte ihn ein neuer Gedanke: ‹Franz Carl› ist ein ungarisches Regiment — Herr v. Sz. ist ein Magyare — Kossuth sucht österreichische Militärs zum Abfall zu verleiten. . . .

„Und was treiben Sie hier, Herr Lieutenant?" fragte er.

„Das — kann ich Ihnen nicht sagen!"

„Warum nicht?"

„Weil es nicht mein Geheimniß allein ist!"

„Also sind Sie nicht allein?"

„Nein!"

„Und wer ist bei Ihnen?"

„Kann ich Ihnen ebensowenig sagen. Wohl aber kann ich Sie versichern, und zwar als Edelmann und Offizier auf mein Ehrenwort versichern, daß die betreffende Persönlichkeit kein Rebell ist, und daß hier überhaupt nichts getrieben wurde, was — den Bestand der Monarchie gefährden könnte."

„Das wollen wir sehen", brummte der Commissär, gab dem Gendarm einen Wink und — im nächsten Augenblicke zischte ein weißes Sprühlicht auf und übergoß

einen Moment lang Höhle und Barken mit taghellem Schimmer.

In der Höhle der schrille Schrei einer Frauenkehle und das Fluchen des Lieutenants — auf den Barken das Gewieher der Mannschaft.

Nein! — der Lieutenant hatte Recht gehabt — nein! hier war nichts getrieben worden, was den Bestand Oesterreichs hätte gefährden können. . . .

Stumm und tiefgebeugt kehrte der Commissär mit der Armada nach Riva zurück, nachdem er Domenico und seinen Kahn bei der Höhle gelassen.

Der Abend war übrigens an verhängnißvollen Folgen reich. Am nächsten Tage schlug sich Lieutenant v. Sz. mit dem Hauptmann v. G., welcher in Torbole stationirt war, Frau Hauptmann v. G., eine üppige, blonde Magyarin, reiste zu ihren Verwandten nach Debreczin und die beiden Gatten sahen sich nie wieder.

Nur einer bewahrt dieser Kossuthjagd eine freundliche Erinnerung: das ist jener eingeborene Gendarm, der heute übrigens kein Gendarm mehr ist, sondern ein ältlicher, behäbiger Winzer im Sarca-Thal, welcher mir bei einer Foglietta eigenen Weines die Historie berichtet hat. . . .

An meine letzte Historie weiß ich mich aus meiner Knabenzeit theilweise selbst zu erinnern. Sie spielt in meiner Heimath, in Podolien, im Dorfe Biala bei Barnow, über welches ein sicherer Iwon Megega als

Dorfrichter sein Szepter streckte, ein gar wackerer Mann, von dem ich noch weiter unten des Ausführlichen erzählen will.

Es war im Jahre 1856. An alle Dorfrichter im Czortkower Kreise war der Befehl ergangen, auf verdächtige Reisende zu vigiliren, insbesondere auf solche aus Ungarn. Auch das Signalement Kossuth's war gewohnheitsgemäß wieder publicirt worden. Niemand kam diesem Befehle pünktlicher nach, als unser Iwon, denn er war und ist sehr gut kaiserlich. Er stellte einen Sensenmann auf die Landstraße, einen andern vor das Wirthshaus. Sie hatten jeden Reisenden anzuhalten, bis Iwon seinen Paß untersucht.

Lange ereignete sich nichts Auffälliges. Da kam an einem trüben, windigen Herbstnachmittage ein kleines Wägelchen durch das Dorf gefahren. Es gehörte einem jüdischen Lohnkutscher aus Drohobycz, welcher auch den Wagen lenkte. Im Wagen saß ein Mann von etwa vierzig Jahren. Er hatte schwarzes Haar, schwarzen Bart und war hager. Eingehüllt war er in einen verschossenen ungarischen Mantel, unter dem hohe Stiefeln hervorlugten.

„Halt!" rief der Sensenmann und hielt den Wagen an. „Herr — Ihren Paß!"

Der Reisende verstand nicht ruthenisch.

„Brüderchen!" sagte der Kutscher zu dem Sensenmann,

„der Mann ist ein Kaufmann aus Ungarn. Du kannst uns ruhig fahren lassen.“

„Aus Ungarn?! — hoho! — den Paß!“

Der Reisende reichte ihn hin. Der Sensenmann entfaltete das Papier und besah sehr aufmerksam die Siegel. Doch beschränkte sich seine Prüfung nothgedrungen auf diese nebensächliche Beigabe: er konnte nicht lesen. Darum rief er einige Bauern herbei, bat sie, den Wagen zu bewachen und brachte selbst den Paß zu Iwon. Der Dorfrichter rieb sich die Augen klar und begann zu lesen — d. h. er hielt die Schrift nahe den Augen. Dann aber schüttelte er den Kopf und schimpfte über die undeutliche Schrift. Das werde nicht einmal der Herr Pfarrer lesen können — erklärte er. Dann trug er das Document zu diesem. Iwon hatte überhaupt das Unglück, daß ihm lauter undeutliche Schriften unterkamen. Was nutzte es ihm da, daß er, wie er oft mit heiligen Schwüren betheuerte, vortrefflich lesen konnte?!

Heute hatte Iwon noch außerordentliches Unglück. Der Pfarrer sei in die Stadt, erklärte die Köchin, und komme erst am Abend wieder. Fluchend ließ Iwon das Document zurück und beschloß, den Reisenden bis zum Abend anzuhalten, jedoch vorläufig ein Verhör mit ihm anzustellen.

Dabei ergaben sich freilich einige linguistische Schwierigkeiten. Der Reisende fluchte ungarisch und jammerte

deutsch, der Dorfrichter inquirirte ruthenisch und wa
immer aufmerksamer. Schon die Stiefel und der Man
erregten seinen Verdacht. Dazu kam, daß ihm der R
sende plötzlich einen Gulden bot, wenn er ihn ziehen lass
wollte. Iwon trat entrüstet zurück. „Um einen Guld
verkaufe ich meinen Kaiser nicht!“ Dann dachte er na
ungarische Kleidung — ungarische Flüche — Bestechu
— dunkles Haar — magere Gestalt — das paßt ja a
ein Haar, das war ja —

„Du bist der verdammte Herr Kossuth, den wir sch
so lange suchen!“ schrie er.

„Kossuth!“ rief der Reisende und sank todtenble
auf seinen Sitz zurück.

„Habt Ihr gesehen, wie er erschrocken ist?“ r
Iwon den Bauern zu. „Das ist Kossuth! Hinunter m
ihm, hinunter vom Wagen und in den Gemeindekott
Bindet ihn, sperrt die Thüre hinter ihm zu und st
zwölf Männer umher. Ihr bürgt mir dafür, daß er ni
entwischt. Ich selbst reite nach Czortkow und hole
Schreiber des Kaisers.“

Und so geschah's.

„Kossuth in Biala!“ Ich war damals ein achtjährig
Bube, aber ich erinnere mich noch ganz genau, welch
Eindruck die Kunde im Städtchen machte. Denn Iw
schrie es den Leuten zu, als er im Galopp durch die Straß
zum Bezirksgericht sprengte. Man lief, man schrie, man ja

merte durch einander. Die Einen wollten mit den Glocken läuten, Andere eilten nach Hause und packten ihre Sachen zusammen, und die Muthigen bewaffneten sich mit rostigen Schwertern. Und das Alles vor dem bloßen Klange des Namens!

Der k. k. Bezirksvorsteher verlor Anfangs den Kopf. Dann raffte er sich auf. Die beiden Gendarmen und den Gerichtsdiener packte er auf einen Wagen, sich selbst und seinen Schreiber auf einen zweiten. So kam der Zug vor unserem Hause an, und mein Vater mußte mit. Denn ein Arzt, meinte der Beamte, müsse immer dabei sein, wenn man einen großen Verbrecher verhafte. Nun ja — wie leicht kann sich ein solcher Mensch in der Verzweiflung ein Leid anthun!

So fuhren die Herren in der Dämmerung, so rasch die Pferde laufen konnten, nach Biala. Iwon ritt neben ihnen her und kam erst jetzt dazu, keuchend die näheren Umstände der Verhaftung zu berichten. „Wo ist denn der Paß?" fragte der Vorsteher und befahl, als er's erfuhr, das Document sogleich vom Pfarrer zu holen.

So kam die Commission in Biala an und fuhr vor der Scheune vor, welche den Gemeindekotter repräsentirte. Da standen rings herum die zwölf Bauern und meldeten, der Rebell drinnen jammere fürchterlich. Schnell wurden einige Laternen herbeigeschafft, Iwon lief nach dem Paß, der Vorsteher ließ durch die Gendarmen die Thür öffnen

und rief dann aus gemessener Entfernung in die Scheune hinein:

„Kommen Sie heraus!"

„Gott über der Welt!" erwiderte eine jammernde Stimme, „wie kann ich kommen heraus, wenn die Bauern haben mir gebunden Händ' und Füß'!"

Der Vorsteher und sein Schreiber sahen sich entsetzt an. Dann faßte sich die Amtsperson und befahl, dem Gefangenen die Fußfessel zu lösen und ihn vorzuführen.

Es geschah. Trotz der unsichern Beleuchtung der Laterne genügte ein Blick, um zu erkennen, daß das geknickte Menschenkind, welches man da vorschleppte, kein trotziger Rebell sei. Die Säbelbeine knickten und dicke Thränen rannen über die gebogene Nase und die näselnde Stimme schluchzte: „Gott, wohin schleppen Se mich! Gott, was wollen Se von mir! Ich bin nix Kossuth, ich bin ä Lederhändler, ich hab' bei Debreczin ä Weib und sieben Kinder."

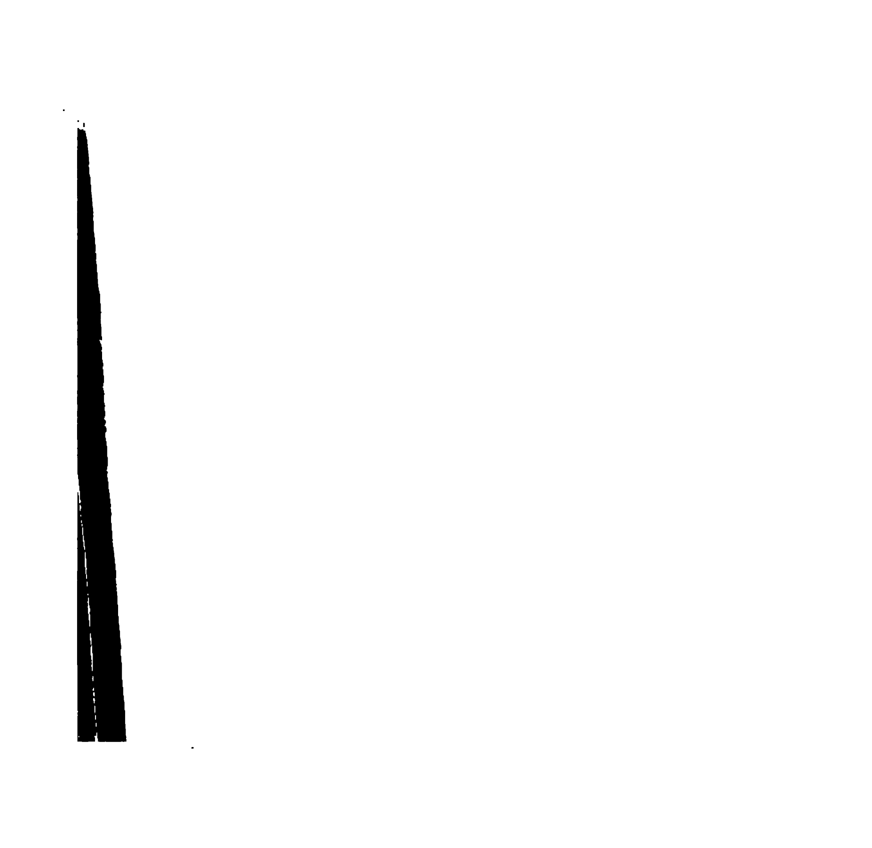
„Hier ist der Paß!" keuchte Jwon gerade heran.

Salomon Weiß, Lederhändler aus Debreczin, stand darin, der Paß war in Ordnung.

Hier schließt mein Bericht von den Kossuth-Jagden. Vielleicht sind in jenen Jahren noch viel lustigere Geschichten derselben Art geschehen. Denn, wiederhole ich meine Eingangs aufgestellte Behauptung, jegliche Reaction ist nie ausschließlich Henker, sie ist stets zugleich Bajazzo! . . .



Auch ein Hochverräther.



Es war ein Tag im Herbst, ein schöner, klarer Septembertag. Die Ofener Berge lagen in blauem Dufte, schier wie zur Sommerzeit, die blonde Donau schimmerte im Sonnenstrahl und am Pester Quai wogte der Strom geputzter Spaziergänger auf und ab. Es läßt sich gut wandeln hier am herrlichen Strome zwischen den beiden prächtigen Städten, und es gibt wenige Orte auf Erden, wo ein Blick des Auges so viel Farbenpracht und Fülle der Schönheit umfassen kann. Es gilt dies von Allem, von dem Strome, dem Verkehre, den Bauten und ganz insbesondere von den Frauen. Aber alle Pracht thut auf die Dauer dem Auge weh. Und so ging ich an jenem schönen, stillen Tage am Flusse hin und der Quai blieb hinter mir und die fashionable Promenade und die geputzten Menschen, und ich ging weiter und weiter, bis mir der sonderbare Blocksberg gegenüber lag. Hier bog ich in eine große öde Straße zur Linken ab und dann nahm mich ein Gewirr von Gassen und Gäßchen auf, in dem ich mich kaum mehr auskannte.

Ein größerer Gegensatz zweier Stadtviertel ist kaum

denkbar, als zwischen dem, woher ich kam und jenem, in welchem ich nun umherirrte. Dort moderne Paläste und Zinsburgen, hier kleine, ärmliche, alterthümliche Häuslein, dort lautes Wogen und Treiben, hier nur selten ein Mensch. Die kleinen Gäßchen lagen wie ausgestorben — es war just Arbeitszeit und die Bewohner in den Häusern oder auswärts. Wenn ich auf einen Haufen von Leuten stieß, so waren es eben kleine Leute mit blonden Haaren und blauen Augen und putzensbedürftigen Näschen — junges, übermüthiges Germanenthum.

Der Dialect, in dem sie sich sehr geräuschvoll unterhielten, wird freilich nirgendwo in deutschen Landen gesprochen, es ist eben ein sonderbares Gemisch aus baierischen, schwäbischen, fränkischen, niederrheinischen und ganz insbesondere urwienerischen Elementen, das Zeug klingt zuerst fast unverständlich. Aber hätte ich auch daran gezweifelt, daß dies deutsche Kinder seien, so wäre mir dies gleich darauf sonnenklar geworden, just, als ich vorüberging, erklärten einige, „nicht mehr mitzuthun". Und richtig prügelten sie sich gleich darauf; so viel ich bei flüchtigem Rückblick bemerkte, stand auch kein Bismarck unter ihnen auf. Im Uebrigen achtete ich ihrer nicht mehr und studirte die Schilder, welche hier und da, klein, buntfarbig, oft mit sonderbarster Ausstattung und Schreibweise an den Häusern hingen. Da war z. B. ein phantastischer Stiefel mit einem Riesensporn und darunter stand: «Schwem-

minger Janos». Oder eine großmächtige Scheere mit der Unterschrift: «Haubele Mihaly». Im Hause daneben an einer kleinen Gassenthüre eine ockergelbe Bretze, ein zinnoberrothes Bierglas und ein giftgrünes Schnapsfläschchen und darunter ein Name, der schlimm dazu paßte: «Wassermacher Zsigmond» . . . Dann begegneten mir einige Mühlknappen, und als ich in eine Straße gelangte, wo von allen Seiten melodisches Kuhgebrülle an mein Ohr schlug, da wurde mir zur Gewißheit, was ich bisher nur geahnt: ich war in der Franzstadt.

Es gibt wol keine andere Stadt, deren Theile so grundverschiedenen Charakter aufweisen, als die Hauptstadt Ungarns. Mehr oder minder findet sich dergleichen überall, nur wird es wenig beachtet: dem flüchtigen Touristen sticht es nicht grell genug ins Auge und der Einheimische nimmt es eben als Gewohntes hin, über das man sich weiter keine Gedanken macht. Wer aber Sinn und Auge für solche kleine Eigenthümlichkeiten hat, kann ganz interessante und ergötzliche Studien machen, insbesondere in Buda-Pest. Denn hier gleicht nicht allein keine Vorstadt der andern, sondern jede derselben zerfällt noch überdies in sehr verschiedene Bezirke. So ist in dem kosmopolitischen Gewirre der inneren Stadt ganz deutlich ein kleines Gebiet mit specifisch magyarischer Physiognomie erkennbar, so scheiden sich in Ofen die Bewohner nach den Nationalitäten, in der Josefstadt nach dem Besitzthume und in der

Franzstadt, die fast ganz von ärmeren Leuten deutscher Zunge bewohnt wird, nach der Berufsart. Da wohnen die Fiaker und die Wäscherinnen, die Müller und die Milchmeier, die Schuster und die Schneider, die Wagenbauer und die Schmiede und sie halten sich, ganz gegen alle Grundsätze moderner Volkswirthschaft, gern in eigenen Gassen zusammen. So kam ich in eine lange Zeile von Gärten, wo rechts und links an Stricken die gesammte Wäsche der vereinigten Hauptstädte schwankte und wieder in eine andere Gasse, wo wol an die dreißig Schuster wohnten, stattliche Schuhmacher mit stattlicher Werkstatt und stattlichem Schilde und kleine, dürftige Flickschusterlein. Und wo ein Schild zu sehen war, da war gewiß ein kerndeutscher Familienname darauf und dazu ein kernmagyarischer Vorname. Es berührt dies den Deutschen eigen und auch ich machte mir so meine Gedanken darüber an jenem stillen Herbstnachmittage.

Aber zu dem gebräuchlichen Manöver: dem Faustballen in der Tasche gegen den magyarischen Chauvinismus konnte ichs nicht bringen. Etwas ist schon daran, aber ich denke, wir Deutschen hätten allen Grund, uns da auch an der eigenen Nase zu fassen. Denn warum sind die Väter dieser Leute fortgezogen aus der liebvertrauten Heimat an der Donau, am Neckar oder am Rhein, fort ins fremde, wilde Land? Weil sie's daheim nicht mehr ertragen konnten, weil sie die Verhältnisse drüben zu Boden drückten.



Der Eine wollte Meister werden und durfte es nicht — das Zunftrecht stand entgegen, der Andere wollte heiraten und konnte es nicht — ein grausames Gesetz der Patrizier hinderte ihn daran, den Dritten, einen Landmann, trieb sein Herr durch Frohnden und Lasten schier zur Verzweiflung. So zogen sie fort. Und was nahmen sie mit — etwa einen deutschen Staatsgedanken, ein deutsches Volksbewußtsein!? Ach — damals gabs kein Deutschland, selbst der Gedanke an den ideellen Zusammenhang aller Deutschen dämmerte nur in erleuchteten Köpfen und was sie mitnehmen konnten, war höchstens ein reichstädtisch Ulmsches oder kurfürstlich Mainzsches oder reichsritterlich Katzenellenbogensches Bewußtsein. So ein Bewußtsein aber verduftet leicht in der Fremde und verduftets nicht von selber, so ist man sehr gerne geneigt, es freiwillig von sich zu werfen! . . . Was die Väter wirklich aus der Heimat mitgebracht: deutsche Sprache, deutsche Sitte, deutsche Tüchtigkeit, das haben die Söhne meistens bis heute bewahrt. Aber weil es ihnen hier gut ging, weil sie hier gedeihen durften im Schutze verhältnißmäßig freisinniger Gesetze, so nahmen sie gerne den neuen Staatsgedanken an und damit zugleich — unglückseliger-, irrthümlicher-, aber sehr leicht begreiflicherweise! — das neue Nationalitäts-Bewußtsein.

Diese Leute fühlen sich als Magyaren, auch wenn sie magyarisch nur «Eljen» zu rufen wissen und «hunczut a

német!» ... Diese Erscheinung ist sicherlich sehr beklagenswerth und geradezu peinlich wäre sie, könnten wir uns nicht mit dem Worte trösten, das Grabbe seinen Hermann von den abtrünnigen Sigambrern sprechen läßt: «Blätterabfall der Eiche, die in Europas Mitte prangt. Sie kann viel entbehren und bleibt stark.» Aber wer darüber empört ist, der richte seine Empörung nicht gegen diese Leute, mit denen es ging, wie es gehen mußte, sondern gegen — die Schuldigen. Und die Hauptschuldigen sind nicht die Bekämpfer des Deutschthums, sondern Diejenigen, die dafür eintraten, indem sie officiell, wie man es eben verstand, «germanisirten» ...

„Du schwarzgelber Hund!"

Laut und gellend klangen mir die Worte ins Ohr — ich fuhr auf aus meinen Gedanken und blickte um mich. Ich war noch in der Gasse der Schuster. Daß der Schimpf mir galt, konnte ich nicht zweifeln. Denn die Straße lag im hellen Sonnenscheine verödet, nur weit oben balgten sich zwei flachshaarige Buben und ein altes Weiblein hinkte an den Häusern dahin. Aber wie kam just ich zu dem Ehrentitel, den ich doch so wenig verdiene, wie selten ein Mensch?! Und wer war der Rufer?

„Eljen Kossuth! ... Eljen Kossuth!" ...

Ich wendete mich hastig um. Der Rufende mußte im kleinen Gassenladen stecken, vor dem ich stand. Es war die Werkstätte eines Flickschusters. Aber der alte Mann

hockte mit überaus harmloser Miene auf seinem Dreibein und mühte sich emsig, eine lebensmüde Sohle zu fernerm Gange durchs Leben zu stärken. Er blickte erst auf, als ich dicht vor ihm stand. Derselbe, nicht schmeichelhafte Zuruf klang mir gleichzeitig aus dem Hintergrunde entgegen. Und nun konnte ich auch deutlich erkennen, daß das keine Menschenstimme war.

„Ah! mein Staarl", lachte der Meister und rief in einen Winkel: „Hansl, halt's Maul." Da saß der stahlgrau schillernde Uebelthäter und blinzelte mich mit den klugen Aeuglein an. „Er meint's nöt bös!" tröstete mich sein Herr. „Wissen's, er hat's amal so g'lernt! . . ."

Ich mußte herzlichst lachen. „Das ist ja ein seltenes Thier" meinte ich dann, „man trifft kaum einen Staar, der so viele Worte kann und dabei so deutlich."

„Ja!" bestätigte der Schuster stolz, „a rares Stuck. ‹Eljen Kossuth› kann er rufen und ‹Du schwarzgelber Hund.›" Und der Vogel bewies auch ununterbrochen, daß er das wirklich könne.

„Sie sind wol ein guter Patriot?" fragte ich.

„Na freili!" Der Mann blickte mich stolz an. „Und ob! Und was für a Badhrot! Die Contschtiduzion — dös is das Höchste! . . ."

„Sie meinen wol die von Achtundvierzig?"

„Na — die neuche a — die vom Siebenundsechz'ger Jahr."

„Ich meinte, Sie wären von der Linken — weil de
Vogel «Eljen Kossuth!» schreit."

„Na — wissen's, dös kummt daher, weil i's de
Hansel noch im Sechz'ger Jahr g'lernt hab'. Da wa
noch der Kossuth 's Höchste. Später, im Siebenundsechz'ge
Jahr, hätt' ichs gern g'sehn, daß er a «Hoch der König!
lernt, oder weil er 's Eljen noch vom Kossuth kann «Elje
a Kiralyi. Aber da is er z'dumm dazu — i hob' m
eh g'nug gift! Ja — wann mei' Michel noch lebet
Der hätt' 's ganze Vadhernoster g'lernt, wann i g'woll
hätt'. Aber der is g'storben — schon im Sechsundfünfz'ger
Jahr." Der alte Mann wurde fast wehmüthig in de
Erinnerung an den todten Liebling. Aber gleich darau
setzte er grimmig hinzu: „Die schwarzgelben Hund' habe
ihn um'bracht!"

„Wen?" fragte ich erstaunt.

„Na — den Michl, wen denn sonst?!"

„Und den haben die Schwarzgelben getödtet?"

„Freili ja! In Ofen haben's ihn eing'sperrt und
Proceß haben's ihm g'macht und nacher um'bracht. Wissen'
— wegen Hochverrath!"

„Wa—a—s? Einen Staar?"

„Sie glauben's nöt? Wahr is doch! — Fragen'
nur in der ganzen Pester Stadt! Wegen Hochverrath! —
so a lieb's Thierl!"

„Aber wie ist das nur zugegangen?"

„Ja — segen's — dös war a so!" Der alte Mann nahm die Hornbrille von der Nase und erzählte:

„'s war grad a Tag wie heut, schön, zu heiß a nöt, da sitz i da mit mei Michel und mir plauschen halt. No ja — Jemanden muß der Mensch zum Plauschen hab'n — i hab kei Weib, i hab kei Kind — also plausch i mit'n Michel. I red und er plappert, was er g'lernt hat — «du schwarzgelber Hund!» und «Eljen Kossuth!» . . . Ich sag Ihna, der Michel hat vastanden, was er g'sagt hat und mi hat er a vastanden, besser wie a Mensch. Und wie mir so sitzen und plauschen, stürzt auf amal a blutjunger Leitnant herein, roth wie a Indian und schreit: „Wo ist der Hund? Wo ist der Kerl, der mich beschimpft hat?" Und dabei zittert er Ihna nur so vor Wuth . . . „Herr Leitnant", sag' i, „verzeihen's, mei Michel, das Staarl!" „Wo?" schreit der Officier, „wo ist die infame Bestie, ich dreh' ihr den Hals um!" . . . Da werd' i a fuchtig. „Herr Leitnant", sag' i, „a Beschtie is der Michel nöt und infam noch wen'ger und dös mit'n Halsumdreh'n — dös schon am Wenigsten! Das Thierl g'hört mein — vastanden, Herr Leitnant?"

„Da gibt er mir an Stoß in d' Brust und schreit alleweil vom Erschießen und Hängen. Dann lauft er weg und schreit noch zurück: „Du Rebell, ich will Dich schon Mohren lernen" . . . „Meintswegn", schrei i ihm nach, „i bin a Pester Bürger, i fürcht' mich vor kan Mohren

nöt!“ Dann denk i aber nach, ’s war halt gar so a schwere Zeit und die Böhmaken hab’n uns g’schunden, wie’s g’wollt haben, und a Gerechtigkeit war nöt z’finden und da is mir angst und bang wor’n. „Michl“, sag i, „paß auf, mit dem sein wir noch nöt fertig! Michl! Da hast uns alle zwei in a schöne Patsch’n einibracht!“ Und der Michel hat’s a g’spürt, der is ganz dasig dag’sessen. Und richtig — zwei Stunden d’rauf komm’n so zwei Naderer, zwei vafluchtige Böhmaken und packen mich z’samm und ’n Michel a und schleppen uns alle zwei über d’ Brucken nach Ofen, in d’ Polizei-Direction. Und dort führens uns uma, wie narrisch, bis m’r endlich zan Commissär kommen sein, zan Herrn v. M. Ich hab’ ihn eh ’kennt, er war a Pester, aber mit die Schwarzgelben hat er’s g’halten — der Schuft.“ Der Schuster spuckte verächtlich aus. „No — und der hat uns ausg’fragt, wie mir heißen und wie alt mir sein, der Michel und i und wie lang i den Vogel hab’.“ „Seit’n Siebenundvierz’ger Jahr“, sag i. „Und wann haben’s ihm solche Niederträchtigkeiten g’lernt?“ fragt er. Aber das war m’r z’viel! „Niederträchtigkeit?!“ sag’ i, „im Achtundvierz’ger Jahr war das ka Niederträchtigkeit nöt und heut is es auch ka Schlechtigkeit und wann’s damals a Niederträchtigkeit war, so sein Sie, Herr v. M., a schlecht und niederträchtig g’wesen!“ Wissen’s, ich bin halt gach! Und dös war a Unglück für mi und mei Michel. Denn der Herr von

M. is fuxteuxelswild wor'n und hat g'schrien: „In den Arrest mit ihm!" Und da haben's mi fortg'schleppt und — mein Michel hab i siderdem nimmer g'sehn!"

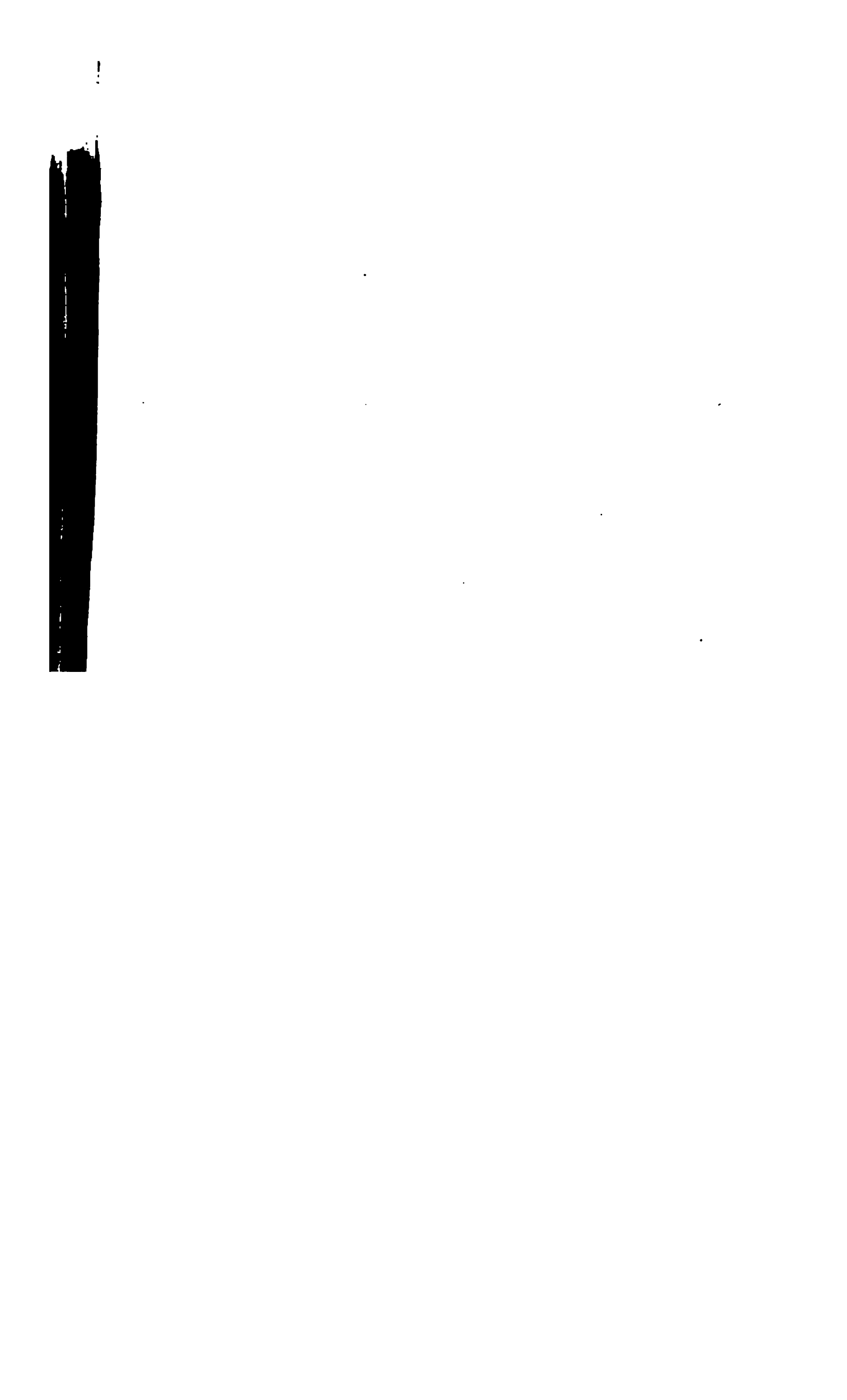
Dem alten Menschen traten wirklich und wahrhaftig die Thränen in die Augen. „Und wie wars nachher?" fragte ich nach kurzer Pause.

„I sag Ihna — dumm und schlecht sein die Schwarzgelben g'wesen — s'is nöt zan derzählen." Aber dann erzählte er doch: „Acht Täg bin i in'n Arrest g'sessen und alle Tag haben's mi ausg'fragt und alle Tage hab i's Nämliche g'sagt: „In Achtundvierz'ger Jahr — da hab i's dem Michel vorg'sagt und damals is dös ka Sünd g'wesen." Aber alliweil haben's von mir a Geständniß g'wollt. „Ich waß ja nix mehr", hab i g'sagt, aber g'nutzt hat's nix. Und dem Michel haben's gar an narrischen Namen geben — «horpus dixi» haben's ihn all'weil g'nennt. Und nachher haben's mi ins Criminal g'steckt und erst drei Wochen drauf haben's mi wieder außag'lassen. „Wo is mei Michel?" frag i den Kerkermeister. „Der bleibt in Untersuchungshaft", sagt er, „sein's froh, daß die Herrn Ihna laufen lassen! — „Herr Kerkermeister", wispel i, „hier haben's an Zwanziger — sagen's ehrlich — wo is mein Michel?" — „No", sagt er, „wann's g'rad wissen wollen: todt is er. Die Herren haben a Sitzung g'halten und weil er so hochverrathisch g'redt hat, so haben's beschlossen: hin muß er wer'n. Und da

hab ich ihm Ratzenpulver ins Futter g'mengt . . ." Segei
— das war das End von mein Michel!"

So erzählte der alte Mann, und ohne daß ich «l
ganze Pester Stadt» zu fragen brauchte, konnte ich erkenne
daß er die buchstäbliche Wahrheit gesprochen. Es w
eigentlich eine heitere Historie, die er mir erzählt, d
Historie von dem Sturnus vulgaris, den im Jahr 18
ein k. k. Gerichtssenat wegen hochverrätherischer Reden zu
Tode verurtheilt. Aber — ich weiß nicht — lachen konn
ich doch darüber nicht, als ich bei sinkender Sonne langsa
wieder der Stadt zuschritt.

Der lateinische Kanonier.



Es sind zwölf Jahre seitdem verflossen, lange, volle, schwere zwölf Jahre, aber wär' ich ein Maler, ich könnte doch Alles aufzeichnen, Zug um Zug, so überaus deutlich steht es vor meinen Augen. Sogar an das graue Röcklein weiß ich mich zu erinnern, das mein Nachbar zur Linken trug, der Moses Salzmann, und an die Stiefelhosen des Theodor Bohusiewicz. Aber ich bin leider nur ein Zeichner in Worten geworden und muß es daher so versuchen. Denkt Euch also einen recht düstern, regnerischen Februartag und in seinem Lichte ein recht düsteres, verregnetes Städtlein und in einer der kotherfüllten Straßen ein großes, graues, unheimliches Haus und in diesem Hause eine große, graue, unheimliche Stube. Freilich zittert für mich, während ich dies niederschreibe, hellgoldiger Sonnenschein über dies düstere Bild, der Sonnenschein der Erinnerung an die eigene Jugend. Denn ich sehe ja auch mich unter den vielen fünfzehn-, sechzehnjährigen Jungen, die da auf niedrigen Schulbänken beisammensitzen in jener grauen Stube. Bang und klopfenden Herzens sitzen wir da und blinzeln nur zuweilen scheu

nach dem Katheder hin, als stände dort ein Tiger oder ein Gespenst oder gar der Herr Director.

Es steht aber nichts Aehnliches dort, sondern im Gegentheil ein hübscher, freundlicher, junger Mann, der eben lächelnd den Knoten einer Schnur löst, durch die ein Haufe von Heften zusammengehalten wird. Das ist der Professor des Latein, Herr Wilhelm Lang, und diese Hefte sind unsere Hauspensa. Er lächelt — weh' uns! — wir kennen dieses Lächeln. Wer die Aufgabe schleuderhaft gearbeitet, erbleicht, und wer sie gar von Anderen abgeschrieben, knickt zusammen, wie ein Taschenmesser. Aber selbst durch die Reihen der «Vorzugisten» geht leises Beben. Denn wer kann sich rühmen: „Ich bestehe vor Professor Lang", und wer darf von sich sagen: „Ich bin ein Gerechter in seinen Augen?!"

Er lächelt — ach! er lächelt immer stärker. Und nun ergreift er eines der Hefte und hält es hoch empor. „Rathen Sie", fragt er, „wer hat die Aufgabe am Besten gearbeitet?"

Tiefste Stille. Nur einige Seufzer werden hörbar.

„Nun — Niemand? . . . also — die beste Arbeit ist die unseres weisen Aristides, Aristides Lewczuk."

Das ist ein Witz. Und darum wird in den ersten drei Bänken, wo die braven Schüler sitzen, pflichtschuldigst gelacht und in den mittleren Bänken, wo die minder braven Schüler sitzen, minder pflichtgemäß gekichert. In

den letzten Bänken aber, wo die Trotzigen und die Faulen hocken, die verkannten Genies und die Species, der immer „Unrecht geschieht" — dort lacht man nicht und kichert man nicht, wenn ein Professor einen Witz macht. Dort bleibt's grabesstill . . .

Aber, warum ist das mit dem weisen Aristides ein Witz? Und wer ist Aristides Lewczuk?!

Quintaner, Quintaner des Gymnasiums zu Czernowitz. Aber noch Manches dazu. Seht ihn Euch nur einmal an, den großen, plumpen sechsundzwanzigjährigen Menschen — dort, nahe an der Wand, auf der hintersten Bank. Er hat den Spitznamen «das Faulthier» und wer ihn so in seiner Bank, in welcher er Alleinherrscher ist, lümmeln sieht, das gelblich aufgedunsene Antlitz mit den schwarzen, glotzigen Aeuglein auf beide Arme gestützt, wird die Bezeichnung nicht so ganz unpassend finden. Er ist soeben durch einen freundschaftlichen Nasenstüber seines Vordermannes aus sanftem Dusel aufgewacht und blickt nun nicht sonderlich geistreich um sich. Geistreich sein ist überhaupt nicht seine Sache. Der arme Junge! Bis zu seinem vierzehnten Jahre hat er selig und zufrieden zu Mamornitza gelebt, dem schmutzigen Rumänendörflein an der Grenze, allwo sein Vater Ortsrichter ist, und kein Drang nach dem Höhern hat ihn gequält. Aber das war leider bei seinem Vater der Fall: Aristides mußte studiren und Priester werden. Und so ist der arme dumme Junge

zur Stadt gekommen und hat da die Volksschule absolvirt — ach! nur Gott hat die Thränen und die Schläge gezählt! Darauf freilich hat Aristides dem Vater erklärt, ihm scheine, er habe „keinen Kopf für das Lateinische". Aber der Herr Ortsrichter waren anderer Ansicht und so hat sich Aristides in sein Schicksal gefügt, eine Leuchte der griechisch-nicht-unirten Christenheit zu werden. Freilich scheint sich gleichzeitig die Ueberzeugung bei ihm ausgebildet zu haben, besagte Christenheit habe es nicht so eilig. Denn er hat sich nicht überstürzt und genau acht Jahre für das Unter-Gymnasium gebraucht. Und nun sitzt er in der Quinta, in der letzten Bank, der arme, tölpelhafte, vielgehänselte «ultimus ultimorum» . . .

„Lewczuk!" sagt der Professor — Aristides erhebt sich zögernd und kratzt sich hinter dem Ohr — „daß ein Anderer die Aufgabe abgefaßt hat, ist klar. Denn sie ist nicht blos grammatikalisch richtig, sondern in fast elegantem Latein geschrieben. Und darum begnüge ich mich nicht damit, Ihnen eine «Dritte» einzuzeichnen und dazu die Note «Hat zu betrügen versucht» — Aristides kratzt sich stärker — „sondern ich frage Sie auch sehr ernst: wer ist der Autor?! Ein Gymnasiast ist's nicht!"

Aristides schweigt.

„Nun — wird's bald?"

„Ich kann nicht sagen, wer ist", stammelt Aristides endlich weinerlich in seinem schwerfälligen Deutsch, „ich kann nicht."

„Warum nicht?"

„Weil er kriegt sonst gleich fünfundzwanzig."

Wir brechen in stürmisches Lachen aus, auch der Professor lächelt. Nur Aristides bleibt todesernst. „Herr Hauptmann laßt ihm gewiß geben", fügt er bestätigend hinzu.

„Kommen Sie her, Lewczuk", ruft Lang ungeduldig. Aristides avancirt langsam, bis er endlich vor dem Katheder steht. „Ist denn Ihr bischen Verstand auch noch rebellisch geworden? Wer hat die Aufgabe gemacht?"

„Der lateinische Kanonier hat gemacht.. Ich weiß nicht, wie er heißt .. Andere Soldaten sagen immer «Lateiner». Herr Hauptmann ruft auch «Lateiner». Sag' ich auch «Lateiner»".

„Und wo haben Sie diese merkwürdige Bekanntschaft gemacht?"

„Bei uns — im Hof — bei der Frau Terlecka. Da wohnt auch Herr Hauptmann mit Pferde. «Lateiner» ist Privatdiener vom Herrn Hauptmann — bedient Pferde..."

Die Classe windet sich in Lachkrämpfen. „Und dieser Pferdeknecht hat die Aufgabe verfaßt?" ruft der Professor. „Wer ist denn dieser Mensch?"

„Sehr guter Mensch!" versichert Aristides. „Brave Seele. Aber ist immer traurig, immer traurig — krank, so auf der Brust. Kommt er neulich zu mir, sagt: Sie sind Student? Sag ich ja! Sagt er: Ich bitte, leihen

Sie mir Bücher. Sag' ich: Ich hab' nur Schulbücher. Sagt er: Leihen Sie mir Schulbücher. Geb' ich Mathematik. Fragt er: Vielleicht Classiker? Frag' ich: Können Sie lateinisch, griechisch? Sagt er: Ja! Geb' ich ihm Ovid, liest er Ovid. Geb' ich ihm Xenophon, liest er Xenophon. Geb' ich ihm Homer, liest er Homer. Ohne Wörterbuch — kann sehr gut! Frag' ich: Warum sind Sie gemeiner Soldat? Sagt er: Schon fünfzehn Jahre — erzählt mir — wegen Paket, wegen Spitzel, wegen schlechte Menschen . ."

„Wie?" unterbrach ihn der Professor erstaunt.

„Wegen Paket", wiederholte Aristides unerschütterlich, „wegen Spitzel, wegen schlechte Menschen. Wissen Sie — Prager Revolution. Hör' ich zu, Herz thut mir weh, sag' ich: ist traurig! Frag' ich: Aber können's vielleicht diese Aufgabe machen? Sagt er: Ja! Sag' ich: Also machens! Macht er. Schreib ich ab . . ."

Der Professor war ernst und nachdenklich geworden. „Wohnt Jemand von Ihnen in der Nähe des Lewczuk?" fragte er dann

Ich meldete mich.

„Bitte — lassen Sie sich von Lewczuk hinführen. Sprechen Sie mit dem Manne und berichten Sie mir dann darüber. Vielleicht läßt sich etwas für ihn thun . . ."

Die drei Schulstunden des Vormittags waren vorüber. Ich ging mit Lewczuk durch die kothigen, schmutzigen

Gäßchen, auf denen der dicke Nebel lag, seiner entlegenen Wohnung zu — in der «russischen Gasse». Mein Mitschüler war so aufgeregt, als es nur überhaupt möglich war bei so glücklicher Naturanlage. „Verflucht, wann aufkommt", meinte er in seinem sonderbaren Deutsch. „Hauptmann bekommt Wind — wird bös — laßt fünfundzwanzig geben — Mensch ist krank — wird hin — wer ist Schuld? — ich!" Dann aber meinte er: „Was ich? — Nicht ich! — Er selbst! Sag' ich ihm gleich: Ich bin kein Primus — ich bin kein Vorzugist — ich bin ein schlechter Schüler. Machen's also Fehler hinein — vier Fehler - «genügend» — oder fünf — «hinreichend» — oder sechs — «zur Noth ausreichend». Aber so — er verspricht — macht doch ohne Fehler — natürlich! — Lang riecht Braten!" Ich erlaubte mir bescheiden zu fragen, warum mein geehrter Herr Collega nicht bestrebt sei, durch eigene Kraft nur sechs Fehler in einer Aufgabe zu machen. „Nützt nichts", meinte er in fatalistischer Ergebung, „bin ja erstes Jahr in Quinta, muß ja ohnehin repetiren. Kein Kopf — zu dumm. Aber schadet nichts! Will ich denn ein Doctor werden? — Nein! — Oder Advokat? Nein! — Oder Professor? Nein! Also — nur Pfarrer, — Dorf, Bauern — Kopf gut genug! ..."

Dieses Bekenntniß legte er mir an der Pforte seiner Wohnung ab. Wir wateten durch den Koth des Hofes. „Dort Stallung", sagte Aristides, und wies auf einen

kleinen halb verfallenen Bau, „dort wirst finden. Ich geh Schlaf machen — bis Mittag. Servus!" Und fort war er.

Ich trat in die Stallthüre. Zwei glänzend gestriegelte Pferde wieherten mir entgegen, an den Wänden hingen Waffen und Monturstücke. Schon wollte ich mich zurückziehen, da klang mir aus dem Hintergrunde, wo ein Lager sein mochte, heftiges Husten entgegen und dann die Frage: „Was wünschen Sie?"

Ich blickte hin, vermochte aber im düsteren Lichte dieses Tages nichts wahrzunehmen. So rührte ich an den Hut und sagte so in die Dämmerung hinein: „Ich wünsche den Herrn lateinischen Kanonier zu sprechen."

Der Mann erhob sich und trat mir entgegen. Er war ziemlich hoch gebaut, aber die Haltung war schlaff, die Gestalt verfallen. Er mußte sehr krank sein, hoffnungslos krank. Man sah es auch an dem Gesichte. Es war fahl und eingesunken und düster, so entsetzlich düster. Und noch etwas Anderes las man aus diesem Gesichte, daß Reithose und Stalljacke nicht die rechte Bekleidung für diesen Menschen. Ich weiß nicht, wie es kam, aber — ich zog den Hut.

„Ich bin der Kanonier, den Sie suchen." Ein leises, leises Lächeln spielte dabei um seine Mundwinkel. Hiedurch wurde ich erst inne, daß ich, der Wildfremde, ihn eigentlich bei seinem Spitznamen genannt. Dies machte mich so verlegen, daß ich die Erzählung von dem Hauspensum

unseres Aristides und dem Auftrage Lang's nur sehr verwirrt hervorbrachte.

Er sah mich dankbar an mit seinen traurigen blauen Augen „Ich danke dem Herrn Professor für seine Freundlichkeit und Ihnen für die Mühe — ich danke Ihnen herzlichst. Es thut mir leid, daß der arme Lewczuk Verdruß gehabt hat, aber die «sechs Fehler» habe ich wirklich vergessen. Ich hab's überhaupt nicht gerne gethan, aber ich war ihm auch Revanche schuldig für die Bücher, die er mir geliehen hatte. Und die Aufgabe war richtig?"

„Und wie! der Herr Professor hat gleich gesagt: das hat kein Gymnasiast geschrieben!"

„Ja", sagte er, „wenn man einmal sein Leben an Etwas gewendet hat, so vergißt man's nicht so leicht wieder." Er hustete krampfhaft und ich sah entsetzt, wie ihm einen Augenblick lang blutiger Schaum auf die Lippen trat. Dann ließ der Anfall nach und er fuhr fort: „Seit fünfzehn Jahren habe ich kein lateinisches Buch in der Hand gehabt. Nur den Homer hatte ich." Er ging nach seinem Lager und brachte mir das kleine, dicke, abgerissene Büchlein — eine alte Duodez-Ausgabe der Iliade und Odyssee. „Das hatte ich in jener Nacht vom 9. auf den 10. Mai 1849, da sie mich zu Prag aus dem Bette rissen, zu mir gesteckt und seitdem, wie durch ein Wunder, überall durchgeschmuggelt. Ich sollte dem Buche eigentlich zürnen",

fuhr er mit entsetzlichem Lächeln fort, „es hat mich am Leben erhalten."

„O, ich weiß", rief ich, „Sie waren bei der Prager Revolution!"

Er schüttelte den Kopf. „Nein! Ich habe mich nie um Politik gekümmert. Ich war ein stiller, fleißiger Student der Philologie, der nur seinen Studien lebte. Mein Verbrechen war ein anderes: Ich habe einmal Einen gekannt, der sich um Politik kümmerte."

„Wie?!" rief ich entsetzt. „Und darum hat man Sie so behandelt?!"

„Ja — darum!" Dann aber meinte er ablenkend: „Sagen Sie, ich bitte nochmals, dem Herrn Professor, daß ich ihm herzlich danke. Aber ich wüßte kaum, was sich noch etwa für mich thun ließe."

„Aber Sie sind ja krank! — Sie können ja unmöglich länger hier bleiben — in dem feuchten Stalle!"

„Es wird ja bald Frühling!" erwiderte er mit einem Lächeln, welches mir durchs Herz schnitt. „In der schönen Zeit wird mir immer besser. Und wenn nicht alle Zeichen trügen, mein junger Freund, so werde ich sogar in diesem Frühlinge gesund — ganz gesund!"

Mir schossen die Thränen in die Augen. „Sprechen Sie nicht so!" bat ich. „Es kann ja noch Alles gut werden! Wir haben ja jetzt den Schmerling!" Ich erinnerte mich, wie drei Jahre vorher, Ende Februar 1861, die

ganze Stadt und insbesondere das Gymnasialgebäude zu Ehren der Februar-Verfassung beleuchtet gewesen und wie wir Schüler auf Anweisung unseres Classenlehrers damals ein riesiges Transparent angefertigt: «Libertas et justitia Austriae fundamenta». Und darum fuhr ich fort: „Wir haben ja jetzt eine Constitution. Jetzt darf Niemandem länger Unrecht geschehen. Jetzt ist ja Oesterreich auf Freiheit und Gerechtigkeit erbaut . . .“

Er lächelte, lächelte so sonderbar, daß ich stockte. Ich habe mich oft dieses Lächelns erinnern müssen — am 30. Juli 1865 — am 6. Februar 1871 . . . Und wer weiß, wie bald mir wieder dieses Lächeln wird einfallen müssen?...

„Vielleicht können wir“, schloß ich, „Ihnen einstweilen Ihr Loos erträglicher machen. Sie wünschen Bücher?“

„O!“ rief er erfreut, „das wäre freilich sehr schön! Wenn Sie diese Güte haben wollten! Sie wissen gar nicht, wie viel Sie da an mir thäten!“ Er war wie elektrisirt, seine Augen glänzten. „Wenn mir der Herr Professor einen tüchtigen Commentar zum Homer leihen könnte! Oder ist vielleicht eine neue bedeutende Streitschrift über die Entstehung dieser Epen erschienen? Ich bin in dieser Frage ein Anhänger des Alten von Halle, Friedrich August Wolf. Dann vielleicht Horaz. Sehen Sie, wie ich gleich unersättlich bin! . . . Und dann — Schiller's Gedichte möchte ich auch noch einmal gerne lesen, bevor ich — bevor es Frühling wird! . .“

„Alles will ich besorgen", versprach ich eifrig. „Die Classiker hole ich Nachmittags vom Herrn Professor. Aber den Schiller habe ich selbst — den hole ich gleich!"

Ich lief heim und brachte ihm das Buch. Die Art, wie er danach griff und zitternd die erste Seite aufschlug und halblaut zu lesen begann, werde ich niemals vergessen.

Darauf ging ich zu Lang und erzählte ihm Alles. Er war tief erschüttert und zeigte die lebendigste Theilnahme. Damals sah ich erst, wie edel und gut der Mann war und daß seine Schärfe gegen uns nur das Ergebniß eines vielleicht nicht ganz richtigen pädagogischen Calculs. Er hätte mir gerne gleich seine ganze Bibliothek mitgegeben. Beladen wie ein Maulesel trabte ich in die «russische Gasse». Gleichzeitig überbrachte ich eine Einladung des Professors, ihn doch ja baldmöglichst zu besuchen.

Der arme Kanonier war bis zu Thränen gerührt. Alle Bücher schlug er auf und las die Titel und rief einmal über das Andere: „O! daß ich das noch erlebe!".. Dann brachten wir Alles in Lewczuk's Stube — hier, im ärarischen Stalle, waren die Bücher nicht vor Confiscation sicher. Der wackere Aristides begriff zwar die Freude des armen Lateiners nicht recht, aber er theilte sie. „Freut sich über Bücher!" sagte er erstaunt zu mir, „ich freu' mich nie über Bücher. — Aber wann sich nur freut — armer, kranker Mann — freu' ich mich auch!"

Auch die Einladung nahm der Kanonier dankbar an.

„Am nächsten Sonntag", sagte er, „wenn mein Hauptmann auf der Jagd in Zuczka ist."

Ich führte ihn an gedachtem Tage in das Haus des Professors und durfte auch dableiben. Es war ordentlich rührend, zu sehen, wie der gebrochene todtkranke Mann gleichsam neu auflebte im Verkehre mit einem gebildeten Manne, der lebhaftesten Antheil an ihm nahm und überdies dieselben gelehrten Studien betrieb, wie einst er selbst. Und an jenem Tage erzählte er uns die Geschichte seines Lebens, eine schlichte, hausbackene Geschichte und doch voll zermalmender Tragik.

„Ich heiße Franz Bauer und bin im südlichen Böhmen bei Budweis geboren. Meine Eltern waren sehr arme Leute und ich mußte mich ganz durch eigene Kraft emporschwingen. Schon während der Gymnasialzeit erhielt ich mich von Privatlectionen und half mir dann auch durch die beiden philosophischen Jahrgänge und später auf der Universität auf gleiche Weise fort. Ich bezog die Prager Hochschule 1847 und studirte Philologie. Die Classiker waren mir schon früher lieb und werth gewesen, jetzt vollends wurde mir mein Studium zur Leidenschaft, die mein ganzes Sinnen und Trachten ausfüllte. An der Bewegung von 1848 nahm ich so gut wie gar keinen Antheil — den Prager Junitagen stand ich ganz fern. Nicht etwa als ob ich stumpf gewesen wäre für die Ideale, die man damals verfocht — es waren die Ideale der Nationalität und der

Freiheit und die hatten mir auch meine Alten gepredigt, wenn auch in ihrer Weise. Aber ich war keine Natur, die für lautes Treiben, für Demonstrationen und Agitationen paßte. Ich war ein stiller, scheuer Mensch und kannte mich eigentlich nur in meinen Büchern aus. Damals begann ich auch die Vorarbeiten für eine große Abhandlung: «Ueber die Entstehung der homerischen Epen». Der Winter verging mir in rastloser Arbeit, der Frühling von 1849 kam. Da entlud sich das Unglück über mich — jäh und plötzlich wie der Blitz.

„Ich verkehrte damals hie und da mit einem Landsmann und Studiengenossen, der Mitglied der damaligen Burschenschaft «Marcomannia» war. Er war ein braver, fleißiger Mensch, dabei schwärmerisch und den revolutionären Ideen mit Leib und Seele ergeben. Der kam nun eines Tages im März zu mir und erzählte mir, es habe sich ein großer Geheimbund gegen die «schwarzgelbe Tyrannei» gebildet, dem auch er angehöre. Der Bund bestehe aus jungen Leuten aller Stände Deutscher und Czechen und habe Fühlung mit dem Landvolk und durch einige Officiere böhmischer Regimenter auch mit dem Militär. Zweck des Bundes sei, sich des Prager Hradschins und sämmtlicher Festungswerke zu bemächtigen — auf dieses Signal hin werde sich das ganze Land erheben. Er lud mich ein, dem Bunde beizutreten, was ich rundweg abschlug; auch warnte ich ihn, sich nicht in so gefährliche Dinge einzulassen. Er

aber meinte, erstens sei es Pflicht, das Vaterland zu befreien, zweitens könne die Sache gar nicht fehlschlagen, denn der Prager Bund stehe nicht allein, er habe durch den russischen Agitator Bakunin Fühlung mit einer großen revolutionären Liga in Dresden und unterhalte Beziehungen zu Görgey, der ja die k. k. Truppen ununterbrochen schlage und sehr bald in Pest, bald auch in Wien sein werde. Ueberdies stehe der Bund unter der Leitung bewährter und erfahrener Patrioten.

„Natürlich blieb ich trotzdem bei meiner Weigerung und Warnung und er brach verstimmt ab, nachdem er mir noch das Versprechen abgenommen, nichts von den anvertrauten Geheimnissen zu verrathen. Wir sprachen auch in der Folge nicht wieder über das Thema und ich vergaß fast die Sache. Sonderlich viel interessirt hatte sie mich überhaupt nicht; sie war mir mehr als eine thörichte, knabenhafte Schwärmerei erschienen, denn als etwas Ernstes. Da sollte ich fürchterlich daran erinnert werden.

„Mein Freund und Landsmann hatte mich auch in der Folge, während des Aprils, mehreremale besucht. Er pflegte mich gewöhnlich am späten Nachmittage abzuholen, worauf wir bis in die Nacht hinein einen größern Spaziergang machten. So kam er auch in der Abenddämmerung des 9 Mai zu mir, wie wir schon früher verabredet. Er trug ein großes versiegeltes Paket unter dem Arme. „Da bin ich", sagte er. „Aber nun mußt Du mich auf meine

Stube begleiten — da will ich das Paket hier in Sicherheit bringen. Dann stehe ich zu Deiner Disposition." Da er aber in einem entlegenen Gäßchen der Kleinseite wohnte, und wir einen Spaziergang in entgegengesetzter Richtung geplant hatten, so meinte ich lachend: „Laß doch Deinen Schatz bis morgen hier — hier ist er auch in Sicherheit. Was ist denn drin?" — „Allerlei Papiere", erwiderte er und ging auf meinen Vorschlag ein. Wir gingen fort und verbrachten einige recht angenehme Stunden. Gegen zehn Uhr kehrte ich heim, las noch einige griechische Verse und schlief dann ein.

„Es mochte gegen drei Uhr Morgens sein, da weckte mich Gepolter an meiner Thüre. Erschreckt fuhr ich auf — ich hörte draußen den Jammerruf meiner alten Hausfrau, die barsche Frage: „Wo schläft er?" und dazu das Geklirre von Waffen. „Die Soldaten!" rief ich entsetzt und sprang auf. Mein erster Gedanke war das verhängnißvolle Paket — das mußte ich beiseite bringen. Aber es war zu spät — da war schon die Patrouille im Zimmer. Ich ward verhaftet, meine Bücher flüchtig durchstöbert, meine Papiere, darunter das Paket, welches ich noch immer in der Hand hielt, zusammengerafft und fortgeschleppt. Dann zerrte man mich die Treppe herab und führte mich auf einem Wägelchen durch die dämmerigen Gassen zum Hradschin. An den Straßenecken der Stadt, die noch im tiefen Schlafe lag, war eine Proclamation angeschlagen,

welche die Einführung des Belagerungszustandes verkündete. Auch sah ich, wie eben aus einem Hause eine Escorte heraustrat, in ihrer Mitte ein junger Mensch, ein Student. Er war todtenblaß, aber er hielt das Haupt aufrecht und seine Augen leuchteten. „Hoch die heilige Sache!“ rief er mir begeistert zu Ich erwiderte nichts, ich war wie betäubt.

„Droben waren die Kanonen auf die Stadt gerichtet, der Hradschin glich einem Feldlager. .... Ich ward in ein Gefängniß geworfen. Hier erst kam ich allmälig zum Bewußtsein meiner Lage. Kein Zweifel, jene Verschwörung, von der mein Freund gesprochen, war entdeckt, ich als Mitschuldiger verhaftet. Man hatte die Papiere bei mir gefunden — ich wußte nicht, wie man darauf gekommen — aber ich war verloren! Dann aber richtete ich mich wieder auf; ich war ja unschuldig, und wenn ein Gott im Himmel lebte, so konnte er nicht dulden, daß ich ein Verbrechen büßte, welches ich nicht begangen ...“

Der Erzähler hielt inne. „Und ich habe es doch gebüßt!“ rief er laut und verzweiflungsvoll, „gebüßt mit meinem ganzen Leben.“ Dann beruhigte er sich wieder und setzte hinzu: „Die näheren Umstände haben für Sie wol wenig Interesse. Ich war durch jenen Freund in's Unglück gekommen, aber nicht mit seinem Willen. Er war kurz nach Mitternacht verhaftet worden. Er war noch wach gewesen, hatte die Thür verriegelt und in fliegender

Hast einen Zettel an mich geschrieben: „Vernichte die Papiere!“ Den hatte er seinem gleichfalls aus dem Schlafe gestörten jammernden Hausherrn zur Besorgung übergeben. Und dieser, ein seltener Biedermann, hatte nichts Eiligeres zu thun, als ihn sammt meiner Adresse dem Führer der Patrouille zu übergeben. Es ging sehr rasch.

„Nicht so rasch ging es mit dem Verfahren gegen mich. Erlassen Sie es mir, Ihnen meine Qualen zu schildern, glauben Sie es mir, es würde Ihnen das Herz schwer machen. Die Verhandlung rückte langsam vor und ich erfuhr eigentlich erst während der unzähligen Verhöre vom Auditor, was für ein gefährlicher Mensch ich war. Meine Unschuld kam nicht an den Tag; die Herren vom Kriegsgericht sprachen mich schuldig. Ich ward zum Tode verurtheilt. Die Strafe ward im Gnadenwege zu zwanzigjährigem Dienste im Fuhrwesencorps gemildert. Was so die Menschen Milde und Gnade nennen! . . . Fünf Jahre später lernte mich mein Hauptmann kennen. Er war Vorsitzender eines Militärgerichts, welches mich wegen Aufhetzung meiner Kameraden — ich hatte ihnen meine Geschichte erzählt — zur Versetzung in eine Strafcompagnie verurtheilte. Mein Schicksal rührte ihn, er nahm mich als Privatdiener zu sich und behandelte mich ziemlich menschlich, das heißt, wenn er nüchtern ist . . .“

„Sehen Sie — das ist mein Leben!“ Und leise, sehr leise fügte er noch hinzu: „Ach! wenn es nur schon Frühling wäre!“

Ich will nicht beschreiben, was wir beiden Zuhörer bei dieser Erzählung empfanden. Der Professor suchte das Loos des Mannes zu mildern, wo er nur immer konnte und ich trug ihm wenigstens fleißig Bücher zu, da ich doch nichts Anderes für ihn zu thun vermochte.

Seine Ahnung, seine Hoffnung, er werde im Frühling genesen, hat ihn nicht getäuscht.

An einem sehr schönen Maitage — es war ein Sonntag — ging ich mit mehreren Mitschülern die «russische Gasse» hinab. Wir wollten nach dem Wäldchen von Horecza. Da kam uns Aristides entgegen. Er schlenderte der Stadt zu. „Hei!" riefen wir, „komm mit, Lewczuk" — er war uns als Sündenbock immer willkommen. Aber Aristides schüttelte ernst das Haupt. „Ich geh' auf Begräbniß", sagte er, und zu mir gewendet, fuhr er fort: „Komm mit — «Lateiner» ist todt — armer, kranker Mann — thut nichts mehr weh. Donnerstag bekommt Blutsturz — Hauptmann laßt ihn in Spital schleppen — Freitag früh gestorben. Heute vier Uhr ist Begräbniß — ich hab' Sanitätssoldat Schnaps gezahlt — hat mir erzählt."

Wir gingen zum Militärhospital. Punkt vier Uhr kam der traurige Zug geschritten — der Leichenzug eines gemeinen Soldaten. Nur ich und Aristides mochten Leid empfinden. Die Ceremonie auf dem Friedhofe war sehr kurz. Der Seelsorger sprach ein kurzes Gebet, dann ward

der Sarg in's Grab gesenkt und zwei czechische Sanitäts-soldaten schaufelten es lustig zu.

Ich kann nicht sagen, was ich dabei empfand .... Auch Aristides war sehr bewegt. „Wegen Paket", murmelte er. „Warum hat Gott zugelassen?" Warum?! Ich weiß keine Antwort darauf. Aber der liebe Gott wol auch nicht und ebenso wenig die — österreichische Regierung.

Der Schnapsgraf.

Und mit den Herrn Schlachzizen
Da ist es auch vorbei,
Sie weinen über ihr Unglück
Und trinken Schnaps dabei.
Volkslied der Mazuren.

Mein Wagen rollte über die einsame Haide. Es war im Herbste; am Mittag hatte die Sonne heiß, fast versengend niedergebrannt — nun senkten sich naßkalte Abendnebel auf das öde Gelände. Der Mond war aufgegangen und sein Licht brach sich seltsam in den aufsteigenden Dunstwolken.

Aber ich war stumpf für den Zauber der nächtlichen Haidelandschaft. Ich war den Tag über gefahren, auf den grundlosen Wegen, in dem rüttelnden Bauernwagen. Die Kälte senkte sich bleiern auf meine Glieder; ich war todmüde. Und mein Reiseziel für heute, das kleine podolische Landstädtchen Bereczany ließ sich noch immer nicht blicken.

„Haben wir noch weit zur Stadt?“ fragte ich meinen bärtigen russischen Rosselenker.

Iwan Wassiliewitsch fuhr aus seinem Halbschlummer empor, blickte nach rechts, dann nach links, kratzte sich hinter

den Ohren und erwiderte endlich: „Von den Erlen dort sinds noch sieben Werst, gnädigster Herr!“

Sieben Werst, zwei deutsche Meilen noch! Und ich war nun schon an allen Gliedern wie gelähmt. „Wir fahren heute nicht bis Bereczany, Iwan“, sagte ich. „Halte bei der nächsten «Karczma» (Dorfschänke), an der wir vorüberkommen.“

Wir bogen von der Landstraße ab. Bald konnte ich im Mondlichte die kleinen strohgedeckten Hütten, die Kirche und den Edelhof eines Dörfchens erkennen, in das wir einfuhren. Wir hielten vor der Schänke. Mit einem flackernden Talglichte in der Hand kam uns der Wirth entgegen, ein ältliches, verwachsenes Männchen, ein Jude natürlich, wie fast alle Schänkwirthe in Rußland und Polen.

Er schien sehr erfreut über meine Ankunft und führte mich unter beständigen Verbeugungen in die große Schänkstube des Hauses. „Das ist schön, daß der gnädigste Herr wollen übernachten bei mir“, wiederholte er beständig. „Ich freue mich, daß ich sehe so gesund und frisch wieder den gnädigsten Herrn.“ Er sah mich zum ersten Male im Leben. „Es ist die größte Bequemlichkeit und Reinlichkeit in meinem Hause“.

Aber der Raum, in den er mich führte, bestätigte das nicht. Es war eine große, düstere Stube mit grauen, von feuchtem Moder überzogenen Wänden und schlüpfrigen, schlammigen Dielen. In einem Winkel saßen mehrere

Bauern und tranken unter lautem Schreien und Streiten ihren Schnaps. Ein ekelerregender moderiger Geruch durchzog die Stube. Ich schüttelte mich unwillkürlich.

„Führt mich in meine Schlafstube", sagte ich zu dem Wirthe. Der sah mich verlegen an. „Wir haben nur noch zwei Stuben", sagte er zögernd. „In der einen schlafen meine sieben Kinder und ihr Lehrer. Und in der andern sitzt der Herr Graf, der Onkel von unserem gnädigsten Herrn und trinkt".

„Aber wo soll ich dann übernachten?" fragte ich.

„Eben in dem Zimmer, wo jetzt der Herr Graf sitzt. Man wird bald kommen vom Schloß und ihn abholen. Aber", setzte er eifrig hinzu, „ich werde den Herrn bitten, daß er erlaubt, daß Sie schon jetzt kommen in die Stube. Es ist eine feine, warme Stube, gnädigster Herr!"

Er tänzelte fort und kam bald freudig zurück. „Es wird dem Herrn Grafen ein Vergnügen sein", berichtete er. Und vertraulich flüsternd fuhr er fort: „Er ist ein guter Herr, ein nobler Herr, ein stolzer Herr, der Graf Wladislaus. Er war einmal sehr reich, aber die „Schreiber" (Beamten) vom Czaren haben ihm Alles weggenommen, weil er war ein «großer Pollack» (eifriger Pole). Er hat sehr viel gelitten, denn auch seine Frau, die Gräfin Helene . . . es ist eine traurige Geschichte, gnädigster Herr". Damit öffnete er die niedrige Thüre der «feinen» Stube, und ich trat ein.

Drin wogte ein dichter Tabaksrauch. Das Licht der Talgkerze auf dem Holztische flackerte mühsam. An dem Tische aber saß hinter einer mächtigen, halbgeleerten Flasche ein hochgewachsener Mann, der sich bei meinem Eintritte erhob. Er reichte mir die Hand. „Seien Sie willkommen", sagte er höflich, etwas pathetisch. „Ich kann Ihnen freilich nichts anbieten, als in der Schänke den Sitz neben mir. In früheren Tagen hätte ich Sie nicht hier übernachten lassen, Sie nicht und keinen anderen gebildeten Fremden. Ich hätte Sie gebeten, mein Gast in meinem Hause zu sein. Aber das ist nun vorüber".

Wir setzten uns. Bei dem Scheine der Kerze konnte ich das Antlitz des Mannes näher betrachten. Es war eigenthümlich und fesselnd genug. Auf den echt sarmatischen, einst gewiß stolzen und schönen Zügen lag ein Ausdruck von Trotz, Verkommenheit und Leid zugleich. Sein Alter war schwer zu errathen, die Züge deuteten auf etwa vierzig Jahre, aber das Haar war grau und spärlich. Auf der hohen Stirne, um die dunkeln Augen lagen tiefe Schatten. Der kleine Aaron hatte nicht gelogen, der Mann mußte viel gelitten haben.

„Wir müssen uns wohl", nahm er verbindlich lächelnd das Wort, „hier gegen alle Etiquette selber einander vorstellen. Ich bin der Graf Wladislaus P. Den Namen meines Geschlechtes haben Sie vielleicht schon vernommen"?

„Gewiß", erwiderte ich — es war einer der berühmtesten, klangvollsten Adelsnamen Polens, — „gewiß, ist doch der Name auf ewig verknüpft mit der Geschichte Ihres unglücklichen Volkes!"

„Sie haben Recht", sagte er, „wir waren jederzeit treue Söhne unseres Vaterlandes".

Darauf nannte ich meinen Stand und Namen. Der Wirth trat ein und fragte nach meinen Befehlen. Sein Küchenzettel war sehr einfach: er hatte nur Eier im Hause. „Bringen Sie mir eine Flasche Wein dazu", sagte ich. Aber sein Vorrath sei zu Ende gegangen, entschuldigte sich Aaron. Und ebenso wenig verfügte er über Bier. „Nun, dann bringen Sie mir Wasser", meinte ich. „Ihren Schnaps kann ich nicht trinken".

Aaron ging. „Sie haben Recht", sagte der Graf, „der Schnaps ist kein Getränk für Jedermann. Man kann ihn nur trinken, wenn man sehr roh oder sehr unglücklich ist. Dem Rohen schafft er Vergnügen, dem Unglücklichen Vergessen." Und er leerte sein Glas auf einen Zug.

Ich sah ihn erstaunt an. Ueber dem Eindrucke, den seine Persönlichkeit und seine Worte auf mich gemacht, hatte ich der fast geleerten Schnapsflasche auf dem Tische vergessen. Das paßte sonderbar zu dem Manne.

Er bemerkte mein Erstaunen. „Ich muß wohl recht seltsam in Ihren Augen erscheinen", meinte er. „Sie

treffen mich da in der Schänke und sehen zu, wie ich das Gift hinuntergieße wie Wasser."

Ich versuchte einige Worte über Angewöhnung, Landesbrauch u. s. w.

Aber er unterbrach mich. „Nein!" sagte er. „Ich will in Ihren Augen nicht besser erscheinen, als ich bin. Ich trinke nicht, weil dies hier zu Lande Brauch ist. Ich trinke, weil der Schnaps wie Lethe wirkt, wenn man nur recht viel hinunterbringt. Ich sagte schon: Der Unglückliche trinkt, um zu vergessen. Und ich muß mich betäuben, muß vergessen, denn ich bin sehr unglücklich. . . . Der Jude hat Ihnen gewiß schon Einiges über mich geplaudert?"

Ich zögerte . . .

„Nein — bitte — die Wahrheit", drang er in mich.

„Nun ja — er sagte, die Russen hätten Ihnen Alles genommen."

„Die Russen!" stieß er hervor. Der Klang der Worte liegt unvergeßlich in meinem Ohr; Haß, Wuth, Rachelust — all' dies lag darin. „Die Russen! Er hat Ihnen die Wahrheit gesagt, sie haben mir Alles genommen, Alles! Haus und Hof, Glück und Namen und" — zischte er fast unverständlich hervor — „die Ehre meines Hauses!"

Und er barg sein Antlitz in den Händen. Es war eine peinliche Stille in der Stube. Nur der Haidewind rüttelte und stöhnte an den kleinen Fenstern.

„Ich kann zu Zeiten sehr ruhig sein“, begann er dann wieder, „so ruhig, daß es mir vor mir selbst graut, wie ich lachen und sprechen kann, trotzdem so Entsetzliches über mich gekommen! Manchmal aber ist es mit mir, wie jetzt, und ich fühle den Wahnsinn heranschleichen, leise, leise, heimtückisch . . . Haben Sie schon in Ihrem Leben ein großes Leid erlitten?“ fragte er darauf plötzlich . . . „Sie sind noch jung?“

„Gewiß“, erwiderte ich.

„Ja“, sagte er, „aber so ein sentimentales deutsches Leid, wie es in den Liedern und Novellen Ihrer Dichter vorkommt. Ihre Geliebte hat Sie verlassen oder eine Hoffnung hat sich Ihnen nicht erfüllt. Aber ich meine ein solches Leid, das uns das tiefste Herz aufwühlt, das uns für Augenblicke zum rasenden, ohnmächtig rasenden Thiere machen kann. Aber ich stelle da seltsame Fragen — Sie halten mich gewiß für wahnsinnig. Ich bin es noch nicht — leider!“

Ich versuchte einige tröstende Worte.

Aber er unterbrach mich. „Ich danke Ihnen; das paßt für einen Menschen, den das Unglück nur gebeugt hat, aber nicht zerschmettert, wie mich. Zerschmettert, wie der Blitz die Eiche. Halten Sie mich nicht für einen Schwächling, der sich seinem Schmerze hingiebt, ohne Muth, ohne Kampf. Sie würden mich verstehen, würden Sie meine Geschichte kennen.“

Er leerte abermals sein Glas. „Ich will Ihnen diese Geschichte erzählen. Es heißt ja, man soll den Fremden, den Gast unterhalten. Und meine Geschichte ist sehr interessant, sehr unterhaltend. Die wüste Schänkstube ist der passendste Ort zum Erzählen einer solchen Geschichte, und der Wind, der draußen über die trostlose Haide weht, pfeift die rechte Melodie dazu."

Er lehnte sich einen Augenblick schweigend in seinen Sitz zurück. Dann begann er, leise und weich:

„Ich war sehr glücklich in meiner Jugend. Der einzige Sohn, der Abgott meiner Eltern, Erbe des Majorats. Ich war ein stolzer, ungestümer Jüngling. Das süßliche Salonleben Warschau's behagte mir nicht. Ich ging in die Fremde, ich lebte in England und Italien. Da starben meine Eltern, zuerst der Vater und dann nach wenigen Wochen — ich war eben heimgekehrt — auch die Mutter. Ich ward der alleinige Herr des ungeheueren Vermögens und genoß, nachdem ich die Trauer verwunden, in vollen Zügen das Glück, reich und jung zu sein. Die Männer zogen mich in ihre Kreise und die Frauen — nun die Frauen suchten mich zu fesseln. Es waren schöne herrliche Frauen darunter, und ich müßte lügen, wollte ich sagen, daß ich sie verschmäht. Aber mein Herz blieb frei und wußte nichts davon, was die Lippen schwuren. Da sah ich eines Abends auf einem Nachbargute die Comtesse Helene Glinska, die Tochter des Hauses, und ich liebte sie

vom ersten Augenblicke an. Ich veränderte mich ganz; ich wurde still und einsilbig, ging im Mondschein spazieren, machte Verse und wurde roth, wenn mich Freunde mit meiner Melancholie neckten. Ich hatte noch vor Niemand in der Welt die Augen niedergeschlagen, vor Helenen stand ich zitternd und befangen, — wie ein Knabe vor seinem Hofmeister, sag' ich Ihnen. Aber eines Tages fuhr ich hinüber zu den Glinski's. „Comtesse Helene ist im Garten", sagten mir die Diener. Ich ging hin und fand sie auf einer Bank im Schatten sitzend und lesend. Sie wurde roth und bleich, als ich so unverhofft daherkam. Ich faßte ihre Hand und sprach wol sehr wirr und unzusammenhängend. Aber sie verstand mich doch und wir küßten uns und sie sagte mir, sie wolle mein werden, mein Weib. Wir gingen Arm in Arm zu ihren Eltern und sie gaben uns ihren Segen. Als ich nach Hause fuhr, da sah ich erst recht, wie die Sonne so hell schien und wie der Frühling so herrlich auf der Erde lag. Mein treuer Iwan, mein Kutscher glaubte gewiß: der junge Herr ist plötzlich verrückt geworden, daß er im Wagen singt und hüpft und jubiliert. Im Herbste war unsere Hochzeit — auf dem Lande, für den Winter aber zogen wir nach Warschau."

Der Erzähler hatte Thränen in den Augen, er legte seine Hand auf die meine. „Ich war sehr glücklich, junger Mann, o so glücklich, — es ist nicht mit Worten zu sagen.

Ich war stolz auf die Schönheit Helenens, ich jubelte, wenn ich zusah, wie bei unserem Eintritt in einen Salon die Frauen bleich wurden vor Neid und die Männer nur Augen und Worte hatten für mein herrliches Weib. Es war in jenen Jahren ein rauschendes, lautes Carnevalleben in Warschau. Und Helene war die Königin der Saison. Ihr lagen sie Alle zu Füßen — Russen und Polen, Adelige und Offiziere. Aber sie spielte mit Allen, sie verspottete sie. O wie köstlich wußte sie ihnen nachzuäffen, wie grausam verhöhnte sie sie, wenn wir hier und da einen Abend für uns allein hatten. Wir saßen da in Helenens kleinem lauschigen Boudoir. Im Kamine prasselte das Feuer und wir schmiegten uns in der kleinen Causeuse eng aneinander und flüsterten und lachten im Halbdunkel. Aber wie ernst konnte plötzlich mitten in der tollsten Laune die kleine schöne Teufelin werden. Dann legte sie die Arme um meinen Nacken und blickte mir in die Augen, tief, tief. Und sie sprach nur ein einziges Wort dazu, meinen Namen. Aber alle Liebe und alles Glück lag in dem einen Worte. Dann konnte ich mich kaum fassen vor Seligkeit und sprang auf und zog mein Weib in meine Arme und wir tanzten in dem Zimmer umher, wie zwei übermüthige Kinder ... Ja! es war eine schöne Zeit!

„Dann kam der Sommer und wir reisten fort, nach der Schweiz, dann über Deutschland heim. Da lernte ich erst Helenen recht kennen. Ich erschrak fast über die

Gluth und über die stolze reiche Seele, die in dem zarten Körper wohnte. Da war es mir oft, als müßte ich Gott danken für mein Weib und dann wieder, als müßte ich fragen, ob ich ihr Herz und ihr Sinnen wirklich ganz zu erfüllen vermöchte. Und dazu kam, daß ein Schatten auf unserer Ehe lastete, ein Schatten, aber ein schwerer — unsere Ehe blieb kinderlos. Helene war fast trostlos darüber und ich kaum minder. Um sie zu trösten, griff ich zu einem Mittel, welches wohl nicht das richtige war, aber ich wußte kein anderes: ich führte sie viel in Gesellschaft. Anfangs widerstrebte sie, dann aber warf sie sich mit all' ihrer Gluth in den Strudel der Vergnügungen. Und wieder lag ihr Alles bewundernd zu Füßen und wieder war sie die schönste, stolzeste Erscheinung der Warschauer Salons. Aber unsere heimlichen Plauderstunden wurden seltener: Helene ward mir gegenüber etwas kälter, wie befangen. Vielleicht schien es mir nur so, vielleicht war ich nur ein Narr, der sich selbst quälte. Denn damals liebte mich noch mein Weib!"

Er hielt einen Augenblick inne, wie versunken in die Erinnerung. Noch immer heulte draußen der Wind und pfiff kalt und durchschneidend durch die morschen, schlecht schließenden Fenster. Wie erwachend zuckte der Graf empor, stützte sein Haupt auf die Arme und fuhr fort:

„Mit den Russen stand ich, wie damals fast alle Edelleute Warschau's, in einem leidlich guten Verhältnisse.

Seit 1831 war keine neue Erhebung vorgekommen, die Revolutionsidee schien erstickt. Man befreundete sich damals in Petersburg mit den Vermittelungsideen eines Wielopolski, man suchte den polnischen Adel durch Gunstbezeugungen und freundliches Entgegenkommen von der demokratischen Partei, der Emigration zu trennen und hinüberzuziehen ins Lager der Unterdrücker. Wir merkten die Absicht gar wohl und verhielten uns so vorsichtig und zurückhaltend als möglich. Namentlich um mich warfen die Russen ihre goldenen Netze. Denn ich war reich an Geld und Einfluß, meine Familie gehörte zu den ersten des Landes. Man lud mich zu den Bällen des Großfürsten-Statthalters, russische Offiziere besuchten mein Haus. Aber ich sprach mit ihnen nicht wie sie wollten, über Polen und den Czaren, sondern über Pferde, Jagden und schöne Weiber. Man schickte mir einen hohen Orden; ich wies ihn nicht zurück, aber ich dankte auch nicht dafür. Denn all mein Sinnen gehörte doch meinem unglücklichen Vaterlande. Unter diesen Plänkeleien ging der Winter vorüber und ich zog mit Helenen im Frühling aufs Land, auf unser Gut Rozincze. Ein altes, graues Schloß, aber rings ein schattiger Park und herrliche Gegend — wie geschaffen für eine ländliche Idylle. Aber wir lebten nicht in idyllischer Einsamkeit. Wir sahen fast täglich Gäste bei uns oder fuhren auf die Edelhöfe der Nachbarschaft. Wir tanzten, lachten und spielten die Langeweile weg. So

waren wir auch eines Abends beim Grafen Rebna — lauter alte Bekannte. Nur ein neuer Gast war da, der Oberst des Husarenpulks, das im benachbarten Städtchen lag, Basil Dworsky. Ein Kleinrusse, aber er sprach ausgezeichnet polnisch. Man nahm ihn sehr gut auf. Glauben Sie an Ahnungen?“ unterbrach sich der Graf plötzlich.

„Man muß es oft“, erwiderte ich, „wider seinen Willen!“

„Ja!“ sagte er, „so ist es; man glaubt nicht daran und es beherrscht Einen doch. Sehen Sie, als mir Rebna den Obersten vorstellte, da fühlte ich so eine dunkle Ahnung. Ich fühlte, daß ich diesen Menschen hassen müsse, daß er Unglück über mich bringen werde. Aber im nächsten Augenblick schalt ich mich selbst darüber aus. Dworsky war so höflich, so fein, er gab sich so bescheiden und anstandsvoll. Und er hatte ein wahrhaft edles gewinnendes Aeußere. In seinem Antlitz lag es wie tiefe Melancholie, aber die blauen Augen blickten hell und unbefangen, wie die eines Kindes . . . Der elende Hund“, fuhr er plötzlich mitten in der ruhigen Erzählung, mit furchtbarer Leidenschaftlichkeit auf. Dann stürzte er ein Glas von dem Fusel hinunter. „Der Schurke!“ schrie er noch einmal.

Dann beruhigte er sich allmählich wieder und lächelte sogar, als er von Neuem begann: „Er sah sehr vortheilhaft aus. Die Damen waren bezaubert von ihm — trotz der verhaßten Uniform. Aber er war ja kein Moskowiter,

sondern ein Kleinrusse. Nur Helene behandelte ihn noch kälter und abweisender, wie sie alle anderen Männer behandelte. Das schien mir ungerecht von ihr; dann hatte ich ihm ja auch in meinem Innern jenes erste unerklärliche Gefühl abzubitten. Darum näherte ich mich ihm im Laufe des Abends doppelt freundlich und bat ihn beim Abschiede, uns recht bald in Rozincze zu besuchen.

„Aber er folgte der Einladung nicht. Das Benehmen Helenens hat ihn verletzt — so dachte ich im Stillen. Denn an Zeit fehlte es ihm nicht — wir trafen ihn bei fast allen Gesellschaften der Nachbarschaft. Und bald wurde sein Verkehr mit uns Männern immer inniger und vertrauter. Es war im Frühherbste 1860. Die Fäden der Revolution wurden immer dichter gezogen — in allen Kreisen. Wir steuerten Geld bei, oft über unsere Kräfte, hielten uns jedoch sonst vorläufig zurück. Da erhalte ich eines Nachmittags ein Billet von Rebna. „Komm heute Abend. Wichtige Nachrichten aus Paris." Ein Befehl der Emigration denke ich, und fahre hin. Dort finde ich fast alle Adeligen der Umgegend versammelt, unter ihnen — Dworsky. „Was will der unter uns?" dachte ich und wohl auch die Anderen. Aber Rebna führte uns in das gewöhnliche Berathungszimmer und eröffnete uns: er habe Briefe der Emigration erhalten, Dworsky sei zum Leiter der Erhebung in unserer Gegend ernannt. Der nahm nun das Wort und erzählte, er sei von polnischen Eltern

und von jeher ein glühender Patriot. Man habe ihn wider seinen Willen in die Armee gesteckt, dann aber habe er freiwillig fortgedient, weil er so gehofft, der Sache des Vaterlandes am Besten zu dienen. Was Polen bisher gefehlt, sei gerade eine hinreichende Anzahl strategisch gebildeter Männer gewesen, ferner Verbindung und Verständigung mit der russischen Armee. Dann setzte er uns sein bisheriges Wirken und seine Pläne auseinander. Die Pariser Briefe, dann das ganze Wesen des Mannes ließen kein Mißtrauen aufkommen. Wir fügten uns seinen Anordnungen und empfingen seine Befehle allwöchentlich zweimal bei Rebna. Auch sonst standen wir in engstem gesellschaftlichem Verkehr, nun besuchte er auch mein Haus. Aber Helene begegnete ihm so schroff wie bisher, ja noch schroffer. Besonders eines Abends bei Graf Wodzicki hatte sie es wirklich arg gemacht. Als wir heimgekehrt, machte ich ihr leise Vorwürfe darüber. Sie sah mich groß an, dann aber fing sie zu weinen an, so wild, so heftig, als wollte ihr das Herz brechen. Dann wankte sie mit erhobenen Armen auf mich zu, blieb aber plötzlich stehen, ließ die Arme schlaff niedersinken und sagte dumpf und leise: „Es ist zu spät!“ — „Was?“ fragte ich angstvoll. Aber da war sie schon verschwunden und ich hörte nur noch, wie sie die Thüre des Zimmers hinter sich absperrte.

„Ich dachte nicht viel darüber nach — «Weiberlaunen», tröstete ich mich. Damals gerade wurde ich übrigens

durch die Verhandlungen bei Rebna stark in Anspruch genommen. Sie fanden im Laufe des Novembers täglich statt, Dworsky fehlte häufig, «um die Sache nicht auffällig zu machen», schützte er vor. Da fuhr ich auch eines Nachmittags — es war häßliches Nebelwetter — zu Rebna hinüber. Aber etwa in der Mitte des Weges hält mein treuer Janko plötzlich an. „Was giebts?" frage ich. Aber er antwortet nicht, springt vom Kutschbock herunter, hascht nach meiner Hand und fängt heftig zu schluchzen an. „Janko!" rufe ich erstaunt, „bist Du verrückt?" Aber der Mensch schluchzt stärker und sagt: „Nein! ich kanns nur nicht länger zusehen, wie Sie betrogen werden, gnädigster Herr! .... Die Fruzia, die Zofe, sie ist mir gut ... die hat mirs erzählt — so oft Sie zum Grafen Rebna fahren, kommt unsere gnädigste Gräfin im chinesischen Pavillon mit dem Russen zusammen!" — Ich sinke in die Kissen, starr, wortlos, mir wirbelt das Hirn. Dann befehle ich: „Zurück! Halte bei den Pappeln." Dort steige ich aus und gehe durch das Hinterpförtchen in den Garten und leise auf den Pavillon zu. Ich reiße die Thür auf — da sitzen sie wirklich beisammen, zärtlich umschlungen. „Verzeihen Sie, daß ich störe", sage ich sehr höflich und trete ein. Sie prallen entsetzt auseinander und starren mich an, als wäre ich ein Gespenst. „Ich bin es wirklich", sage ich, „Graf Wladislaus P." Dann blicke ich den Russen an, der zitternd dasteht, und deute stumm

auf die Thüre. Wie er mit gesenkten Augen an mir vorbeiwankt, sage ich nur noch: „Ich bitte, heute Abend zu Hause zu sein; es ist, um meine Zeugen zu empfangen." Dann wende ich mich zu Helenen und sage: „Sie werden heute Ihre Tante besuchen, die Baronin Kuziemska in Syczow. Der Besuch wird sehr lange dauern, versehen Sie sich also mit dem Nöthigen. Sie haben zwei Stunden Zeit, dann fahren Sie, Janko wird Sie fahren." Dann gehe ich langsam durch den Garten, zu den Ställen, lasse mir ein Pferd satteln und reite zu Rebna. Wie es in mir aussah, erzähle ich nicht, das kann man nicht beschreiben. Bei Rebna ist die Verhandlung im vollen Gange. Ich lasse ihn herausrufen und bitte ihn, noch heute zu Dworsky zu fahren und meine Forderung zu überbringen. „Wie?!" ruft er im höchsten Erstaunen, „Dworsky — Du?!" — „Er ist ein Schurke", sage ich kurz. — Rebna erbleicht. „Dann gnad' uns Allen Gott!" „Nein", erkläre ich, „ob er auch ein Verräther ist, weiß ich nicht. Es ist eine persönliche Angelegenheit. Also, wo möglich für morgen früh bestimmst Du die Sache. Pistolen, höchstens zehn Schritte Distanz, Ende, sobald Einer von uns todt am Platze." Er schüttelt den Kopf. „Ich muß in der Sache klarer sehen", sagt er. „Warte, bis die Verhandlung vorüber." Nach einer halben Stunde sind die Herren fertig und fahren heim. „Es ist eine Gewissenssache, sagt Rebna, „verzeih, ich muß in der Sache

klar sehen." — „Laß anspannen", dränge ich, „ich erzähle es Dir auf dem Wege . . ." — Es war mir so schwer, darüber zu sprechen, ich hätte vor Scham in die Erde sinken mögen, ich faßte ja kaum selber meine ganze Schmach. Es blieb mir erspart. Als wir gegen Rozincze fuhren, begegnete uns mein Wagen. Helene saß darin, sie wandte sich jäh ab und verbarg ihr Gesicht. Aber Rebna erkannte sie natürlich doch. „Deine Frau?" frug er erstaunt. „Sie verläßt heute mein Haus für immer", erwiderte ich leise. Nun fragte er nicht weiter, setzte mich bei meinem Hause ab und fuhr ins Städtchen. Nach zwei Stunden kehrte er zurück. „Ich habe es geordnet, wie Du wünschtest", sagte er mir, „morgen sieben Uhr im Wäldchen hinter Deinem Meierhofe. Ich werde Dich abholen." Er fuhr nach Hause, ich setzte mich an den Schreibtisch, mein Testament zu machen. . ."

Bisher hatte der Graf kurz, klar, nüchtern erzählt. Die trostlose Erinnerung hatte wohl für Augenblicke den Geist des Fusels niedergehalten. Aber nun schrie er plötzlich in unarticulirten Tönen auf, stürzte ein volles Glas hinunter, richtete sich dann jählings empor, sank ebenso jäh auf seinen Sitz zurück, beugte sich dann zu mir herüber und zischelte, die verglasten, starr blickenden Augen fest auf mich richtend:

„Das Duell hat an jenem Morgen nicht stattgefunden, junger Mann. Es hat später einmal stattgefunden,

aber damals nicht. Denn als ich eben mit meinem Testamente fertig war, drangen die Russen in mein Schloß, meine Papiere wurden versiegelt, ich selbst als Hochverräther in Ketten nach Kamieniec-Podolski geführt — ich und Rebna und die übrigen Theilnehmer an unseren Verhandlungen. Die Furcht vor dem Duelle hatte den Schurken bewogen, seine Rolle als Agent provocateur schon jetzt zu Ende zu führen! . . ."

Er hielt abermals inne und glotzte mich starr und unverwandt an. „Und was war ihr Schicksal?" fragte ich.

„Verschieden! Rebna und sechs Andere kamen nach Sibirien — ich selbst — ich hatte Protection — hahaha! die Protection meiner Frau — ich wurde für Lebenszeit ausgewiesen und meine Güter confiscirt. . . Rozincze bekam der biedere Dworsky zur Belohnung für seine Dienste — da lebte er mit Helenen . . ."

Er schlug sich verzweiflungsvoll mit der Faust vor die Stirn, dann lachte er gellend auf und flüsterte: „Er ist nicht lange dort geblieben. Als er eines Morgens zur Stadt eilte, verschwand er. Nach einigen Tagen fand man seine Leiche im Wäldchen hinter dem Meierhofe. Er hatte ein abgeschossenes Pistol in der Hand, ein anderes lag zehn Schritte vor ihm im Grase. Neben ihm fand man einen Zettel, mit Bleistift beschrieben: „Dieser Mann war ein Schurke, aber seine Feinde waren keine

Mörder, sie haben ihm einen ehrlichen Tod im Zweikampf gegönnt."

„Und wer war sein Gegner?" frug ich.

Da lachte Graf Wladislaus auf, so laut, so lustig, als hätte ich die schwierigste Frage gestellt: „Wer?! ... hahaha! — Das soll ich Dir auf die Nase binden?! O Du liebe deutsche Unschuld, laß Dich umarmen!"

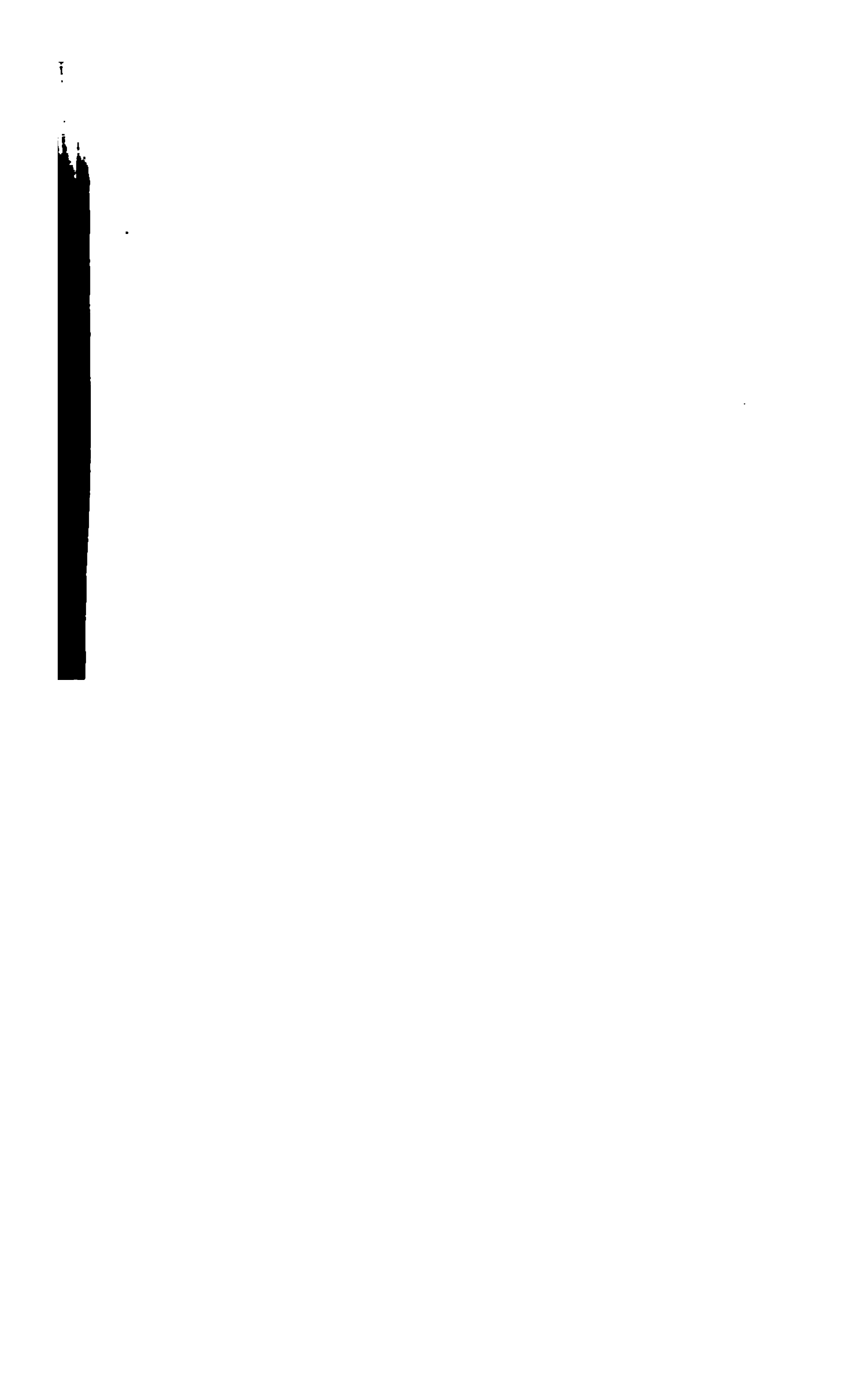
Er machte alle Anstalten dazu. Es war mir gar nicht unangenehm, daß in diesem Augenblicke die Thüre aufging und ein alter Bedienter hereintrat, hinter ihm ein sehr handfester russischer Bauer und zuletzt der krumme Aaron.

„Kommen Sie, Herr Graf, es ist Zeit", sagte der Bediente, und der Bauer packte den Betrunkenen ohne weitere Weisung am Arme Die Beiden hatten die Sache offenbar schon in der Uebung. Der Graf wehrte sich ein Wenig, schluchzte, daß man ihn von mir, seinem besten Freunde, so früh trenne, und ließ sich dann fortschleppen. Mit welch sonderbaren Gefühlen und Gedanken ich allein in der Karczma zurückblieb, kann ich kaum sagen.

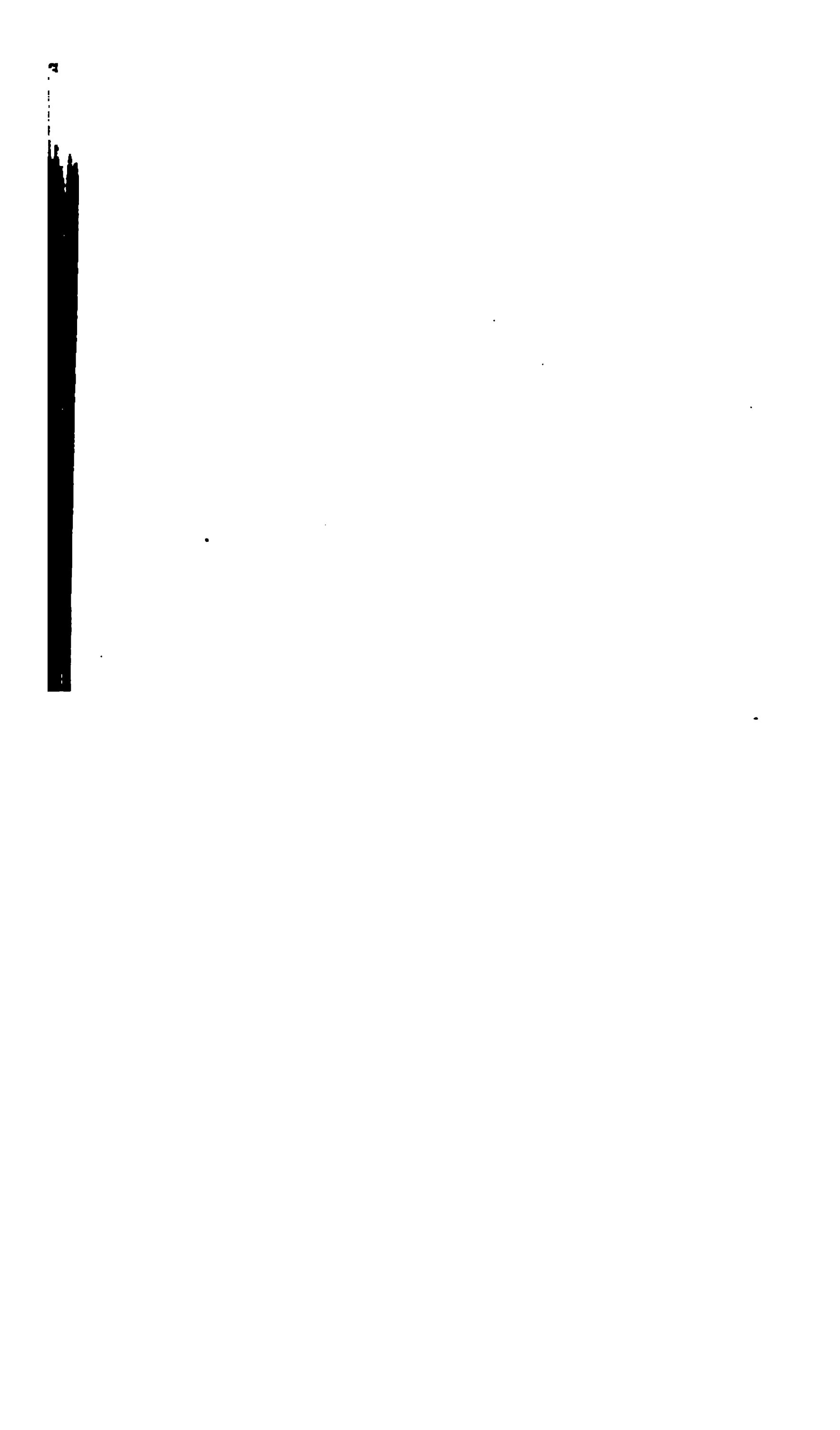
Zwei Tage darauf, in Kaminiec-Podolski, erkundigte ich mich nach dem Grafen. Er war eine sehr bekannte Persönlichkeit; Jedermann bestätigte mir die buchstäbliche Wahrheit seiner Erzählung. Auch über Dworsky's Tod hatte er die Wahrheit berichtet; von wessen Hand dieser gefallen, darüber hat man nie volle Gewißheit erhalten.

Als Graf Wladislaus in Galizien durch den Branntwein zu einem unschädlichen Jammermenschen geworden, hatte die Regierung des Czaren gestattet, daß ihm einer seiner Vettern auf jenem Dörfchen in Russisch-Podolien das Gnadenbrot gebe.

Auch die Gräfin Helene zeigte man mir in der podolischen Festung — ein üppiges, verkommenes Weib. Sie war nach dem Tode ihres Verführers rasch von Stufe zu Stufe gesunken.



Am Altare.



Mitten aus der weiten, weiten Ebene erhebt sich der Berg, auf dem das Schloß erbaut ist, das Stammschloß der Herren von Celecki, die bis zum Untergange der Republik das Starostenamt in diesem Bezirke des armen, öden Landes bekleidet. Der Berg — in anderer Landschaft würde man die Erhebung kaum einen Hügel nennen — steht ganz vereinzelt, sonst überall ringsum das flache, sumpfige Haideland.

Das Schloß ist ein seltsames Gebäude oder nein! — ein seltsamer Haufe von Gebäuden. Es ist ganz anders, als die Edelsitze der Umgebung. Das sind kleine, nüchtern moderne Steinhäuser oder verwitterte Paläste im Styl der Renaissance oder finstere, verfallene Burgen. Aber das alte Schloß der Herren von Celecki — man nennt es überall in der Umgegend nur das «graue Schloß» — ist dies Alles zusammen.

Da ist der uralte runde Thurm mit den geschwärzten Mauern, den zerbröckelten Zinnen und den unzähligen Schießscharten. Die Jahrhunderte haben an ihm genagt, die Macht der Feinde und der Wettersturm. Aber noch

steht er aufrecht. Der alte Adam Celecki hat ihn erbaut, der Stifter des Geschlechts — es war um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts — und sie nennen ihn den «Schwedenthurm» zur Erinnerung an die bösen Gäste, die sich oft genug daran den Schädel eingerannt.

Der Thurm hat einen wenig würdigen Nachbar — das «Damenhaus». Das ist ein großes, weißgetünchtes, dreistöckiges Haus, so öde und geschmacklos, als es nur immer die Baukunst unseres Jahrhunderts auszusinnen vermocht. Und noch öder, noch geschmackloser erscheint es durch seine Zierrath, die phantastischen Gyps-Arabesken unter den Fenstern und die Sandsteinfiguren auf den Simsen. Das ist, als wollte ein plumper Gesell zierlich sein.

Wenige Schritte abseits hebt sich eine riesige, langgedehnte Ruine. Es sind die Trümmer eines einzigen Hauses. Das war einst ein schönes, ein glänzendes Haus, ein Haus der Freude und der Verschwendung, der Lust und der Ueppigkeit. Als Adam Celecki — der Erstgeborene in diesem Geschlecht führt immer den Vornamen Adam und der, von dem eben die Rede, hatte den Beinamen «der Reiche» — als Adam von der Reise aus Frankreich heimgekehrt, da hatte er auch den Baumeister mitgebracht, der ihm das Schloß erbauen sollte, so riesig, so prachtvoll, so zierlich, als er es in Trianon und Versailles gesehen, am Hofe des vierzehnten Ludwig. Der Baumeister hatte

seine Pflicht gethan — es war ein Haus, zu dem die Großen von weit und breit gewallfahrtet kamen, um es neidisch anzustaunen — das reinste Rococo in all' seiner Schönheit, Zierlichkeit und Häßlichkeit. Adam der Reiche war selig und als er starb, da war das letzte Wort an seine beiden Söhne «Bauet das Uebrige». Er ahnte es nicht, daß der Eine dieser Söhne wenige Jahre später selbst die Brandfackel in dieses Haus schleudern werde, damit die Geschichte des Geschlechts nicht berichten müsse, daß einer aus dem Hause der Celecki als Mörder auf dem Schaffot gestorben. Er hatte seinen Bruder, den Verführer seines Weibes, erstochen und über der Leiche das Haus angezündet, seine That zu bergen. . . . Hundertundvierzig Jahre sind seit der Unglücksnacht vergangen, aber noch haben die Wetter die Brandschwärze von den Trümmern nicht abzuwaschen, die Trümmer nicht ganz zu zernagen vermocht. Noch ragen diese Trümmer in die Luft, ebenso düster, ebenso unförmlich, als einst das Haus glänzend und zierlich gewesen.

Das ist auf der Nordseite. Auch auf der Südseite haben sich sonderbare Nachbarn zusammengefunden. Die uralte Schloßkapelle, ein kleiner ärmlicher Bau — das Geschlecht ist stets dem Reiche von dieser Welt geneigt gewesen. Und rings um das Gotteshaus ein Knäuel langgedehnter, niedriger, strohgedeckter Hütten, Remisen, Ställe und Gesindestuben. Endlich ganz vereinzelt ein hoher

luftiger Bau, der einen einzigen Raum enthält, den riesigen Festsaal. Nachdem das Rococoschloß niedergebrannt und nachdem die Nachfolger vergessen, warum es niedergebrannt, da haben sie wieder Lust verspürt zu Festen und Gelagen und dieses Haus aufgerichtet. Aber jetzt ist Getreide darin aufgeschüttet.

Ein großer Garten umzieht das Schloß. Er bedeckt die Abhänge des Berges und reicht weit hinab in die Ebene. Die Anlage hat wol viel Mühe gekostet, denn weit und breit ist der Boden unfruchtbar und öde. Aber mit dem französischen Baumeister war auch ein Gärtner aus Versailles gekommen und man hatte die Leibeigenen auf fünf Meilen in der Runde zusammengetrieben und Bäume, Erde, Samen und Dünger zusammengeschleppt und so hatte Adam der Reiche den Garten auch noch grünen sehen. Auch der Gärtner hatte seine Pflicht gethan; die Anlagen und die Terrassen waren sehr zierlich und schnurgerade Straßen und Pfade durchzogen sie. Es gab da dämmrige Grotten und verschwiegene Ruhesitze, einsame Weiher und geschwätzige Fontainen, chinesische Tempel und phantastisch zugestutzte Taxushecken. Und dazwischen standen zierliche Statuen aus Marmor und Sandstein. Aber die Söhne des Geschlechts pflegten den Garten nicht — sie hatten andere, weniger friedliche Passionen. Und so ist dieser Garten heute eine Wildniß, die sehr traurig ist, sehr unwegsam und sehr schmutzig. Die Straßen sind verwachsen

und die Grotten eingestürzt. Die Weiher sind vertrocknet und die Fontainen verstummt, die Tempel liegen in Trümmern und der Taxus wächst wie ihm beliebt. Die Statuen aber, die armen Statuen, liegen im Schlamme oder im hohen Grase und strecken die verstümmelten Gliedmaßen mit stummer Klage zum Himmel empor. Hie und da sind Beete angelegt, da wachsen Kohl, Spinat und Rettig.

Das ist das «graue Schloß» und der Garten. Sie sind seltsam, sehr seltsam, prächtig und ärmlich, stattlich und verfallen, ehrwürdig und komisch. Und dabei so düster! . . . Sie lassen sich nur mit Einem vergleichen: mit dem Geschlechte, das da gehaust. — Ja! die Celecki waren ein seltsames Geschlecht und — «er ist wie ein Celecki», sagen die Leute in Podolien von einem heißen, jähen, leidenschaftlichen Menschen.

Das Geschlecht ist ausgestorben. Der letzte Starost, Herr Adam, ist todt. Das Haus und der Garten gehören den Russen. Sie haben sich selbst zu seinen Universalerben eingesetzt.

An einem Abend im Herbste war's, an einem düsteren, feuchten Octoberabend. Der Wind pfiff kalt und peitschte den Regen vor sich her. Aber die Leute hatten sich nicht abschrecken lassen, sie standen Kopf an Kopf in dem riesigen Schloßhofe und drängten in den Gängen des Damenhauses. Es waren die Bauern aus der Umgegend, dann die

Adeligen des Kreises. Von diesen freilich nur wenige und unter diesen Wenigen kein einziger Freund und Gesinnungsgenosse des Verstorbenen. Die wären wohl gerne gekommen, ihm die letzte Ehre zu erweisen. Aber sie haben wichtige triftige Abhaltungsgründe. Die Einen modern auf den Schlachtfeldern Polens oder Spaniens oder Italiens. Die Andern essen in Paris oder Turin das harte Brod der Verbannung und die Dritten graben in den Bergwerken Sibiriens, bis sie der Tod erlöst. Aber dafür sind einige russische Offiziere gekommen und der Herr Polizeilieutenant und der kaiserliche Herr Fiskal, um das herrenlose Besitzthum in Empfang zu nehmen.

Dann wird der Sarg geschlossen, der zwei Tage und zwei Nächte offen gestanden im Saale des Damenhauses, und alte, grauköpfige Diener des Schlosses heben ihn und tragen ihn die Treppe hinab und durch die Reihen des Volkes in die Kapelle. Die Bauern, die rohen, ungebildeten podolischen Bauern entblößen ihr Haupt und schluchzen, als wäre ihnen der Vater gestorben. Es ist ein eigenthümlicher, ergreifender Anblick. Die gebildeten russischen Offiziere haben ganz recht, wenn sie diese Szene interessant finden. Und sie besehen sich die interessante Szene und verwünschen dabei den Regen und die Kälte.

Dann gehen sie in die Kapelle. Der alte Pater Ambrosius, der Schloßkaplan, segnet den Leichnam ein und schickt sich zur Grabrede an. Er sieht fast unheimlich

aus, der greise hagere Mann, mit dem vergilbten Antlitz, wie er im Lichte der unzähligen Fackeln dasteht in fliegendem weißem Gewande und sich gebrochen über den Sarg beugt, der die Hülle seines alten Herrn und Freundes umschließt. Ja! — es ist wirklich unheimlich! Der junge Lieutenant Porosoff hat später seinem Vater, dem alten Major Porosoff, gestanden, daß er sich gefürchtet und der alte Major Porosoff seinem Sohne, dem jungen Lieutenant Porosoff, daß es ihm kalt über den Rücken gelaufen. . . . Es ist wirklich unheimlich.

Und noch unheimlicher wird es, als der alte Mann zu sprechen beginnt. Seine Stimme zittert nicht mehr wie bei den Worten der Zeremonie, sie klingt klar und fest. Was er spricht, versteht eigentlich Niemand recht: die Bauern nicht, obwohl sie stärker schluchzen, die Offiziere nicht, obwohl sie ihr Haupt beugen und ihre Stiefelspitzen besehen und selbst der Herr Fiskal nicht, obwohl er sein Sacktuch herauszieht und sich vor Rührung schneuzt.

Zu wem spricht der alte Ambrosius? Zu dem Todten zu seinen Füßen? Oder zu sich selber?

Er spricht sehr seltsam.

Er spricht über den Tod und preist ihn. Wie unrecht es sei, wenn man den Tod hasse oder fürchte. Der stille Mann im Sarge da habe es nicht gethan, er habe ihn ersehnt, denn er sei müde gewesen, so recht todmüde. Aber auch dies sei nicht das Gute, weder Sehnsucht noch

Furcht. Denn der Tod sei heilsam und fürchterlich zugleich und nothwendig, nothwendig wie der Frühling, die Liebe, das Glück! . . . Ja! — nothwendig! — Darum sei es thöricht, das Loos der Todten zu beklagen! Ja — nothwendig, darum sei es thöricht zu hoffen, man könne den Tod wenden durch Gebet und Buße . . .

Der Herr Polizeilieutenant horcht auf, denn er ist ja nicht blos Trauergast, sondern auch kaiserliche Amtsperson und hat darauf zu sehen, daß straflos nichts Unchristliches gesprochen wird.

Und der alte Mann fährt fort: „Was weint Ihr?! Ich sage Euch: an diesem Sarge verstummt der Schmerz! . . . Nicht weinen dürfen wir über deinen Tod, Adam Celecki, nicht klagen über dein Leben! Denn wie schwer, wie schmerzerfüllt auch dies Leben war, — so schwer, daß es kein Gedanke ermißt, so schmerzerfüllt, daß es kein Herz nachfühlt — ich, der ich es gekannt, kann dir nur stolz, tröstend und trosterfüllt nachrufen: Dein Leben war dennoch hehr und schön, du stolzer, edler, unglücklicher Mensch — denn du hast deine Pflicht gethan!"

„Wie überspannt", sagt der Major Porosoff zum Polizeilieutenant. „Wie überaus überspannt", sekundirt der Lieutenant Porosoff. Aber der Polizeibeamte meint: „Pst! — hören Sie nur — ich glaube, es wird interessant!"

„Du hast deine Pflicht gethan, Adam Celecki! Du



hast dieser Pflicht Alles aufgeopfert, was das Leben schmückt und erhellt! Bis zu deinem letzten Athemzuge standest du in all deinem Thun und Lassen im Dienste und Zwange dieser Pflicht. Es war ein fast übermenschliches Opfer. Kann es den Werth dieses Opfers verringern, daß du es anscheinend nutzlos gebracht?!“

Er schweigt. „Nichts weiter?“ flüstert der Polizeilieutenant enttäuscht. Aber es folgt noch Etwas.

Stolz richtet sich der Greis auf und heftet sein glühendes Auge auf die Russen.

„Soll ich dieser Menschen wegen schweigen? Soll ich aus Furcht vor ihren Ketten dir nicht rühmend in das Grab nachrufen, was der Stolz und das Leid, was der Inhalt deines ganzen Lebens war? Dein Vaterland war es, dein — unser armes Polen! O Adam, welch ein Mensch warst du! Du hast dein Vaterland nicht geliebt, wie wir andern Alle, die wir daneben auch uns lieben oder andere Menschen, dir war es wirklich das Höchste, das Einzige, um dessentwillen du lebtest ....“

Der Polizeibeamte flüstert eifrig mit dem Fiskal und dem Major. Der Lieutenant Porosoff aber, der beschränkte, fanatische Mensch wird todtenbleich und beginnt vor Wuth zu zittern.

„Du hast deine Liebe in anderer Weise gezeigt, wie die Meisten. Du hast begriffen, daß unser größtes Unglück

nicht die Russen sind, sondern die Zwietracht in unsern eigenen Reihen, der Zwiespalt zwischen Volk und Adel! Und als du dies begriffen, da hast du dein Herz bezwungen und du, der rasche, heißblütige, stolze Sohn eines uralten Geschlechts, hast dich in einen schlichten Landmann gewandelt, in einen selbstlosen, nimmerrastenden Arbeiter am Friedenswerke in unserem eigenen Hause. Adam! stolz rufe ich es dir nach: Mehr als unsere Feldherren und Helden hast du den Drängern geschadet! Und wenn einst unsere Ketten fallen: Du hast dein Theil daran!"

Der Polizei-Lieutenant sagt lächelnd zum Major: „Wir werden ihn gleich nach der Predigt fesseln und nach Mohilew führen lassen." Von ihnen unbeachtet nestelt und zerrt der junge Porosoff an der Tasche seines Waffenrocks — er ist sinnlos vor Wuth. . . .

„Und diese Ketten werden fallen! Dein Opfer war kein vergebliches: «Exoriare aliquis ex nostris ossibus ultor», — mit diesem tröstenden Wort auf den Lippen bist du gestorben. Und so rufe auch ich: «Ein Rächer wird . . .»"

Ein Schuß! — der Greis greift nach seinem Herzen und sinkt todt über dem Sarge seines Herrn und Freundes zusammen. . . .

Der Lieutenant Porosoff hat ihn durch einen Schuß aus seinem Taschenrevolver getödtet.

* * *

Was ich hier erzählt, mag seltsam klingen. Und noch seltsamer vielleicht, wenn ich hinzufüge, daß der Lieutenant Porosoff heute schon Oberst ist. Aber es ist so, in diesen Zeilen ist nichts erfunden, als einige Namen.

---

nicht die Russen sind, sondern die Zwietracht in unsern eigenen Reihen, der Zwiespalt zwischen Volk und Adel! Und als du dies begriffen, da hast du dein Herz bezwungen und du, der rasche, heißblütige, stolze Sohn eines [illegible] Geschlechts, hast dich in einen schlichten Landmann verwandelt, in einen selbstlosen, nimmerrastenden Arbeiter am Friedenswerke in unserem eigenen Hause. Adam! [illegible] ich es dir nach: Mehr als unsere Feldherren und Helden hast du den Drängern geschadet! Und wenn [illegible] Ketten fallen: Du hast dein Theil daran!"

Der Polizei-Lieutenant sagt lächelnd zum Major: "Wir werden ihn gleich nach der Predigt fesseln und nach [illegible] führen lassen." Von ihnen unbeachtet nestelt und [illegible] der junge Woronoff an der Tasche seines Waffenrocks [illegible] Wuth. . . .

"[illegible] Ketten werden fallen! Dein Opfer war [illegible] Exoriare aliquis ex nostris ossibus [illegible] diesem [illegible] Wort auf den Lippen [illegible] Und so rufe auch ich: »Ein Rächer [illegible]

[illegible] der Greis greift nach seinem Herzen [illegible] dem Sarge seines Herrn und Freundes [illegible]

Der [illegible] Woronoff hat ihn durch einen Schuß [illegible] getödtet.

* * *

Im Hafen von Odessa.

... Roth und hell liegt die junge Morgensonne über Steppe und Stadt, über Hafen und Meer!

Weithin dehnt sich die Steppe, kahl und unfruchtbar und einsam. Kaum ist hie und da ein klein armselig Dörflein hingestreut auf die unendliche Fläche oder ein Städtlein. Alles öde, traurig, todt. Steil und schroff oder flach und morastig fällt die braune Wüste der Steppe ab in die blaue Wüste des Meeres. Auf der Grenze zwischen Beiden, auf hochragendem Sandufer, erhebt sich eine stolze, vielthürmige Stadt. Halb der Steppe, halb dem Meere hat sie sich den Boden abgetrotzt und ist herrlich und gewaltig darauf erblüht — die laute, rege Handelsstadt. Stolze, breite, lichte Straßen, majestätische Paläste und noch majestätischere Kaufmannshallen. Denn der Gott Merkur ist der Schutzgott dieser Stadt, alle Waaren aller Nationen vereinen sich an dieser Stätte und das Dampfroß bringt sie durch die Steppe getragen und die Schiffe durch das Meer. Die Sprachen aller Völker könnt ihr hier hören, den Söhnen aller Völker könnt ihr hier begegnen. Das ist ein lautes, sinnverwirrendes Drängen,

Haschen und Jagen in diesen breiten, neuen Straßen. Denn diese Stadt ist jung, ihre Blüte jünger, als dies Jahrhundert; der Mann, der all' seine Kraft an die Förderung dieser Blüte gesetzt, hat vor nicht gar langer Zeit erst die Augen geschlossen. Draußen, unter den Akazienbäumen der Promenade, auf dem Hochplateau am Meere steht sein Bild in Erz: «Dem Gouverneur, Herzog von Richelieu, die dankbare Stadt Odessa.»

Von dem Hochplateau führt eine mächtige Freitreppe hinab zum Bahnhof und zum Doppelhafen. Wer oben steht und seine Blicke hinabschweifen läßt, dem bietet sich ein Bild, wie es kaum schöner und interessanter zugleich gedacht werden kann. Freilich zur Rechten und zur Linken nur die öden, weißschimmernden Sanddünen, an welche hier sanft und leise, dort wild und stürmisch die Salzflut schlägt. Aber vor ihm diese Flut selbst, das große, gewaltige, überwältigend große, blaugoldige Meer! Hei! wie schimmert ihm die Flut entgegen, bedeckt von unzähligen Schiffen, von mächtigen Kriegsfregatten und kleinen Fischernachen, von unförmlichen Seglern und zierlichen Dampfern, von riesigen, schwerfälligen Holzbarken und pfeilschnellen Kähnen! Und wie flattern die Flaggen in allen Farben und wie blähen sich lustig die weißen Segel ... Ein schriller Pfiff durchschneidet die Lüfte; pustend und schnaubend fährt ein Lastzug in den Bahnhof ein. Er bringt Waaren des Nordens und Westens; Waaren des Ostens

und des Südens entführt der Zug, der eben den Bahnhof verläßt und hinauseilt in die Steppe. Und im Bahnhofe und auf all' den Schiffen und am Strande und auf der Freitreppe und auf den Gassen und in den Häusern der Stadt: Waaren, Waaren, nichts als Waaren! Hier wird mit Allem gehandelt, mit Allem — was die Erde hervorbringt, was Menschenhände zubereitet, was Geldwerth hat! — Wohin man blickt — Waaren, Karren, Träger, feilschende Käufer und Verkäufer, notirende Sensale, kreischende Zwischenhändler ... Aber wem Solches die wunderbare Poesie des Anblicks trüben würde, der wäre kein poetisches Gemüth, nur ein sentimentaler Gefühlsdusler. Denn auch in diesem riesigen Weltverkehr liegt Poesie.

Im «Hafen von Cherson», dem kleinen Binnenhafen Odessa's, der im Gegensatze zu dem großen, rechts liegenden Hafen von Konstantinopel nur Schiffe aufnimmt, die ausschließlich den Pontus Euxinus befahren, liegt ein Dampfer zur Ausfahrt bereit — «Odysseus» leuchtet in etwas verwitterten griechischen Goldbuchstaben sein Name. Verwittert sieht überhaupt das ganze Fahrzeug aus, vielleicht auch nicht allzu reinlich, hart mitgenommen von Zeit und Wellensturm, wie's einem Schiffe paßt, dessen Namenspatron

«vieler Menschen Städte gesehen und Vieles erduldet.»

Aber — „ich will mit dem Zeug da noch einmal die Welt umsegeln", versichert der Kapitän, ein alter, schlau-

blickender Grieche, eine furchtsam zögernde Judenfrau. Sie traut sich kaum von der Schiffbrücke auf das Verdeck zu treten. Aber die übrigen Passagiere vertrauen sich und ihr Geschick furchtlos dem «Odysseus» an und am sorgenlosesten wohl jener junge achtzehnjährige Mensch, — ach! er ist heute um manches Jahr älter! — der freudetrunken um sich blickt und mühsam an sich hält, daß er nicht aufjauchze in trunkener Jugendlust. O, er ist so selig; sein Knabentraum hat sich ja erfüllt, er hat zum ersten Male hinausdürfen in die weite, weite Welt. Und der Augustmorgen ist so schön, der Morgen seiner ersten Meerfahrt, und das Leben um ihn so lustig!

Und so bunt, so farbenprächtig!

Schon die drei Nachbarn, die da um den «Odysseus» liegen, jeder für sich eine neue, seltsame, fremde Welt. Das große, starke Segelschiff zur Rechten — es hat tagelang draußen im Hafen von Konstantinopel gelegen und ist heute nur deßhalb hierher gebracht worden, um leichter ausgeladen zu werden — ist offenbar ein Kauffahrer. Aber was mag in diesen Riesenfässern stecken, welchen Inhalt mögen die mächtigen Ballen bergen, die der Krahn wie spielend vom Verdeck auf den Strand schwingt? Die Matrosen gehen langsam und schwerfällig einher und ebenso faul, breit und schwerfällig klingen die Laute des Kommandos, nach dem sie sich bewegen; aber was sie anpacken, wird stetig und sicher verrichtet. Wer sind die

blonden, wohlbeleibten, schwerfälligen Gesellen?! Ein Blick auf die beiden Männer am Verdecke kann es euch lehren. Da steht der Mynheer mit dem blassen, aufgedunsenen Gesicht und den ruhigen, wässerigen, blauen Augen und um ihn her ein Haufe schreiender, zudringlicher, jüdischer und griechischer Zwischenhändler. Er läßt sie schreien und toben, und wird's ihm zu viel, so sagt er höchstens ruhig und gelassen: „Ihr kennt unsere Firma, van der Schuyten in Amsterdam und ihr wißt, daß wir den Kaffee da echt bringen und selber holen, und wenn's euch zu theuer ist, so geht. Van der Schuyten haben ihre Waare in Odessa wie in aller Welt niemals lange auf dem Halse gehabt." Und dabei blickt er zum Kapitän hinüber, der anscheinend ganz ruhig an der Brüstung lehnt und nur zuweilen zur Stadt emporblickt. Sie schauen Beide ganz phlegmatisch drein und möchten doch gar so gern die Waare, die Juden und die Griechen vom Halse haben und zur Stadt emporeilen, wo man Wein und Freuden kaufen kann. Wer weiß, aus welchem eleganten «Tanzsalon» gewisser Sorte sie heute nach Mitternacht hinausgeworfen werden, weil sie in ihrer Volltrunkenheit Skandal angefangen — die beiden phlegmatischen und doch so leidenschaftlichen Mynheers.

Hart daneben liegen Bord an Bord zwei große, flache, unförmliche Barken, erstere mit Holz, letztere mit Gartenfrüchten beladen. Da liegt die große, tiefgrüne Kugel der Wassermelone neben der gelbgrünen, mit Warzen besäeten

länglichen Frucht der Riesengurke; da sind rothe und weiße Kirschen, gelbgrüne Zuckermelonen und Aepfel von ungeheurer Größe. Denn die Krim und die Landenge von Cherson, das ist ja, sofern es nur der Mensch versteht, den Segen zu nützen, so recht «das Land, wo Milch und Honig fließt» und gewiß in höherem Grade, als dieß gegenwärtig das Land ist, von dem einst jenes Wort der Verheißung gesprochen worden. Der Gedanke an die Gefilde, welche der Jordan, der «liebliche Fluß» durchfließt, drängt sich hier übrigens noch weit lebhafter auf, wenn wir die Männer in's Auge fassen, welche die Früchte in kleine Kähne verladen und an den Strand bringen. Sie haben diese Früchte mit eigener Hand gesäet, auf eigenem Acker, mit eigenem Schweiße großgezogen; an ihrer Tracht und ihrem Benehmen erinnert nichts an die zudringlichen, frechen und doch wieder hündisch demüthigen Handelsjuden am Strande und doch haben diese Landleute ihnen verwandte Züge und sie rufen in derselben Sprache zu demselben Gotte — es sind Karaiten aus dem jekaterinoslawer oder chersoner Gouvernement oder aus der Krim ...

Still und todt ist es dagegen auf der Holzbarke. Die Schiffer liegen im warmen Sonnenscheine auf dem Gebälke und blinzeln schläfrig in das bewegte Leben um sie her. Woran sie dabei denken? Vielleicht an ihre Heimat, die grüne, weite Ukraine, in deren Wäldern die Stämme ge-

schlagen worden und dann in Flößen den Don hinabgeschwommen, oder sie denken daran, — mindestens deuten ihre melancholischen Mienen auf Aehnliches — daß es vielleicht glücklichere Menschen auf Erden gibt, als kleinrussische Holzflößer. Aber höchst wahrscheinlich denken sie an nichts und jener düstere Zug im Antlitz rührt nicht von persönlichem Leid her — jahrhundertelange Schmach und Bedrückung hat so lange auf diesem Volke gelastet, daß die Spur davon, ein dunkles Erbtheil, von Geschlecht zu Geschlecht geht. Denn wo war je ein Volk auf Erden unglücklicher, als das der Kleinrussen?! Ein Knecht zu sein, ein Spielball in den Händen mächtiger und überlegener Völker, im Osten des Moskowiters, im Westen des Polen — das war und ist die Bestimmung dieses unglücklichen Volkes! Aber noch lebt in ihm, wenngleich nur im Liede, das es singt, die Erinnerung an seine große Zeit! Horch! in langgezogenen Tönen klingt es aus der Barke herüber:

„He Kosaken! He Kosaken!
Hört ihr rufen euren Hetman?
He! was ruft der Hetman Stenko?!
„Brüder! nieder mit den Ljachen! (Polen)
Nieder mit den Milchgesichtern,
Bis der Dniester roth von Blut ist!
Haben wir sie hier geschlagen,
Wird das weiße Lemberg unser!“

So singen sie das Schlachtlied, mit dem einst ihre Väter den Erbfeind abgewehrt oder unterjocht und trauen

sich dabei hinter dem Ohr und schielen ängstlich, ob nicht ihr Herr kommt, der Mann, dem ihre Leiber gehören. Denn die Söhne dieses Volkes bleiben immer hörig, mag nun die Hörigkeit aufgehoben sein oder nicht...

Der junge Mensch lehnt an der Brüstung des Verdecks und starrt hinein in dies fremde, bunte Leben. Da — ein Ruck — die Schiffbrücke wird aufgezogen, der Dampfer setzt sich langsam in Bewegung. Noch einen Blick wirft der junge Reisende auf die stolze Stadt da oben und auf das schimmernde Erzdenkmal und auf die Schiffe ringsum. Dann steuert der Dampfer aus dem Hafen und hinaus auf den Pontus und der junge Mensch hat Muße, seine Reisegesellschaft zu mustern.

Fürwahr! — sie ist bunt genug!

Alle Sprachen des Ostens und alle Trachten fließen hier zusammen. Dort ein Haufe eifrig disputirender und gestikulirender Männer in sehr bekanntem Aufzug: lange, schmutzige, um die Mitte gegürtete Kaftane, schmutzstarrende Filzhüte, Hängelocken an beiden Wangen — Handelsjuden aus Kiew, Mohilew und Cherson. Daneben am Boden kauernd ein Kreis von Landleuten in verschlissenen Zwilchröcken; sie sehen melancholisch in die Welt, singen ein melancholisches Volkslied und essen dann melancholisch Schwarzbrod mit Zwiebeln. Das sind Südrussen, die sich über die Erntezeit nach der Krim verdingen. Ein Engländer in elegantem grauen Reiseanzug, einer von jener

«großkarrirten» Sorte, die man überall findet, betrachtet sie neugierig. Aber vornehm naserümpfend kehrt sich von den melancholischen Zwiebelessern ein Ehepaar ab, das auch «elegant» gekleidet ist — es kommt nur auf den Geschmack an. Er trägt zu grauen Pantalons eine karmoisinrothe Sammtweste und einen olivengrünen Rock und sie zu einem schweren, hellgelben Sammtkleide eine veilchenblaue Mantille. An Schmuck trägt das Ehepaar einen mäßigen Juwelierladen auf dem Leibe. Sie reisen auf ihr Gut bei Cherson. Er war früher Bankhalter in einer Spielhölle Moskau's und sie — sprechen wir von etwas Anderem. Dort stehen Griechen im malerischen Nationalkostüm, darunter ein Knabe, allen Fallmerayer der Welt zum Trotze, stolz und schön wie Phöbos Apollon, aber wahrscheinlich — darin dürfen die Fallmerayer Recht behalten — verderbt bis in's Mark der Knochen. Neben ihnen hockt auf einem Teppich stoisch und unbeweglich ein Alttürke, man könnte glauben, er schlafe — bliese er nicht von Zeit zu Zeit den blauen Dampf seines Nargileh in die Luft. Vor ihm stehen, ihn überaus verwundernd betrachtend, zwei Männer, deren Tracht und Sprache man wahrlich hier am wenigsten vermuthen würde. Schnallenschuhe, Kniehosen, Dreimaster, lange Kaputröcke aus blauem Tuchstoff — schwarzwälder Bauern im Sonntagsstaat, wie sie nur je an der Kinzig und am Neckar gewaltet und gelebt ... „Woin gait de Reis', Herre?“ fragt der Eine

den Türken, der auch nicht eine Miene zur Antwort verzieht.

„Hannesle“, sagt der Andere, „i glaub' gar, er verschteht uns nit ...“

Rasch tritt der junge Reisende auf die Beiden zu.

„Woher seid ihr?“

„Aus Stuckart.“

„Und wohin wollt ihr?“

„Gen Möhring.“

Aber geht denn die Reise von Stuttgart nach Möhringen über Odessa?! Nun — die Sache ist ganz einfach! Die Landleute kommen aus der deutschen Kolonie Stuttgart im Gouvernement Jekaterinoslaw und wollen nach der Kolonie Möhringen im Gouvernement Cherson. Denn die biedern Schwaben haben in ihre neue östliche Heimat nicht bloß deutsche Sitte, deutsche Sprache und deutsche Tüchtigkeit hinübergetragen, sondern auch die liebvertrauten Ortsnamen der alten Heimat ...

Und auch noch mit einer anderen Person aus seiner Reisegesellschaft läßt sich der junge Mensch in ein Gespräch ein, mit einer kleinen, hübschen, zierlichen, schwarzäugigen Person. Marietta heißt die vierzehnjährige Kleine, Marietta Grisi aus Genua, und sie reist unter Obhut einer Dienerin nach Cherson zum Papa, der dort als Schiffsbaumeister beschäftigt ist. Trotz ihrer vierzehn Jahre weiß sie schon, wozu der liebe Gott einem Mädchen

schöne, schwarze, feurige Augen gegeben. Und sie macht von dieser Gottesgabe so ausgiebigen Gebrauch, daß es dem jungen Menschen fast schwül wird. Sie plaudern laut, sie lachen lustig, ich glaube sogar, sie singen ... ja! er brummt, sie halblaut mit, die Worte des tollen genuesischen Volksliedes. Aber wie sie auf die hohe See kommen, das stolze, herrliche, lichte Meer, dem aus der sonderbaren, unrichtigen Auffassung eines früheren Ausspruchs nun für alle Zeiten der düstere Name des «schwarzen» Meeres verblieben, da plaudert und singt und lacht nur noch die Marietta allein, der junge Mensch ist still geworden, ganz still ...

Friedlich, nur leise sich hebend und senkend, wie eine Menschenbrust in sanftem Athmen, liegt die blaugoldige Fläche ringsum ausgegossen, endlos, endlos, endlos! Was ist die Oede der Ebene oder des Hochgebirgs gegen diese furchtbare, zermalmende, majestätische Einsamkeit der Wasser?! Und über der endlosen blaugoldigen Fläche des Meeres die mächtige, blaugoldige Glocke des Himmels!

Der junge Mensch blickt starr hinein in diese leuchtende Wüste der Lüfte und der Wasser. Er spricht kein Wort, er wagt kaum zu athmen ...... Leise klingt es in seinem tief erschütterten Herzen:

„Sei gegrüßt, o Meer!"



Die „Leute vom wahren Glauben“.

> ... So haben wir diese biederen, fleißigen Narren verloren. Kaum weiß man, wohin sie sich gewendet — nach Oesterreich, hört man, doch fehlt jede genaue Kunde. Schade! Aber das ist nun so in unserem heiligen Rußland: man darf nicht einmal nach eigener Façon verrückt sein.
>
> Alexander Herzen.

Auf dem kleinen Bahnhofe zu Czerepkouz war es — im Herzen der Bukowina liegt das ärmliche Dörflein, nahe den vielberufenen Mihuczeni-Dämmen. Es war wieder sehr still geworden im Stationshäuschen, nachdem der Zug langsam weitergedampft, über die Serethbrücke, nach Süden. Nur der Pfiff der Locomotive hallte gedämpft durch die heiße, schwere Luft zu uns herüber und das schmutzige rumänische Bauernbübchen, das vorhin mit Glas und Wasserkrug den Zug auf und ab gelaufen und die mühsam erlernten drei deutschen Silben: «Frisch Wasser!» geschrien, zählte am Perron die erworbenen Kreuzer. Sonst kein Laut und keine Seele. Und da standen wir drei wanderlustigen Menschen und schauten uns und unser Handgepäck rathlos an, zuerst am Perron, dann im Wartesaal und endlich besonders ausgiebig auf dem freien Felde

hinter dem Bahnhofe. Aber dadurch ward die Sache nicht besser: ein Gefährt ließ sich nicht blicken.

Da rauschte es im Kukurutzfelde, ein Cylinder glänzte im Sonnenschein, und vor uns stand jählings ein deutscher Volksschullehrer. Denn das war das hagere Männlein mit dem schwarz bekleideten, dürftig gerathenen Oberkörper; auf seinem Antlitz war der Stand zu lesen, wie auf einer Visitenkarte. Bitterster Kampf steht auf solchem Antlitz geschrieben; der Kampf mit dem eigenen Magen, ferner die verdrießliche Beschäftigung mit fremder Rangen Hirn und Hinterbacken, aber auch ein Schimmer jener Flamme, durch welche unser deutsches Volk groß geworden ist vor allen Völkern der Erde, der Begeisterung für die Ideale... Dann noch ein Blick auf diesen Cylinder — ja, das konnte nur ein deutscher Schulmeister sein!

„Herr Lehrer", trat ich an das Männlein heran, welches sich den Schweiß von der Stirne wischte, „Sie sind ja wol aus der Umgegend; wo gäb's hier einen Miethwagen?"

Der Kleine lächelte freundlich. „Aus der Gegend bin ich wohl"; er deutete mit dem Daumen nach rückwärts und nannte den echt tatarischen Namen eines Dorfes, wo heute deutsche Colonisten sitzen, „aber — und hier überfluthete sein Dialekt allen Damm des Hochdeutschen — „wo'sch hier ein Miethwägele gebe thät, wüßt' ich bei Gott net. Wisset, hier isch so: d'Edelleut', d'Bojare und d'Pope

hawe eigene Ferd, wir anderen Menschenkinder aber" — hier tauchte das Hochdeutsche wieder siegreich hervor — „reiten eben auf unseres Schusters Rappen. Awer wo wolle Sie hin?"

„Nach Fontina Alba, zu den «Leuten vom wahren Glauben», den Popowzen . . ."

„Aepple kaufe?"

Wir lachten. „Nein — in's Kloster . . ."

„Ei du mei lieb's Herrgöttle!" Das Männlein stand starr vor Erstaunen. „Was suche Sie dort?"

„Das Kloster ist ja höchst interessant — das einzige, welches diese merkwürdige Secte überhaupt auf Erden besitzt."

„Awer das sind ja wüschte Pfaffe. Den ganzen Tag fresse sie Caviar und singe dazu! Und dann: es nützt Ihnen ja nichts! Die Fanatiker lassen ja doch keinen Andersgläubigen ins Kloster. So können Sie höchstens die Gemeinde anseh'n, die Lippowaner*), und die sehen Sie ja ohnehin auf allen Straßen, bei jedem Wochenmarkt und in den Obstkellern von Czernowitz . . . Ei du mei Jesu!" unterbrach sich der gute Mann erschreckt und eilte

---

*) „Lippowaner" nennen sich die Anhänger dieser Secte nach ihrem einstigen Führer, dem Bauer Philipp Pustowiat; ferner auch «Starowerski» (Altgläubige), am liebsten aber bezeichnen sie sich stolz als die «Leute vom wahren Glauben».

zur Kasse. Der Zug nach Norden fuhr eben in die Station ein.

Da standen wir drei Wanderer wieder im Sonnenbrande am Rande des Kukurutzfeldes und sahen uns wieder an, noch rathloser als früher. Wol trugen wir wohlverwahrt ein moskowitisches Empfehlungsschreiben an den hochwürdigen Olympi Miloradof, Archimandriten und Abt zu Fontina Alba, bei uns, aber es war doch problematisch, ob die «wüschte Pfaffe» darauf reflectiren würden. Und um den Anblick gewöhnlicher Lippowaner konnte es uns allerdings nicht zu thun sein.

Denn man kann den seltsamen Leuten allüberall im Lande begegnen. Sie sind die Nachkommen jener hartnäckigen, unbeugsamen Altrussen, an denen der kühne, gewaltsame Mensch, Czar Peter der Große, vergeblich seine Scheere, Seife und — Knute geübt. Sie wollten ihren Kaftan und Bart nicht stutzen, sie wollten vom Patriarchen von Konstantinopel nicht lassen, und auch ihre einhundertsechsundachtzig Fasttage im Jahre galten ihnen als unantastbares Heiligthum. Aber der Czar ließ lustig darauf losscheeren und den leidenschaftlichen Fastern Fleisch in den Mund stopfen. Da fügte sich der größte Theil und übte nur heimlich den alten, starren Glauben; die frömmsten «Starowerski» aber flohen über die Grenze in die Türkei, nach der Krim und Moldau. Dort lebten sie achtzig Jahre still und friedlich, mit Obstbau beschäftigt, von

Scheere und Fleischtopf unbedroht und immer eifriger und absonderlicher weiterer Gottgefälligkeit nachstrebend. Hier erst wurden sie eine seltsame, von allen übrigen Christen schärfstens geschiedene Secte, mit eigenen, theilweise schier unglaublichen Bräuchen. Dann fiel es einer Gemeinde ein, sie bedürfe keines Mittlers zwischen sich und Gott; sie entledigte sich unsanft ihres Popen, und die Bezpopowzen (Bezpopowczyki) traten in Gegensatz zu Jenen, denen der Pope ein unentbehrliches Bedürfniß blieb, den Popowzen (Popowczyki). Uebrigens vertrugen sich beide Secten, einige Verwünschungen als «ketzerische Hunde» abgerechnet, ganz gut.

Da fegte wilder Kriegssturm dies friedliche Stillleben hinweg; die Russen besetzten die Krim. Und wieder einmal hielten die Lippowaner ihr geistlich Heil höher, als ihr weltlich Gut, und wanderten mit Kind und Kegel aus — eine Erscheinung, imponirend auf den ersten Blick, aber immer kläglicher zusammenschrumpfend, je näher man ihr tritt, und fast lächerlich, erfährt man zuletzt, daß diese Menschen eigentlich nur vor Affentplatz und Impflanzette geflohen! . . . In der eben von Oesterreich erworbenen menschenleeren Bukowina fanden sie im Spätherbst 1785 Aufnahme; auch Joseph II. gestattete, gleich seinem großen Zeitgenossen, seinen Unterthanen, in jeder ihnen beliebigen Façon selig zu werden. Und da leben denn Popowzen und Bezpopowzen — fleißige, sittliche, nüchterne Bürger



sammung, so unsäglichen Fremdseins, so entsetzl
geschlossenheit gezogen, daß selbst alltäglicher, tausen
Geschäftsverkehr keinen Hauch rein menschlicher Ann
gebracht! Der Lippowaner gräbt dir deinen Teich
dir deinen Obstgarten ab und verkauft dir seine
im Uebrigen kümmert er sich nicht um dich, und e
dir wenig frommen, wolltest du dich um ihn k
Auf jede nicht rein geschäftliche Frage hat er
stummes Kopfschütteln oder er starrt vor sich h
wäre da blaue Luft, nicht ein neugieriger oder theil
der Mitmensch. So geht er fremd, von abente
Gerücht umgeben, unter den Uebrigen einher, a
in Tracht und Erscheinung scharf von ihnen g
Doch ist die Bekleidung nicht absonderlich, sie unt
sich wenig von der moskowitischen Nationaltracht
dem Linnenhemd und dem Tuchbeinkleid trägt de
ein Oberhemd aus gestreiftem Zwilch, in der M
gürtet, bis auf die hohen Stiefel hinabreichend,
einen langen und breiten, in der Mitte roth g

Pelzkappe. Ueberaus plump ist das Kleid der Weiber, gewöhnlich aus buntem, großgeblümtem Stoffe: eng den Hals umschließend, dicht unter dem Busen gegürtet und in langen, unförmlichen Falten auf die Knöchel herabfallend. So sind sie Alle, reich und arm, gleichförmig uniformirt, aber von ihrer geistigen Drillung, von ihrer inneren schier märchenhaften Uniformität weiß kaum Jemand — auch im Lande selbst — Genaueres.

Und so dürfen wir drei Wanderer: Historicus, Archäolog und Schriftsteller, uns fast etwas darauf einbilden, daß wir den seltsamen Menschen näher treten, daß wir sogar in ihrem Allerheiligsten verweilen durften, in ihrem Kloster. Und daß wir Hallelujah! und mirabile dictu! — vom Caviar kosten durften, vom dreimal heiligen Caviar! . . .

Aber halt! — da greif' ich vor. Wir stehen ja noch rathlos auf dem Kukurutzfeld und schauen die staubige Straße auf und ab und harren, daß uns der Himmel einen Wagen sende oder sonst ein Zeichen seiner Huld.

Und er sendete es. Von fern wirbelte eine Staubwolke auf, und eine Kibitka kam lässigen Trabs heran. Drinnen saß ein lippowanisches Ehepaar mit seinen beiden Töchtern. Sehr üppige Schönheiten, beide zusammen kaum unter drei Centner Liebreiz.

„Halt!" riefen wir und stürzten auf das Gefährt zu.

Der bärtige Paterfamilias hielt; er mußte wohl, wollte er uns nicht überfahren.

„Hört mich an, Väterchen", bat russinisch Adalbert, der Historiker. „Wir müssen in euer Kloster. Wollt ihr uns für gutes Geld mitnehmen, Väterchen?"

„Der Teufel ist euer Väterchen", sagte der Alte dumpf, ohne Erregung. „Geht beiseite oder —"

„Aber wir haben hier einen Brief an den hochwürdigen Olympius —"

„Der hochwürdige Kaluger braucht weder euch, noch euren Brief."

„Vielleicht doch", schmeichelte Adalbert. „Der Brief ist von meinem Vater Andreas M." Es war der Name eines greisen Ehrenmannes, den Jeder im Lande, selbst der Bauer im ödesten Bergthale, kennt und achtet.

Auch der grimme Altgläubige kannte ihn „Wenn der Brief wirklich vom alten Herrn Andreas ist", erwiderte er, „so wird ihn der hochwürdige Vater gerne lesen. Aber mitnehmen kann ich euch nicht, weil ich etwas im Wagen führe, was —"

„Oh", lachte Jaroslaw, der Archäolog, „wenn Ihr Eure Töchter meint, da könnt Ihr ruhig sein. . ."

„Hoho!" grollte der Starowerze. „Wer sagt, daß ich meine Töchterchen meine?! Was könntet ihr meine Täubchen angehn? („Das wär' auch gräßlich!" brummte der unverbesserliche Alterthumsmensch.) Aber ich führe

hier heiliges Oel für die heiligen Väter im Kloster. Und da kann ich auf denselben Wagen keine Ungläubigen aufladen! Hist — he!“

Und die Kibitka setzte sich trotz der beiden schweren Täubchen in rasche Bewegung. Aber nach wenigen Secunden hielt sie abermals, und das bärtige Haupt wendete sich uns wieder zu. „Wenn der Brief wirklich vom alten Herrn Andreas ist“, scholl es herüber, „so will ich euch einen Rath geben. Geht dieser Straße nach, dann kommt ihr in das Dorf Czerepkouz. Gleich in der zweiten Hütte wohnt Wassilj Tubak; wenn er nicht besoffen ist, so wird er euch fahren...“ Und eine Staubwolke verschlang die heilige Familie.

Laut lachend folgten wir dem Rathe, trotz Sonnenbrand und Handgepäck. Aber schon nach zehn Minuten senkte sich die Straße in eine sanfte Thalmulde und nahm ein Bad; seicht, aber fünfzig Schritte breit floß da unten der Sereth. Freilich tauchte sie just gegenüberschimmernd wie reingewaschen wieder auf und schlängelte sich zum Dorfe empor — aber wie kommt man über das Wasser, so es keine Balken hat? ...

Die Wellen kamen und gingen und spannen sich im Sonnenschein wie ein tausendfarbig Netz über die runden Kiesel, und mit tausend Stimmlein plätscherte und gurgelte es uns daraus entgegen, aber eine vernünftige Aufklärung, warum man hier keine Brücke gebaut, war nicht daraus zu

entnehmen. Da faßten wir uns und einen Entschluß und zogen Stiefel und Hose aus und hingen beides über den Rücken und wateten hindurch. Aber wie schön das aussah, kann ich nicht sagen —

Hier verstummt das arme Menschenwort . . .

Eine halbe Stunde später standen wir vor der zweiten Hütte von Czerepkouz, und Wassilj Tudak war nicht besoffen, und bald fuhren wir in seinem Leiterwäglein über Stock und Stein, gepufft und gebeutelt, über fruchtbares Hügelland und öde Haide gegen Südwest dem Kloster zu.

Wassilj Tudak war nicht besoffen, sagte ich. Aber sanft gerührt war er, und seine Aeuglein glänzten und schluchzend sang er in langgezogenen Tönen den Pferden sein Leid zu.

„Ach, ihr Bräunlein", gröhlte der Russine, „ach, ihr meine Lieben, wohin müßt ihr traben? In das Kloster müßt ihr, weil mich diese verrückten Deutschen dazu gemiethet haben, zu den bärtigen Pfaffen, zu den Selbstverbrennern, zu den Fischfressern, welche so sehr . . . (folgt eine Bemerkung über Klosterduft). Ach! ihr Bräunlein, ihr kriegt dort keinen Hafer und ich keinen Schnaps, und diese Herren wird man hinauswerfen, hist, he! obwol es Herren sind, hist he!"

So umklang uns düster und schnapsduftig Wassilj's Schicksalslied. Wir verrückten Deutschen aber lachten und sangen in den blauen Sommertag hinein, bis fern am

Horizonte zwei blitzende Thurmknäuflein emportauchten. Da wurden wir still und sahen zu, wie uns das Kloster mächtig entgegenwuchs.

Aber jählings war es wieder verschwunden: in eine enge Sattelung stürzte sich der Weg und stieg dann wieder einen Bergrücken empor. Oben, wo sich die Markung der Lippowaner von der ihrer Nachbarn scheidet, ließen wir halten. Wahrlich! — die rastlos fleißige Hand dieser seltsamen Menschen hat dafür gesorgt, daß man die Markung deutlich erkenne: größerer Gegensatz zweier Landschaften ließe sich kaum ersinnen. Dort, woher wir kamen, fahles Haideland, spärliche Aecker, armselige Hütten, vor uns aber fruchtbares, gesegnetes Gelände, herrliche Nutzgärten, goldwogende Weizenfelder, dazwischen, kaum eine Viertelstunde von einander entfernt, zwei mächtige Obstwälder, zwischen deren Aesten stattliche Hütten hervorlugten: die Dörfer Klimouz und Fontina Alba. Vielleicht hat unser Wassilj unwillkürlich die richtige Ursache dieses Gegensatzes gefunden, als er, die Bräunlein wieder antreibend, tief aufseufzte: „Und in zwei so schönen Dörfern gibt's keine einzige Schänke!" ...

Ueber Klimouz, dem Dorfe der Bezpopowzen, schimmert selbstverständlich auch kein Kirchendach, aber dafür glänzten uns deren drei von Fontina Alba her entgegen. Mitten im herrlichen Obstwald liegen die reinlichen wohlgepflegten Hütten, und lustig trabten die Bräunlein die

schattige Bergstraße hinab und an der mächtigen, grün und weiß bemalten, vielkuppeligen Dorfkirche vorüber. Die Straße lag still und todt, nur ein altes dickes Weib begegnete uns, und das machte schleunigst Kehrt und schlug ein Kreuz. Ihre Lippen bewegten sich hastig: ein Segensspruch war es schwerlich.

An einer ewig langen Holzplanke fuhren wir dahin. Endlich ein weitgeöffnetes Holzthor mit seltsamer, buntbemalter, kreuzgeschmückter Wölbung: das Klosterthor. Wassilj zögerte. „Rasch hinein!“ befahlen wir. „Und noch rascher hinaus!“ murmelte der Trunkenbold.

Aber dazu hatte es mindestens vorläufig keinen Anschein. Wir durchfuhren den ersten, den zweiten Hof, an Obstbäumen, Scheunen und verfallenen Hüttlein vorüber, jedoch keine Menschenseele ließ sich blicken. Endlich eine dritte Mauer, ein drittes, fest geschlossenes Thor und darin ein kleines Pförtlein. Da ließen wir Wassilj zurück und traten durch das Pförtlein gebückt in den inneren Klosterhof.

Die Sonne schien, die Vögel sangen, und der Himmel spannte sich so tiefblau und glänzend über diesen Steinhof und das graue Gebäu ringsum, wie draußen über das lachende Gefilde, aber doch war's uns zu Muthe, als wäre es plötzlich kalt und düster um uns geworden. Um dies Kirchlein, um dies langgestreckte Zellenhaus mit den grauen Holz-Erkern und Dächlein lag ein Hauch unsäg-

licher Oede und dumpfer, verdumpfter Trauer. Aber mehr als diese grauen Wände, diese erblindeten Fenster, diese grünbraune Moderdecke griff uns die entsetzliche Stille erkältend ans Herz. Wir standen still, wir jungen fröhlichen Menschen, und blickten um uns und verstummten.

Kein Tritt erklang, keine Stimme scholl, die Stille währte fort.

Da brach sie sich — jäh, plötzlich, schreckhaft: in der linden Luft schwamm ein geller Ton und schlug zweimal an unser Ohr. Und nun noch einmal. Wie ein schriller Aufschrei klangs, wie ein Hilferuf. Wir lauschten. Und die Stimme fuhr fort und schrie, stoßweise, bald laut, bald leise, bald näselnd, bald voll, nach einer Melodie, die schnurrig geklungen hätte, wäre sie nicht so schauerlich gewesen.

Wir folgten dieser Stimme und traten an eine halbgeöffnete Thür. Drinnen war ein großer, niedriger, wüster Raum, die Mauern grünlich von Moder, lange Holztische und Bänke standen da: wol das Refectorium. Ein ekler Dunst, halb von Schimmel, halb von ranzigem Oel, erfüllte den Raum. In einer Ecke war ein angedunkeltes Heiligenbild, davor schwankte und knixte seltsam eine dunkle Gestalt und schrie jene Töne. Es war ein Gebet gewesen, was wir gehört . . . .

„Was sucht ihr hier, Herren?"

Wir wendeten uns hastig um. Vor uns stand ein

schöner kräftiger Mann im schwarzen enganliegenden Mönchsgewande, ein rothverbrämtes Mäntelchen darüber, auf dem haarumstarrten Haupte ein Käppchen. Sein Blick war nicht allzu freundlich.

„Den hochwürdigen Olympius", erwiderte Adalbert und übergab sein Schreiben.

„Ich will's bestellen", erwiderte der junge Mönch kurz. „Aber wartet draußen." Und als wir ihn erstaunt ansahen, fuhr etwas wie ein Lächeln der Entschuldigung über sein Antlitz. „Verzeiht's — die Regel will's so. Wir suchen ja nichts in der Welt, was hätte die Welt bei uns zu suchen?"

Wir standen im Freien; das Pförtlein klirrte hinter uns zu. Wassilj fuhr aus seinem Dusel empor. „Schnell genug!" gröhlte er halblaut.

Aber kaum zwei Minuten später klirrte das Pförtlein wieder. Derselbe Mönch erschien, das Antlitz merkwürdi ins Freundliche verzogen. „Kommt nur!" rief er un entgegen, „der hochwürdige Vater freut sich sehr."

Wieder durchschritten wir den Steinhof, über den nc immer die Töne des seltsamen Gebetes hinzitterten, da die Gänge des Zellenhauses. Es lag todtenstill. „S Mönche sind in ihren Zellen", erklärte unser Führer, ist die Stunde der stillen Betrachtung." Nur E betrachtete laut. Aus einer Zelle hervor tönte Schnarchen, brausend, tactfest, als würde ein

waldsbaum mit tausen Knollen von einer Dampfsäge zerschnitten.

Am Fuße eines Treppchens blieb der Führer zurück.

„Da oben wohnt der Abt“, sagte er. „Aber da müßt ihr allein hinaufgehen. Wir treten nur vor sein Angesicht, wenn es unumgänglich ist. So will's die Regel.“

Zögernd blieben wir am Fuße des Treppchens stehen, nachdem uns der Mönch verlassen. Fast wollte es uns unheimlich werden in der tiefen Stille und dem sonderbaren Zwielicht. Langsam, sehr langsam stiegen wir die engen Stufen zu des Abtes Klause empor.

Aber es kam besser, als wir gehofft. Schon auf den Klang unserer Schritte kam droben ein freundlicher kleiner Greis in verschossenem Mönchsgewande aus einer niedrigen Thür hervor und winkte uns, näher zu treten.

Das war der Abt der «Leute vom wahren Glauben», Olympi Miloradof. Nur an den tiefen Fältlein des blassen Gesichtes konnte man sehen, daß der Mann sehr alt sein mußte. Aber die braunen Augen blickten scharf und klug, und in das dunkle Haar mischten sich kaum einige Silberfäden.

„Seid mir willkommen“, rief er uns freundlich entgegen. „Euch schickt ein guter Mann. Kommt nur“ — er öffnete die Thür, wir traten ein — „setzt euch.“ Es ging etwas schwer in der engen Zelle mit dem geringen Geräth, aber es ging doch. „Ja“, lächelte der Greis, „auf

Besuche bin ich freilich nicht eingerichtet. Nun — lacht mich nur nicht aus! Aber bewirthen will ich euch doch, so gut ich kann. Ihr werdet ja hungrig sein. Wartet nur — bald bin ich wieder da!" Und rasch eilte der Greis hinaus.

Wir blickten uns im kleinen Raume um. Da war nur dürftiges Geräth zu sehen, in einer Ecke ein Hausaltar in russischer Art: das große Heiligenbild mit Messingbeschlag bedeckt, der nur des Heiligen Haupt im Ausschnitt sehen läßt, endlich Bilder und Urkunden an den Wänden. Da hingen die Verfügungen seliger k. k. Kreishauptmänner in schweren Rahmen unter Glas neben den Edicten lebendiger k. k. Bezirkshauptleute. Staunend besahen wir uns dies merkwürdige Archiv.

„Was wundert ihr euch?" klang hinter uns die Stimme des Greises. „Daß ich so sorgfältig bewahre, was uns des Kaisers Schreiber schicken?! Ach! Ihr vergeßt, daß wir Fremde sind in eurem Lande. Neunzig Jahre leben wir da und sind noch Fremde und werden es immer, immer bleiben. Und in der Fremde ist man wie auf dem Wasser und muß Balken haben, um schwimmen zu können. Diese Privilegien und Gesetze sind eben unsere Balken. Aber", fuhr er fort und deckte den Tisch, „nun setzt euch — die Eier sind schon fertig, und auch sonst bringe ich Alles, was ich habe. Ja, ich selbst, ich, der Abt, will euch bedienen. Denn warum? weil ihr meine Gäste seid. Und dann, weil es bei uns nicht so

zugeht, wie bei den Katholiken oder bei den verruchten Neugläubigen: bei uns hat auch der Abt keinen Diener, sondern Alle dienen nur Gott. Nun aber — greift zu."

Und das Mahl begann, und es war das allerseltsamste, das ich bisher in aller Herren Länder hinter die Cravatte zu bringen gezwungen war. Da war köstlicher Caviar — feinerer und frischerer hat nie eines Fürsten Tisch geziert — aber das Oel, mit dem uns der freundliche Wirth anrichtete, war von einem Ge—ruch, den ich, fürcht' ich, nie wieder aus der Nase bringe. Da war herrliches Obst — das edelste Tafelobst des Ostens — aber das Messerlein, mit dem es der Abt schälte, hatte sich offenbar kurz vorher mit der Verkleinerung von Talglicht beschäftigt. Und mit demselben Messer wurden die frischen, appetitlichen Eier zerschnitten, und unser leises Remonstriren half nichts. „Ihr lieben Gäste", sagte der gute Alte, „ich muß euch ja bedienen." Dann prächtiges, eigenartig conservirtes Fischfleisch aus der Wolga und schimmeliges Brot dazu, und als Getränk ein Aepfelmost, auf dessen blaßrother Flut zahllose weiße Pünktlein schwammen: Madenhäuflein. . . .

„Nun — wohl bekomm's, wohl bekomm's!" lächelte der alte Herr und stellte noch vor Jeden ein Schälchen dampfenden Thee's. „Daß ich euch nicht mit Fleisch bewirthe, müßt ihr verzeihen — unter allen Klöstern der Erde herrscht in diesem die strengste Regel. Wir essen

niemals Fleisch, wir leben von Fisch und Eiern und an den strengsten Fasttagen von Brot und Obst. Unsere Gläubigen draußen im Dorfe haben es besser, die dürfen an mehr als hundert Tagen des Jahres Fleisch essen. Ja, ja — welchen Geruch Fleisch hat, weiß ich wol noch, denn die Nase hat das beste Gedächtniß, aber welchen Geschmack es hat, hab' ich vergessen — sind's doch mehr als fünfzig Jahre her, seit ich's zuletzt verkostete. Das war im Jahre 1825 und ich ein blutjunger, reicher Kaufherr zu Cherson, der viel Geld verdiente und Tag und Nacht fraß und trank und den Schürzen nachlief. Da kam ich einst Nachts heim von einem tollen Gelage, und wie es stille um mich war und ich nicht schlafen konnte, da erweckte Gott mein verludertes Herz, und Welt und Weiber erschienen mir als das, was sie sind: als ein Sündenpfuhl und Misthaufen. Ein Mönch beschloß ich zu werden in selbiger Nacht; aber die neugläubigen Mönche in unseres Czars Land sind auch Lumpe und die Klöster dort Schweineställe der Sünde. Da lenkte Gott mein Herz zur Altgläubigkeit, und ich fand durch seine Gnade das enge Pförtlein, durch welches man sich in den Himmel hineinzwängen kann. Am nächsten Morgen raffte ich mein Geld zusammen und floh hieher. Was half's dem Czar Nikolaj Pawlowitsch, daß er seine Häscher hinter mir hersendete, was half's ihm, daß er mein liegend Gut einzog, was half's ihm, daß er beim Wiener Kaiser um meine

Auslieferung bettelte?! Die ganze Welt hat sich vor Nikolaj Pawlowitsch gebeugt — ich nicht, ihm zum Trotz bin ich hier geblieben! ...“

Stolz hatte sich der Greis emporgerichtet, seine Augen blitzten.

„Und es war gut, ihr jungen Leute, es war gut, daß ich hier blieb. Denn was hätte sonst das Häuflein der Rechtgläubigen gethan, führerlos im fremden Lande, arme, unwissende Obstgärtner und Deichgräber?! Ich aber ward ihr Führer und Berather, ich habe ihr Recht erhalten und gemehrt. Vor Allem habe ich ihnen das Recht erwirkt, daß hier ein Kloster sein darf — immer wieder bin ich nach Wien gefahren, und 1844 hab' ich's endlich erhalten.“ Er wies stolz auf die betreffende Urkunde an der Wand. „Eine eigene Schule wird uns da verbrieft und ein Kloster mit achtzig Mönchen nach der strengen, unverfälschten Regel des heiligen Basilius. Wol sind jetzt nur fünfundfünfzig Mönche im Kloster, aber ich gebe die Hoffnung nicht auf: wie Gott mich aus dem Staub hervorzog, wird er noch Andere begnadigen und ich erlebe noch, daß die Zahl voll wird. Aber dieses Kloster ist nicht blos heilsam und unser Duft dem HErrn angenehm, sondern es ist auch nothwendig, weil wir sonst keine Geistlichen mehr weihen könnten. Denn Geistliche kann nur ein Bischof weihen, und nur ein Mönch kann bei uns, wie bei allen orientalischen Christen, Bischof

werden. So mußten wir uns zuerst von dem Patriarchen von Konstantinopel, der zwar auch nicht ganz beim wahreen Glauben ist, aber doch so beiläufig, einen Bischof weihen lassen, und der weihte dann Weltgeistliche und Mönche und aus den Mönchen wieder Bischöfe, so daß wir jetzt gar nie mehr in Verlegenheit kommen können. Ich selbst bin nur Igumen (Abt), aber unter meinen Mönchen sind mehrere Bischöfe, und einer, Kiril Timofijoff, ist unser Erzbischof und Metropolit. Drüben im Erker ist seine Zelle."

„Und könnten wir nicht auch dem Herrn Erzbischof unsere Aufwartung machen?"

„Nein, das könnt ihr nicht. Denn erstens ist Kiril ein einfacher Mann, der nicht mit Gästen zu reden versteht, und zweitens seid ihr Ungläubige, die nicht werth sind, mit dem höchsten Priester derjenigen zu reden, die allein auf Erden den wahren Glauben haben."

„Sehr verbunden!" dankte ich gerührt. „Aber so viel ich gehört habe, unterscheidet sich dieser Glaube doch nur durch Kleinigkeiten von dem der anderen orientalischen Christen?"

„Durch Kleinigkeiten?" kreischte der alte Herr und wurde krebsroth. „O Herr, das haben dir gewiß die Moldauer Pfaffen gesagt, die Gottverdammten! Durch Kleinigkeiten — hoho! Was haben wir denn gemeinsam? Die Dogmen — das ist wahr! und den Tauf-Ritus und die Priester-Ordination und die Anrufung der Heiligen

und die Verehrung der Bilder. Dann sind auch die gottesdienstlichen Gebräuche dieselben, sowie die Feiertage. Aber deßhalb sind wir doch von ihnen geschieden, wie Heilige von Säuen. Denn erstens sind sie lau und fressen und trinken mit Juden und Papisten zusammen und setzen sich auf denselben Stuhl, den so ein ketzerischer Hund warm gesessen hat. Da ist's bei uns anders: was so ein Hund berührt hat, ist unrein und muß erst wieder blank gescheuert werden ..."

„O hochwürdiger Vater", sagte Adalbert sanft, „welche Mühe werden Sie hinter uns her haben?"

„Ja!" erwiderte der Greis gleichmüthig, „es wird ein gut Stück Arbeit sein. Aber ich muß euch den Unterschied weiter erklären. Wißt ihr, unter welchen Worten diese Neugläubigen, welche sich in ihrer Frechheit Orthodoxe nennen, das Kreuz schlagen? Sie sagen — o mögen sie Alle daran ersticken —: «Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!» Ja, frage ich, war denn etwa die ganze Dreifaltigkeit am Kreuze?! Nein — nur Gott Sohn war es. Und darum handeln wir allein recht, weil wir allein beim Kreuzschlagen sagen: «Höre, Jesu Christ, Sohn Gottes, erbarme dich unser!» Ist das ein Unterschied wie zwischen Himmel und Hölle? — sagt selbst — ja oder nein?"

Wir blickten uns an. Dann thaten wir dem Manne den Gefallen und nickten.

„So ist es“, nickte der Greis. „Noch nie hat ein Arzt unsere Schwelle betreten. Und sollten wir die Kranken pflegen?! Von wem kommt die Krankheit? Von Gott! Was ist sie? Eine Strafe! Wen straft Gott? Dem er zürnt! Und wir sollten uns dessen erbarmen, dem Gott zürnt?“

Stumm wendete ich mich ab. Draußen blinkte vom Capellenfirst goldig das Kreuzeszeichen herab. O Rabbi von Nazareth, du lichtester, größter, gütigster Mensch, was haben sie aus deinem Wort der Liebe gemacht?! Und dennoch wagen sie es, sich nach deinem Namen zu nennen...

„Ihr wundert euch wol?“ fragte der Greis. „Was würdet ihr erst zu unseren Nachbarn in Klimouz sagen, zu den Bezpopowzen! Bei denen ist Jeder selbst Geistlicher, und die Gemeinde-Aeltesten, die «Stariks», sind die Vorbeter. Wenn dort zwei einander heirathen wollen, so brauchen sie dies nur mit Zustimmung ihrer Eltern auszusprechen. Aber Ehebruch gilt als schwerstes Verbrechen, und Geschiedene dürfen nie wieder heirathen. Unverehelicht zu leben, gilt ihnen und uns als löblich, sich für Gott zu opfern, als höchstes Verdienst; aber wenn man uns deshalb nachsagt, daß Entmannung, Entweibung und Selbstverbrennung unter uns vorkommt, so“ — er stockte und ein unheimliches, halb schlaues, halb scheues Lächeln überflog seine Züge — „so hat man uns dies noch nie nachweisen können. Wir thun nichts gegen die Gesetze“, fügte er hastig hinzu.

„Aber dafür", fuhr er fort, „sollte der Kaiser auch nichts von uns fordern, was gegen unsere Gesetze ist. Wir können und wir werden nie Soldaten werden, nie! Wer Soldat wird, kann kein Altgläubiger mehr sein, denn er kann Gott nicht mehr so dienen, wie ihm dies allein wohlgefällig. Und dann streitet es gegen unsere Privilegien." Er holte aus einer Truhe ein Päckchen hervor, schälte aus Tüchern und Papieren eine alte Urkunde heraus und hielt sie hoch empor. „Höret", sagte er finster und feierlich, „höret, wie sie uns bedrücken und schädigen wollen! Höret Alles. In unsere Colonie in der Krim, im Jahre des Heils 1782, kam eines Tages ein halbtodter Mann, ein Flüchtling, den die Türken bis zu unseren Hütten gehetzt. Er war nicht unseres Glaubens, aber doch ein Christ, und die ihn hetzten, waren Türkenhunde, darum bargen wir ihn vor seinen Verfolgern. Da erzählte er uns, wie er ein vornehmer Mann sei aus des Wiener Czars Gefolge, und wie ihn die Türken aufgegriffen, und wie er ihnen an unserem Strande entronnen. Wir aber erzählten ihm, wie große Noth und Sorge uns bedrücke, wenn der Moskowiter Herr würde über die Krim. Da sprach der vornehme Mann: „Unser Czar Josephus ist groß und gut; es ist ihm gleich, was seine Unterthanen glauben. Er hat viel ödes Land; kommet in sein Reich; er wird euch Wohnsitze geben und euren Glauben schützen." Und er versprach uns, vor seinem Czar für uns zu reden,



dem sie das Leben gerettet, und Josephus la
über ihr seltsames Kleid und gab ihnen diesen
Leset!"

Und wir lasen aus dem kaiserlichen Privil
gegeben zu Wien, 10. October 1783: „Gest
ihnen 1. das vollkommen freie Religions-
für sie Alle, ihre Kinder und Kindeskinder
Geistlichen. 2. Gestehen Wir ihnen die Befr
Militärstande ein."

„Der große Josephus selbst", fuhr der
„las dies vor. Und dann ließ er es unseren
übersetzen und fragte sie, ob sie damit zufried
„Ja!" erwiderten sie freudig. „Dann soll es
ewige Zeiten", sagte er. „Für ewige Zeiten
unsere Häupter. Und auf diesen Brief und
stützt verließen wir unsere Heimat und zogen

Seelen. Und wir erfüllten unsere Steuer, genau und rasch, wie Niemand im Lande, und gedachten hier zu — bleiben «für ewige Zeiten!» Ich fürchte, es wird anders kommen. . . ."

„Wie?" riefen wir erstaunt.

„Man hat das Gelöbniß gebrochen", sagte der Greis finster, „das Gelöbniß des großen Josephus ist dem heute lebenden Geschlechte nicht heilig gewesen. Im Jahre 1868 ist das Gesetz gekommen, daß Jeder Soldat werden muß, auch der Lippowaner. Da brachen sie über uns herein und wollten unsere Jünglinge zum Assentplatz schleppen. Aber sie zerstoben: in die Moldau, in die Berge, unter die Erde. Nur Zwei fing man. Wir eilten nach Wien, wir flehten um unser verbrieftes Recht. Es hat nichts genützt. Alljährlich erneut sich die Jagd und die Flucht, die Noth und die Bedrängniß . . ."

„Und wie wird's enden?" fragte ich. „Die Regierung darf nicht nachgeben, sie darf nicht euch allein von der allgemeinen Wehrpflicht ausnehmen."

„Nun wolan", sagte der Abt mit dumpfer, bebender Stimme, „dann werden wir thun, was wir vor neunzig Jahren gethan. Lieber irdisch Gut verlieren, als den Himmel. . . ."

Darauf war es eine Weile sehr still in der Zelle, die ganz vom Abendsonnengold erfüllt war. Dann klang der Ton des Vesperglöckleins herüber, der Abt trat an den

Hausaltar und betete. Als er sich wieder aufrichtete, traten wir auf ihn zu und verabschiedeten uns herzlich. Aber er ließ es sich nicht nehmen, uns noch seine Kirche zu zeigen. Es ist nichts darüber zu berichten: ein Kirchlein, wie man es allüberall in Rußland findet.

Als wir, noch immer von dem Abte geleitet, unseren Wagen bestiegen, kam eben der Zug der Mönche über den Hof geschritten. Meist greise, sieche Gestalten, stumpfe, ausdruckslose Gesichter, nur auf Einiger Antlitz das Leuchten unheimlicher, fanatischer Schwärmerei.

„Es sind so Viele krank!" sagte ich.

„Weit über die Hälfte!"

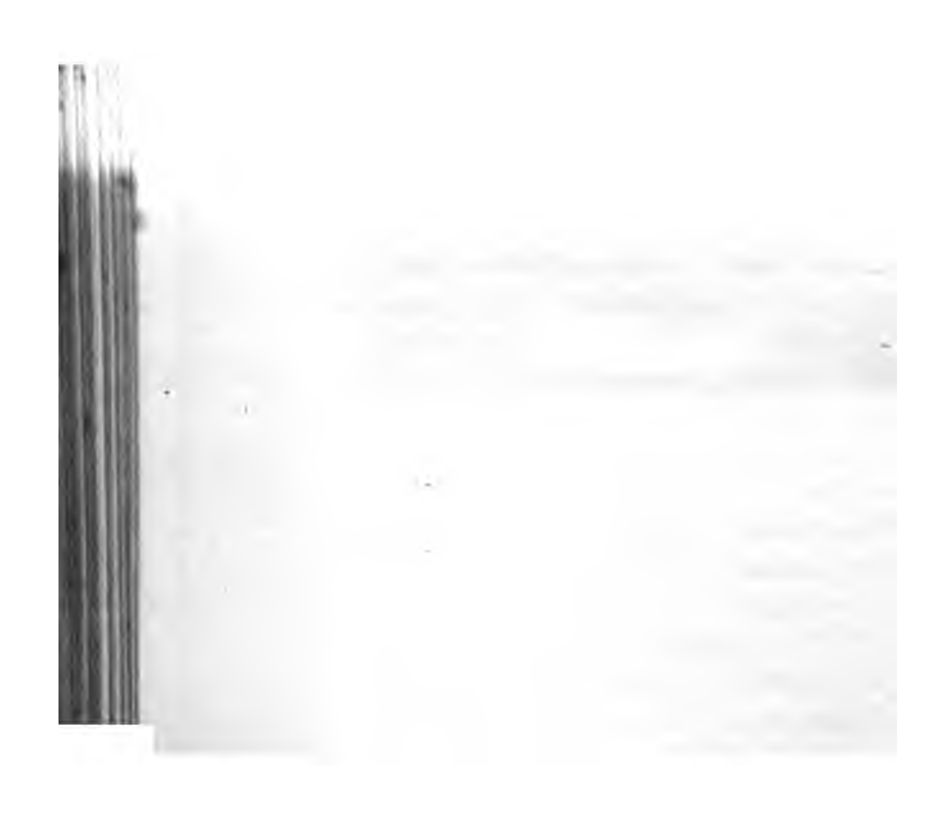
„Und dennoch kein Arzt?!"

„Merke dir's, Herr", erwiderte der Abt, „lieber Gut und Geld, lieber Leib und Leben verlieren, als — den Himmel!"

Stumm fuhren wir davon und in den dämmerigen Abend hinein. . . . Vieles, was wir gesehen und gehört, war komisch gewesen, aber kein Scherzwort kam über unsere Lippen, noch minder ein Gelächter.

Vielleicht fühlst du, mein Leser, nach, was uns damals das Herz belastet, wenn du das Leben und Meinen dieser armen, entsetzlich armen Leute überdenkst, der «Leute vom wahren Glauben»! . . .

Wladislaw und Wladislawa.



Zu dem Merkwürdigsten, was auf Erden die rastlos strebende Menschenkraft mit Gottes Hilfe aus der rohen Natur geschaffen, gehört der Marktplatz von Barnow. Wer ihn kennt und erwägt, wie gering verbreitet leider sein Ruhm ist, muß sich unwillkürlich des Veilchens erinnern, welches im Verborgenen blüht, außer wenn er etwa eine empfindliche Nase hat, denn dann wird er freilich auf diesem Platze gewiß nicht an Veilchen denken. Aber es gibt ja auch Menschen, welche an einem unsterblichen Stockschnupfen leiden, und mindestens diese sollten sich das Forum von Barnow anschauen. Wer es nur Einmal thut, wird schon genug davon haben; für gründliche Forscher aber wäre eine dreimalige Besichtigung, etwa im Januar, Juli und October, stets gleich überraschend, lehrreich und erquicklich. Im Winter nämlich ist dort ein Stück Sibirien — da ragen himmelhohe Schneeberge, da öffnen sich tiefe Eisschluchten, und nur zuweilen wandelt ein einsamer Schafpelz durch die Oede. Grau ist der Himmel, grau die Erde, denn in Barnow ist nichts weiß und rein, nicht einmal der Schnee. Bevor er aber zur sibiri-

schen Landschaft wird und nachdem er es gewesen, ist der Marktplatz die Lagune von Venedig. Still, todttraurig, abgrundtief liegt das dunkle Kothmeer, nur der blasse Mond verklärt es mit barmherzigem Strahl, die Menschen aber halten sich fern und ihre Nase zu. Und im Sommer schließlich ist hier die leibhaftige Wüste Sahara; schuhtief versinkt der Wanderer im heißen gelben Staubmeer, und oft trifft er auf die Leichen derer, welche vor ihm durch die Wüste gezogen: auf todte Hunde und Hühner oder auf ein verwesendes Pferd, denn keines Büttels Faust rührt hier an die Majestät des Todes. Uebrigens kann man da auch Spuren lebendiger Menschen gewahren, oft sogar symmetrisch geordnet, denn die Bürger von Barnow thun auf ihrem Forum auch Dinge ab, welche selbst die Römer trotz der Oeffentlichkeit ihrer Lebensweise doch gewöhnlich nur innerhalb ihrer Häuser verrichteten . . .

Gekehrt wird dieser Platz nur Einmal jährlich, zur Zeit, wo die Lagune zur Sahara wird, und aus Rücksicht für die katholische Religion, nämlich für die Frohnleichnams-Procession. Aber es gab auch eine Zeit, wo er im Laufe eines einzigen Sommers achtmal gekehrt wurde. Das geschah 1863, während des polnischen Aufstandes. Manches Jahr ist seitdem vergangen, und mancher Mensch und manche Geschichte, neue Menschen und neue Geschichten sind geboren worden, aber noch lebt die unerhörte Thatsache in Aller Gedächtniß. Achtmal während eines einzigen

Sommers! Und wenn hier erzählt werden soll, wie sich dies Unerhörte gefügt, so gibt das keineswegs etwa nur eine marktpolizeiliche Geschichte. Denn auch damals ist das Kehren nicht aus Reinlichkeit geschehen, sondern theils aus Liebe, theils aus Entsagung, theils aus Verzweiflung — ja wol! . . .

. . . Es ist eine unheimliche Thatsache, daß Witwer meistens zur Liebe und Ehe geneigt sind, wie ja auch gerettete Selbstmörder oft wieder zum Strick greifen. Auch unserem Herrn Jacob Haslowski erging es so, denn nachdem sein Eheweib Antonia am Gallenfieber und mehreren Aerzten verschieden war, wurde er zwar heimlich ein Atheist, um nur nicht an die Auferstehung der Todten glauben zu müssen, aber er ging doch wieder geputzt einher und hielt scharfe Umschau unter den Töchtern des Landes. Und weil Liebe in Podolien selten des Herzens selige Noth ist und ein rührender Gram der einsamen Seele, welche sich urplötzlich hilflos in ihren tiefsten Tiefen aufgerührt fühlt; weil Liebe dort im Gegentheil ein verständiges Gefühl ist, welches sich auf das Geldzählen versteht, wie ein Wechsler, darum traf unser Herr Jacob überall auf freundliche Mienen, und wohin er ein Auge warf, da warf man ihm zwei zurück. Denn er war ein wohlbemittelter Mann, Apotheker von Barnow und Bürgermeister dieser schönen Stadt, überdies ein begeisterter polnischer Patriot, was ihm übrigens weniger im Blute steckte, als vielmehr

in den Kleidern. Denn ehe er ein polnischer Haslowski wurde, war er ein schwäbisches Häusle gewesen. Sein Vater, Johann Friedrich Häusle, war als junger Bursche mit jenen Colonisten, welche zu Kaiser Joseph's Zeit muthig aus dem Kinzigthal hinübergezogen kamen ins «wüeschte Bäreland», bei Kolomea seßhaft geworden, hatte sich eine geborne Würstle oder Kräutle zum Weibe genommen und baute nun am Fuße der Karpathen seinen Kohl, unbekümmert um die Polen, aber auch unbekümmert um die Heimat und sein Volksthum, sehr fleißig, sehr ehrenfest und ungeheuer gedankenlos. Das ist nun einmal so bei unseren Colonisten im Osten; nur den Protestanten fließt aus dem theuren Worte des Martinus ein Quell lebensfrischen Geistes, die Katholiken aber führen ein dumpfes, stumpfes Pflanzenleben — Polen oder Magyaren werden sie freilich nicht, wie ja auch der Strauch nicht plötzlich rothe statt grüner Blätter ansetzt. Aber das «Schäckle», wie Johann Friedrich seinen Aeltesten genannt, war von ganz anderer Art, regsam und pfiffig. Das findige Bürschchen ging nach Lemberg, sein Glück zu probiren und ward Laborant in einer Apotheke. Neben ihm laborirte, scheuerte und mischte ein zwanzigjähriger, täppischer Schlingel, Ladislaus Krapulinski mit Namen, dessen Ehrgeiz aber seltsamerweise fast so groß war, wie seine Stupidität. Darum lernte er Lesen und Schreiben, verdang sich dann der Polizei zu allerlei dunklen Diensten,

ward zur Belohnung Schreiber in einem Amte und erschlich sich endlich allmählich auf den krummsten, schmutzigsten Wegen das Amt eines k. k. Bezirks-Commissärs. Unser Schwäblein war wol der einzige Sterbliche, welcher jemals Gewinn davon gehabt, diese ekle Kröte kennen gelernt zu haben. Am Ehrgeize des Conlaboranten entzündete sich sein eigener; was diese polnische Ladislaus kann, dachte er, werde wol ich deutsches Hänschen auch noch treffen, und brachte es richtig zum Gymnasiasten, zum Pharmaceuten und mit dreißig Jahren zum Provisor. Herr Jacob Häusle war ein Mann, welcher sich sehen lassen konnte, und er ließ sich auch sehen, die Woche über hinter den Spiegelscheiben seiner Apotheke und jeden Sonntag Nachmittags auf der Sandberg-Promenade in Lemberg. Dort konnte man ihn auch riechen, denn er duftete sehr nach unverfälschtem, selbsterzeugtem Lavendel-Oel. Und dort roch und sah ihn denn das wohledelgeborne Fräulein Antonia v. Lubowiecka, und er sah sie. Und sie verliebte sich in ihn, weil er männlichen Geschlechtes war und sie seit neunzehn Jahren nicht älter als zwanzig; er aber erkundigte sich zuerst nach ihren Verhältnissen und faßte dann eine tiefe Leidenschaft für ihre Mitgift. Recht wie ein Siebzehnjähriger, mit verzehrender Gluth liebte er diese fünfzigtausend Gulden österreichischer Conventions-Münze. So hatten sich die Herzen gefunden, und die neidische Welt ist machtlos gegen echte Liebe — in zwei Monaten

waren Jacob und Antonia Mann und Weib. Aber n
Jacob Häufle, sondern Jacob Haslowski; diese Name
änderung, sowie die Anlegung eines pittoresken pol
schen Nationalhabits hatte der Provisor dem glühend
nationalen Patriotismus seiner Braut concediren müss
Aber in seiner jugendheißen Leidenschaft kam er le
darüber hinweg, besonders da ihm wohlbekannt war,
auch seine Braut einst ihrem Patriotismus schwere Op
gebracht. Denn in der Ueberzeugung, daß Polen
genug Kämpfer für seine Wiederaufrichtung habe, h
sie drei uneheliche Kinder geboren. Leider waren es sämm
lich Mädchen; die Tücke der Natur hatte die hochherz
Absicht vereitelt. Darum ließ sich auch Fräulein Anto
nicht gerne an dieses patriotische Opfer ihrer Juge
erinnern ....

Das junge Paar kaufte die Apotheke zu Barnow u
ließ sich da nieder. Es war eine ganz glückliche E
Wol hätte Antonia kraft ihrer äußeren Erscheinung ein
Anatomen noch glücklicher gemacht, weil ein Mann die
Wissenschaft an ihr ohne Mühe des Präparirens den
sammten Knochenbau des Menschenkörpers hätte studi
können, aber auch ihren Apotheker machte sie glück
genug. Einigemale täglich spielte sie mit seinen Lock
daß die Haarbüschel nur so in allen Ecken herumflog
und oft, süß und fest, schmiegte sie die Hand an sei
Wange, daß man den Abdruck mehrere Tage sah. A

ein seltenes, fast wunderkräftiges Weib! — wenn sie lächelte, wurde selbst der süßeste Syrup sauer, und mit ihrer Stimme konnte sie die dickste Glastafel entzweischneiden. Wie ein einziger, wolkenloser Tag flossen die zwanzig Jahre dieser Ehe dahin, und als die Treffliche starb, nahm ganz Barnow plötzlich Herrnhuter Sitten an und jubelte, daß die reine Seele zu ewigen Freuden eingegangen. Auch Jacob sprach tiefbewegt: „Ich habe sie mir gegeben, der Herr hat sie mir genommen, der Name des Herrn sei gelobt!“ Aber im Uebrigen wurde er nun, aus bereits erwähnten Gründen, ein grimmiger Atheist.

Und ein Weltkind dazu, ein eifriger Politiker. Er ließ sich zum Bürgermeister von Barnow wählen, was ihm in Folge seiner Verdienste und zahlreicher Eimer Okoczimer Bieres leicht gelang; er war Agitator für die Landtagswahlen; er colportirte, weil ihn sein altpolnisches Blut dazu trieb, die Petitionen um Austreibung der deutschen Lehrer und Beamten. Am eifrigsten jedoch sammelte er Spenden für die National-Regierung und warb Freiwillige für den Aufstand in Congreß-Polen. Doch war Russenblut vielleicht dennoch nicht die einzige Feuchtigkeit, nach der er dürstete; mindestens läßt sich der Alkoholduft, welcher ihn oft umwitterte, nicht ausschließlich aus seiner nationalen Begeisterung erklären. Wie jeder geniale Patriot hatte er übrigens auch Momente tiefster Hoffnungs-

waren Jacob und Antonia Mann und We…
Jacob Häusle, sondern Jacob Häslowski; …
änderung, sowie die Anlegung eines …
schen Nationalhabits hatte der Provis…
nationalen Patriotismus seiner Braut … der
Aber in seiner jugendheißen Leiden … — im
darüber hinweg, besonders da ihm … seiner Nase:
auch seine Braut einst ihrem Pat… weitläufige Antlitz
gebracht. Denn in der Ueber… rundete sich be-
genug Kämpfer für seine Wie… sial, war dünn und
sie drei uneheliche Kinder gebo… mit allen polnischen
lich Mädchen; die Tücke de… Anblick, wenn so das
Absicht vereitelt. Darum … Konfederatka schief auf
nicht gerne an dieses … stammigen Körper müh-
erinnern . . . . … die windigen Beinchen

Das junge Paar … Und doppelt erhebend,
ließ sich da nieder. … Jacob hielt viele Reden,
Wol hätte Antonia … freilich nicht im besten
Anatomen noch glück… schwäbischer Kernfluch in die
Wissenschaft an ihr… selbst der liebe Gott be-
sammten Knochen… graphie sieht, hätten die
können, aber … auf die Aussprache sehen
genug. Einige… nicht und klatschten begeistert
daß die Haarb… rief: „Dreidunnerswetter!
und oft, süß … oder mich soll das Mäusle
Wange, daß …

. vermögen ein
. nn der Sieger
. ann sehnt er sich
. lend auf seine heiße
. acob suchte nach einer
in welchen sich die Hand
. n gelegt. Und, wie bereits
. bt finden können. Denn seine
. e öffnete ihm viele Herzen, seine
. in manchem Mädchenbusen zärtliche
. e ein stattlicher Meierhof machte ihn
. eblich. Aber Herr Jacob flatterte nur
. m Frühlingsfalter, von Blume zu Blume
. ch nicht entschließen, eine einzige zu wählen
. nen Garten zu verpflanzen. Dieses Zaudern
. chiedene und gewichtige Gründe, unter welche
. er keineswegs den weitläufigen Körper des Pa-
. n zählen darf. Im Gegentheil! er fand allüberall
. ndliches Entgegenkommen und eben dies machte ihm
. e Wahl schwer. Ferner und zweitens fand sich damals
zufällig ein solches Quantum Schönheit, wie es Herr
Jacob von seiner Zukünftigen ersehnte und erträumte,
in Barnow und Umgegend nicht vor, es hätte erst eigens
zu diesem Zwecke herausgefüttert werden müssen. Denn
er wollte nicht an seine Antonia erinnert sein, er wollte
keine Knochen sehen und meinte stolz: Entweder drei

losigkeit, welche ihn dann gänzlich zu Boden drückte, und so blieb er Nachts auf dem Heimwege oft in der Lagune von Venedig oder in der Wüste Sahara liegen. Aber solche Anwandlungen der Verzagtheit gingen vorüber, wenn er am nächsten Morgen Heringe aß und dabei der unerschöpflichen Hilfsquellen seiner Nation gedachte — im Allgemeinen glich seine Stimmung der Färbung seiner Nase: tiefstes Himmelblau! Auch das rothe, weitläufige Antlitz strahlte Freude, und das Spitzbäuchlein rundete sich behaglich. Nur die Basis, das Piedestal, war dünn und zitterig, aber das ist nun einmal mit allen polnischen Dingen so. Es war ein erhebender Anblick, wenn so das versoffene Schwäblein dastand, die Konfederatka schief auf dem weinschweren Haupte, den schwammigen Körper mühsam in die Czamara gepreßt, indeß die windigen Beinchen in den Stiefelhosen schlotterten. Und doppelt erhebend, wenn er sprach! Denn Herr Jacob hielt viele Reden, schöne Reden, patriotische Reden, freilich nicht im besten Polnisch, und oft zischte ein schwäbischer Kernfluch in die lispelnde Redefluth. Aber wenn selbst der liebe Gott bekanntlich nicht auf die Orthographie sieht, hätten die Polen von Barnow streng auf die Aussprache sehen sollen?! Nein! sie thaten es nicht und klatschten begeistert Beifall, wenn Herr Jacob rief: „Dreidunnerswetter! Jeszeze Polska nie zginela oder mich soll das Mäusle beiße!" . . .

Aber Triumph und rauschender Beifall vermögen ein edles Herz nicht auszufüllen. Und wenn der Sieger zurückkehrt in sein einsames Heim, dann sehnt er sich nach einer weichen Hand, die sich kühlend auf seine heiße Stirne lege. Auch unser Herr Jacob suchte nach einer neuen Herrin für [illegible], in welchem sich die Hand seiner Antonia [illegible]. Und, wie bereits angedeutet, er [illegible]. Denn seine Würde als Burgermeister [illegible] seine schöne Aretheit [illegible] Empfindungen, [illegible] vollends [illegible] sie, recht wie [illegible] und kannte [illegible] und in seinem [illegible] hatte [illegible] man aber [illegible] trieten [illegible] freundliches [illegible] die Wahl [illegible] zufällig ein [illegible] Jacob von [illegible] in Barnim [illegible] zu diesem [illegible] er [illegible] keine [illegible]

Centner Liebreiz oder gar nichts. Solcher Geschmack ist überhaupt stark im Osten verbreitet und gleichmäßig unter den Polen und Juden, Rumänen und Moskowitern: wer dort als Paris auftreten wollte, müßte eine Hebelwage mit sich führen, und jede Riesendame aus dem Wiener Prater könnte dort als leibhaftige Aphrodite viele Verehrung finden. Aber nicht blos eine geräumige Gattin, auch ein patriotisches Herz ersehnte sich unser Herr Jacob: dick sollte sie sein, aber für Polen sollte sie schwärmen. Er wußte, daß er nichts Ungewöhnliches verlange, er wußte, daß die Verkörperung seiner Träume auf Erden lebte, freilich ihm unerreichbar fern. Das war jenes umfangreiche littauische Heldenmädchen, welches mit Langiewicz in den Kampf gezogen und jede Mühsal des Krieges und jedes Lager mit ihm theilte: Fräulein Pustowojtoff. Für sie schwärmte der Patriot, und wenn er ihrer gedachte, dann wollte ihm kein Mädchen von Barnow schön, schwer und begeistert genug erscheinen.

Da schlug auch seine Stunde, und der Marktplatz von Barnow wurde während eines einzigen Sommers achtmal gekehrt, zweimal aus Liebe, zweimal aus Verzweiflung und viermal aus Entsagung. . . .

Herrn Jacob's Stunde schlug. Und zwar schlug sie am fünfundzwanzigsten Juni achtzehnhundertdreiundsechzig, Nachmittags fünf Uhr. Er saß auf der kühlen Veranda seiner Apotheke, rauchte und trank und blickte sinnend vor

sich hin. Es war ein schöner Sommertag, die heiße Sonne lag über den Häusern des Marktplatzes und über der Wüste Sahara. Kein Lüftchen rührte sich, aber zuweilen wogte doch das gelbe Staubmeer auf, wenn ein Wagen hindurchfuhr oder ein Wanderer dahinschritt, ein Jude in schwerem schwarzen Kaftan oder ein russinischer Bauer, den Schafspelz der Hitze wegen nach Außen gekehrt. Aber das geschah selten, es war keine Stunde des Verkehrs und der Ort wie ausgestorben. Nur drüben vor dem Thor des Wirthshauses drängte ein Haufe Jünglinge im polnischen Gewand, einige mit Pistolen im breiten Gürtel. Es waren so ihrer zehn oder zwölf, kaum einer darunter über achtzehn Jahre alt. Sie thaten sehr fröhlich; nur zuweilen schlich sich einer beiseite und starrte schmerzlich vor sich hin.

Aber die anderen sangen in lautem Chor:

Weißer Adler, weißer Adler,
Wie du prächtig blinkst!
Wie du uns zu Schlacht und Wunden
Und zum Siege winkst!

Oder auch aus anderer Tonart, in hüpfendem Tact daß es wie ein Gekicher klang:

In Petersburg der wüste Gauch
Frißt nicht mehr lange Talg und Lauch,
Dein Haupt, du grimmer Russentropf,
Sitzt fest, so wie ein Distelkopf! ....

Es schallte weithin, es schallte über den ganzen Marktplatz und dem sinnenden Patrioten ins Ohr. Aber

er horchte kaum auf und machte sich keine Gedanken darüber. Er war seit Wochen solchen Gesang und solche Gestalten gewohnt. Freilich war nur der Gesang immer derselbe, die Sänger aber täglich andere. Aus allen Theilen des Landes kamen die Bursche gezogen, einige auch aus Paris, London oder Turin, sammelten sich in dem Städtchen an der Grenze und wurden dann mit Einbruch der Dämmerung auf Leiterwagen über den Podhorze befördert und weiter ins insurgirte Land hinein, in welchem der Aufruhr täglich wilder und verzweiflungsvoller emporlohte. Manche waren heimlich dem Hause entlaufen, aber Viele hatten die Eltern selbst hieher gesendet — weiß Gott, wie tief ihnen der Entschluß durch's Herz schnitt, aber sie thaten's — demüthig und prunklos opferten sie ihr eigen Fleisch und Blut dem Vaterlande. . . .

Der dicke Patriot drüben dachte dieses Opfers nicht, er war für heute mit den Jünglingen fertig. Eine schöne Anrede hatte er ihnen bereits um die Mittagszeit gehalten — damit war seine Pflicht gegen das Vaterland gethan. Höchstens bezahlte er noch einen der Wagen, mit welchen sie später hinausfuhren in Nacht und Gefahr. Wir aber wollen dieser Jünglinge gedenken. Vor echter Begeisterung, vor schönem, schlichtem Todesmuth verstummt jeder Spott. Wol waren viele Gauner und Phraselanten in diesen Reihen, wüstes, verlorenes Gesindel, welches im eisernen Kriegsspiel nicht suchte, was ihm noch einzig

frommen konnte: einen ehrlichen Tod, sondern im Gegentheil Fortspinnung des unehrlichen Lebens; aber die große Zahl war tapfer und treu bis in den Tod, den schönen Tod auf dem Schlachtfelde, den häßlichen Tod im Ural'schen Bergwerk. Tiefstes, tiefstes Mitleid dieser zertretenen Jugend! Aber nicht deßhalb wollen wir sie bemitleiden, weil sie in jungen Jahren gestorben — zu solcher Empfindung hat auf dieser dunklen Erde selbst der glücklichste Methusalem kein Recht — sondern deßhalb, weil es ein so ganz vergebliches Streben war. Denn für eine greise, ohnmächtig verathmende Sache haben sie sich geopfert, für eine Sache, welche «kein Held verjüngt, wenn er mit Blut sie düngt —

> Wenn's Götter gäb' — auf diesem Berg der Scherben
> Vermöcht' ein Gott selbst nicht mehr Frucht zu zieh'n».

Denn die mächtigste Göttin, welche über unseren Geschicken waltet, hat ihren Urtheilsspruch über dies Volk und dies Reich gefällt, und dies Urtheil lautet: Sterben und Vergehen! Diese Göttin ist die ewig Erbarmungslose und doch ewig Gerechte: die heilige Nothwendigkeit! Unbewegt spinnt sie die unabsehbare Kette der Ursachen und Wirkungen und thut Jedem, wie er verdient: den Einzelnen wie den Völkern. Im kurzen Leben des Einzelnen mag uns Manches als ungerecht erscheinen, was gewiß auch nur Nothwendigkeit und darum Gerechtigkeit ist; aber die Völker leben lange, und in solchem langen Völker-

leben können wir deutlich verfolgen, wie die düstere Göttin zwar kein Erbarmen, aber auch keine Willkür kennt. Jedem Volke wird sein Recht, der Respublica Polonia ist ihr Recht geschehen. Reisende berichten, wie sich aus dem Bette der ungeheuren Ströme des Westens manchmal räthselhafte Vulcane erheben, eine Weile wild zum Himmel emporlohen und dann spurlos erlöschen; eine neue Insel vermögen sie niemals zu schaffen. Solchem Vulcan gleicht jeder polnische Aufstand: jach und jäh schlägt er empor; viel Rauch, viel Asche, aber auch viel rothe Flamme, und diese Flamme mag immerhin den Kalten und Klugen beweisen, daß leidenschaftliche Vaterlandsliebe noch eine Macht ist unter den Menschen; jedoch ein neues Staatswesen wird nicht daraus! Verträumt und verspielt, verrathen und verloren! Kein Gott kann den Polen helfen, nicht alle Heiligen ihres Kalenders, nicht Saint-Simon und die Heiligen der Commune, denn gegen sie ist die einzig mächtige Göttin, die heilige Ananke....

Von einer solchen Heiligen hatte unser Herr Jacob noch nie etwas gehört; auch sonst gingen seine Gedanken, die zärtlichen abgerechnet, nicht über die nächste Rede und den nächsten Rausch hinaus. Auch an jenem schönen Nachmittage nicht. Er ließ seinen Blick über den öden Marktplatz schweifen, über einiges todte Geflügel und viele lebendige Säue hin, welche sich behaglich in einer Pfütze wälzten, die niemals ganz austrocknete. Wie Herr Jacob

diese Säue sah, wurde sein Herz weich — er erinnerte sich, wie er in voriger Nacht an selbiger Pfütze gelegen, bis ihn der Nachtwächter von Barnow, der gerade zufällig nicht schlafen konnte und darum gegen seine Gewohnheit umherging, aufrichtete und heimbrachte. Am Morgen hatte er wol über die ganze Glatze hin grimmigstes Haarweh empfunden, aber das war vorbei und Herr Jacob in behaglichster Stimmung. Denn es ist eine gar liebliche und angenehme Empfindung, im Gefühl gründlichst überwundenen Katzenjammers den Grundstein einer neuen kleinen Erheiterung zu legen....

Da wirbelte Staub auf, ein Wägelchen kam über den Marktplatz gefahren und hielt vor der Schänke. Aber nur eine Minute, dann fuhr es weiter und gerade auf die Apotheke zu. Der Staub der Sahara umwogte es; nur so viel konnte man sehen, daß es ein armseliges, jüdisches Lohnwägelchen war. Und dann ward eine grüne Konfederatka sichtbar. Sehr gelassen sah Herr Jacob das Gefährt herankommen. „Schon wieder!" murmelte er, „'s ischt a Polebüble" — aber das Wort starb ihm auf der Zunge. „Dunnerskräutle!" flüsterte er und zog hastig die Czamara zusammen, „ein Mädle — ein Blitzmädle — 's ischt die Pusto —"

Er sprach den angebeteten Namen nicht aus; zitternd riß er das Hauskäppchen vom Haupte und machte einige seltsame Körperbewegungen, was wahrscheinlich Verbeu-

gungen vorstellen sollte. Die Pustowojtoff, welche da so urplötzlich, fern vom Kriegsschauplatze, vor dem Hause des Barnower Bürgermeisters erschien, erwiderte diese Bewegungen durch ein kurzes, vornehmes, aber freundliches Kopfnicken, dann sprang sie rasch vom Wagen, wobei Gürtel und Sporen kriegerisch klirrten. Denn sie trug Reiterstiefel, und im braunen Ledergurt, welcher die Kazawaika zusammenhielt, barg sich offenbar ein ganzes Arsenal. Die Kleider waren etwas verschlissen, in Kriegszeiten geht das nicht anders; auch der Unterrock, welcher im Abspringen sichtbar ward, war sicherlich noch vor Beginn des Aufstandes zum letztenmale gewaschen worden. Hingegen zeigte der stattliche Leib nichts von den Entbehrungen des Feldlagers, und der Busen wogte üppig und stürmisch, als könnte und wollte er jeden Augenblick ein Regiment patriotischer Säuglinge ernähren ...

Der Patriot sah dies Alles, er sah es sehr, aber doch nur wie durch einen Schleier. Sein Herz pochte allzu stürmisch ....

„Jakub Hafkowski!" begann die Amazone und trat auf ihn zu, „Jakub Hafkowski! — ich nenne einen Namen, der jedem Polen theuer ist! Sie leisten viel, man kennt Ihren Opfermuth, Ihr edles Herz — man kennt den Kosciusko von Barnow! Darum habe ich's nicht über's Herz gebracht, diesen Ort zu betreten, ohne Ihnen ins Antlitz gesehen, ohne Ihnen gedankt zu haben für das,

was Sie an Polen gethan! Es ist das Opfer eines ganzen Lebens, Jakub Hasslowski!"

Der Kosciusko von Barnow war sehr gerührt und noch mehr verlegen. „Ich ... bin ... erfreut", stammelte er endlich.

„Nein!" fiel ihm die Amazone glühend ins Wort, „ich bin es, ich allein habe Grund, erfreut zu sein! Denn Sie sind Jakub Hasslowski, was aber bin ich? Ich bin nur ein Weib" — sie legte, wie zur Bekräftigung dieses Ausspruches, die Hand auf den Busen — „nur ein schwaches, unberühmtes Weib! Meinen Namen freilich werden Sie aber vielleicht doch schon gehört haben: Wladislawa v. Przczyszczoscinska..."

„Natürlich!" stammelte der Patriot. „Pschi—pscho—" Aber seine Zunge war leider schwäbisch geblieben, er brachte den unerhörten Namen nicht über die Lippen.

„Ich wußte es!" fuhr Wladislawa fort. „Ist es doch auch der Name meines Bruders. Wladislaw v. Przczyszczoscinski kämpft als Erster in den Reihen Jener, welchen der Tod lieber ist als die Knute. Seine Schaar steht hier — unfern der Grenze. Mich aber hat es nicht mehr gelitten in meinem stillen Mädchenzimmer, ich will zu ihm, ich will an seiner Seite kämpfen, siegen oder sterben. Ich bin ein Weib", wieder wies sie auf das wogende Beweisstück, „die Welt wird mich vielleicht schnöde richten, aber Jakub Hasslowski wird mich verstehen."

„Ich verstehe“, murmelte dieser und machte wieder einige räthselhafte Körperbewegungen. „Aber — einige Stunden Rast — meine niedrige Hütte ...“ Er eilte in den Hausflur, rief eine Dienerin herbei und gab ihr ein Dutzend Befehle. „O, treten Sie ein!“

Der Kutscher hatte diesem Zwiegespräch patriotischer Seelen ohne besondere Bewegung gelauscht. Das bucklige, jüdische Männchen war abgestiegen, hatte ein mäßiges Paket vom Wagen gehoben und auf die Veranda gelegt und stand nun ruhig harrend da.

„Mein Reisegepäck“, sagte Wladislawa und deutete auf das Paket, welches in einen alterthümlichen Barchent-Unterrock gepackt war; „im Lager muß man sich mit Wenigem behelfen.“ Und mit einem reizenden Lächeln voll Muth und Bescheidenheit folgte sie der Dienerin und dem Barchentrock ins Haus.

In das bucklige Männlein kam plötzlich sehr viel Leben. „Wie heißt?“ rief er der Dahinschwebenden nach. „Was gehen Sie fort? Was haben Sie mir versprochen?“

„Schweig', Jud!“ rief Herr Jacob. Die Amazone aber blickte sich nicht um und verschwebte nur noch hastiger. Wahrscheinlich war ihr der häßliche Dialekt des Kutschers zuwider.

„Was soll ich schweigen?“ tönte die jammernde Antwort. „Ich werde nicht schweigen! Bin ich bezahlt? Nicht bin ich bezahlt! Kommt mir nicht ein Gulden zwanzig

Kreuzer? Ja kommt mir ein Gulden zwanzig Kreuzer! Also was soll ich schweigen?“

Herr Jacob stand einen Augenblick unschlüssig, die Amazone war längst verschwunden. Wer an Sieg, Tod und Errichtung des polnischen Staates denkt, kann leicht einen Gulden zwanzig Kreuzer vergessen. Darum zahlte der Patriot. Und Kutscher und Gefährt verdufteten, welcher Ausdruck aber diesmal wahrhaftig nur bildlich zu nehmen ist.

Wieder ward es still in der Wüste und auf der Veranda. Wieder saß, indeß die Amazone drinnen ihre Toilette besorgte, Herr Jacob sinnend da. Aber nun sann er nicht mehr über Säue und gestrigen Rausch. Seltsam schlug sein Herz, sonderbar rauschte sein Blut. Sie war beleibt, sie war begeistert, sie war kriegerisch — sein Traum schien sich zu erfüllen. Die Pustowojtoff war es nicht — aber macht der Name das Glück? Glich aber hier ausnahmsweise das Glück dem Namen, so war es jedenfalls ein unaussprechliches.

„Pschi — pscho —“, der Kosciusko von Barnow kegelte sich in glühendem Eifer fast die Zunge aus. Da rauschte es hinter ihm. Die Amazone hatte das nothwendigste Wasser auf sich gewendet, auch eine andere Kazawaika angelegt und stand nun doppelt reizend da. Der Anblick verschlug ihm den Athem. Er hatte ihr eine beträchtliche Rede halten, er hatte ihr auseinandersetzen wollen, wie Barnow und speciell diese niedere Hütte sich glücklich

schätzen würde, Polens schönstes und heldenmüthigstes Weib mindestens vierundzwanzig Stunden zu umschließen. Aber nun konnte er nichts, als mühsam nach Luft schnappen, und auch das gelang ihm kaum. Mit stummer, flehender Geberde wies er auf einen Stuhl....

Die Holde nickte anmuthig und nahm Platz. Polens schönstes und heldenmüthigstes Weib war übrigens, bei Licht besehen, ein stark übertragenes Frauenzimmer von etwa dreißig Jahren, mit gewöhnlichen, aber just nicht unhübschen Zügen, kecker Adlernase und schwarzem Aug' und Haar. Das Gesicht war auffallend blaß, und die Haut hatte jenen fatalen, matten Glanz, den man nur bei Münzen und Weibern findet, die stark im Verkehr gewesen.

„Wie gefällt Ihnen Barnow?" stotterte endlich der Patriot mühsam hervor.

„Herrlich!" sagte sie so recht aus tiefster Seele. „Man sieht auf den ersten Blick, es ist eine gut patriotische, eine echt polnische Stadt." Sie ließ ihren Blick über das Geflügel und die Säue schweifen. „Und überall sieht man die Hand des Mannes, welcher Kopf und Herz von Barnow zugleich ist. Oh! man hat mir nicht zu viel von Ihnen gesagt!"

„Oh!" wehrte der Bürgermeister mit bescheidenem Stöhnen ab. „Und — und — Sie bleiben doch wenigstens bis morgen?"

Elegisch schüttelte sie die Locken. „Wenn ich dürfte!

Wie gern! Aber ich darf nicht! Mein Leben und meine Zeit gehören dem Vaterlande! Sobald der Bote meines Bruders eintrifft, ziehe ich mit ihm. Wladislaw selbst kann nicht abkommen, aber unser alter Stephan hätte mich hier schon erwarten sollen. Er ist noch nicht da, wie ich im Wirthshause erfahren. Aber er kommt, und dann" der ungeheure Busen erhob sich vor ungeheurer Kampflust.

„Oh!" stöhnte der Bürgermeister noch stärker. Im Hintergrunde erschien eine Magd und winkte. „Oh — eine kleine Erquickung — wenn Sie mir die Ehre anthun —"

Sie that ihm die Ehre an, nahm seinen Arm und ließ sich in das Speisezimmer geleiten. Drinnen war der Tisch gerüstet, als sollte sich da eine Armee stärken.

„Ich danke Ihnen!" sagte Wladislawa sanft. „Und wenn ich ihrer Küche nicht die gebührende Ehre anthue, so denken Sie nur an meine tiefe seelische Erregung!" Sie legte ein halbes Huhn auf ihren Teller. „Morgen im Lager und Krieg und Sieg!" Aber sie hieb trotz der seelischen Erregung fürchterlich auf das Huhn ein; wahrscheinlich dachte sie an die Russen. . . .

„Haben Sie es wol überlegt?" erlaubte sich Herr Jacob nach einer sehr langen Pause schüchtern zu fragen. „Ach, so viel Jugend und Schönheit!"

„Ja!" rief sie blitzenden Auges und versorgte die andere Hälfte des Huhns. „Entschlossen! Und ein Mann wie Sie, Jakub Haslowski, wird mich verstehen!"

Er verstand sie. Ein tiefer Seufzer hob seine Brust. Schweigend bot er ihr den Kalbsbraten, von dem sie gleichfalls willig nahm. Aber auch sie seufzte tief auf.

„Glauben Sie mir", flüsterte sie, „mein junges, reines Mädchenherz hat schwer genug gekämpft. Ich kenne die Welt, ich kenne die Menschen so wenig! In tiefster, einsamster Stille bin ich herangeblüht, zuerst in der Hut meiner theuren Mutter, einer gebornen Gräfin Potocka, auf dem Gute meiner Eltern, Syczkow bei Wadowice — die ganze Gegend gehört seit der Piastenzeit dem Geschlechte der Przczyszczoscinski. Dann, als die Mutter dem frühverewigten Vater nachfolgte, welcher gleichfalls für Polens Ehre gestorben war, kam ich in ein Kloster, in dem ich bis zum achtzehnten Jahre blieb. Im vorigen Herbste verließ ich es also und lebte wieder auf unserem Gute. Mein geliebter Bruder und unser alter Castellan Stephan sind die einzigen Männer, welche ich bisher kennen gelernt. Und nun treibt mich mein Geschick und ich muß hinaus ins wilde Lagerleben!"

Sie verstummte, schüttelte traurig den Kopf und aß ein halbes Pfund Schweizerkäse nebst mehreren Aepfeln. Auch Herr Haslowski fand keine Worte. Ihn hatte ein jähes, tiefes Leid ergriffen. Also nicht blos beleibt und begeistert, sondern auch keusch, reich, adelig, achtzehnjährig — und dennoch für immer unerreichbar! Der Bürgermeister von Barnow kam sich genau so vor, wie Moses, da er

das gelobte Land nur schauen, aber nicht betreten durfte. Und so schweifte denn Herrn Jacob's Blick schmerzlich und glühend über Berg und Thal und die ganze schöne Landschaft ....

Wladislawa war fertig. Sie hatte gegessen wie ein ausgehungerter Trainknecht, aber nun erhob sie sich graziös und verneigte sich zu leichtem Danke. Wahrscheinlich fing sie dabei einen der Blicke à la Moses auf, denn sie schlug die Augen nieder, und es sah ganz so aus, als würde sie im nächsten Augenblicke erröthen. Aber es kam doch nicht dazu, und sie sagte nur mit leiser gepreßter Stimme:

„Noch einmal besten Dank! Und nun setzen Sie Ihrer Güte die Krone auf und veranlassen Sie, daß ich sogleich benachrichtigt werde, wenn mein alter Stephan eintrifft. Ich erwarte ihn noch heute und will dann auch heute noch die Grenze überschreiten."

Herr Jacob seufzte tief auf und gab den betreffenden Befehl. „Aber wenn er heute nicht kommt?" — begann er flehend.

„Dann", sagte Wladislawa leise — „dann" — und sie erröthete wirklich und wahrhaftig — „dann bitte ich mich zu irgend einer patriotischen Dame zu geleiten, welche einem jungen Mädchen für eine Nacht ihren Schutz gewährt."

„Mein Fräulein!" rief Herr Jacob flehend, „thun Sie mir das nicht an! Lieber gehe ich aus dem Hause!"

Wladislawa erröthete wieder. „Wir sprechen später

darüber — falls es nöthig sein sollte. Mein alter Stephan ist sonst sehr pünktlich. Nun aber noch eine Bitte! Ich verehrte Sie, ehe ich Sie gekannt, und seit ich Sie kenne, verehre ich Sie doppelt. Aber — Sie sind ein Mann und ich ein junges Mädchen. Wäre es nicht möglich, mich einigen Damen vorzustellen, in deren Gesellschaft ich den Abend verbringen kann?!"

„Natürlich!" rief Herr Jacob, nicht sehr erfreut, aber dienstfreudig. „Ich führe Sie zur Frau Bezirksrichterin. Eine treffliche Patriotin, obwol ihr Mann k. k. Beamter ist. Uebrigens ist auch Herr v. Lozinski trotz seines Amtes ein guter Pole. Er läßt die Schwarz-Gelben schreiben. wie ihnen beliebt, und thut, wie uns beliebt."

Sie gingen über den Marktplatz, auf dem das rothe Gold der Abendsonne lag. In verklärendem Lichte grunzten die Ferkel. Herr Jacob hätte dem Heldenmädchen gern den Arm geboten, aber die jungfräuliche Würde entfernte die Vertraulichkeit. . . .

Frau Kasimira v. Lozinska war sehr erfreut über den Besuch. Die hübsche, leichtfertige Frau hatte eine einzige wahre und tiefe Empfindung: die Begeisterung für ihr Volk. Da sie aber ein Weib war und kein fünfzigjähriger Witwer, so machte ihr die Amazone einen gar sonderbarlichen Eindruck. Eine solche Kazawaika und eine solche Hautfarbe wären ihr bei einer rückkehrenden Siegerin weiter nicht auffällig gewesen — für ein frisches Helden-

mädchen aber war Beides etwas compromittirend. Uebrigens dachte auch Kasimira nichts Schlimmes. Ihr Gatte vollends war eitel Bewunderung. Ebenso der Herr Bezirkshauptmann, der Herr Steuer-Einnehmer, der Herr Schloßverweser. Die Damen aber bewunderten wenigstens die Gesinnung, da sie die Kazawaika nicht bewundern konnten. Ach! wie schön, wie rührend sprach Wladislawa! Von ihrer Achtzehnjährigkeit und dem erst kürzlich beendeten Klosteraufenthalte erzählte sie freilich nichts; nur den Kosciusko von Barnow schien sie dieser Privatmittheilung intimster Natur gewürdigt zu haben. Aber von ihrem Bruder erzählte sie, und obwol keiner der Anwesenden jemals von Wladislaw v. Przczyszczoscinski auch nur eine Silbe gehört, so waren doch Alle darüber einig, daß er einer der tapfersten Söhne Polens sei, und der Herr Bezirkshauptmann wußte sogar einige herrliche Züge aus dem Schlachtenleben dieses jugendlichen Heerführers zu erzählen. Da konnten Se. Hochwürden nicht zurückbleiben und begannen leuchtenden Auges: „Und was thut unser Przczyszczoscinski, wie er neulich einem Kosakenpulk begegnet!" . . . u. s. w.

Diese Geschichten weckten theils Rührung, theils Begeisterung. Nur Wladislawa empfand dabei ein solches Uebermaß stolzer, schwesterlicher Freude, daß sie nach krampfhaften Versuchen, sich das Taschentuch in den Mund zu stopfen, plötzlich laut auflachte. Gleich darauf liefen ihr

aber schwere Thränen über die Wangen. „Verzeihen Sie dem Schwesterherzen“, sagte sie leise, „ich lebe nur in meinem Bruder!“

So vergingen die Abendstunden wie eine Minute. Erst beim Aufbruche wurden sie gewahr, wie spät es geworden. Aber der alte Stephan war noch immer nicht erschienen, und so erhob sich denn ein edler Wettstreit, wer das Heldenmädchen bei sich beherbergen sollte. Aber Herr Jacob rief: „Fräulein Wladislawa schläft bei mir, oder ich hänge mich auf!“ — und in den Tod mochten die Honoratioren von Barnow ihren Bürgermeister nicht treiben. „Ich selbst“, fügte dieser hinzu, „werde die Nacht bei Sr. Hochwürden zubringen.“ So mußte sich denn die Gesellschaft damit begnügen, die Fremde bis zu der gastlichen Pforte zu geleiten.

Es war eine mondklare Nacht, und in ihrem träumerischen Zwielicht fand Herr Jacob den Muth, dem Mädchen seinen Arm anzubieten, den Wladislawa auch so kräftig annahm, daß dem Patrioten vor Seligkeit fast der Athem ausging. Kaum vermochte er die ungestüm aufsteigenden Gefühle zu bewältigen. Das machte seinen Schritt noch unsicherer als gewöhnlich, auch tanzte ihm der wohlbekannte Pfad bedenklich vor den Augen, und so geschah es, daß Führer und Geführte in eine Reihe jener Denkmäler geriethen, welche die Bürger von Barnow in ihren Mußestunden symmetrisch aufzuführen pflegen. Die Folgenden

traten in die Fußstapfen des ersten Paares. . . . So zogen die Honoratioren von Barnow dahin, zauberhaft vom Mondlicht umflossen, aber was sie umwitterte, war just nicht Rosenduft. . . . Sie trugen dies, wie edle Menschen ein geheimes Leid, sie sprachen von anderen Dingen und lächelten, höchstens daß zuweilen ein Sacktüchlein sich verstohlen an eine Nase legte. Nur Wladislawa, das naive Heldenmädchen, rief plötzlich: „Pfui Teufel! das stinkt verdammt! Warum lassen Sie den Sauplatz nicht kehren?"

Tiefste Stille! . . . Die Gesellschaft von Barnow bewegte sich just nicht in steifen Formen, gleichwohl pflegte die Discussion über unangenehme Eindrücke der Geruchsorgane in großem Cercle vermieden zu werden. So gab Niemand der fremden Heldin Antwort oder Zustimmung. Nur Herr Jacob, dessen Würde das Thema streifte, erwiderte stammelnd: „Nur immer vor Frohnleichnam. . . . Aber wenn . . . oh! wie Sie befehlen . . . ich dachte ohnehin . . . hm! morgen — oh!"

Doch Wladislawa merkte seine Verlegenheit nicht. Sie war, kaum daß ihr das Kraftwort entfahren, glühend roth geworden und hatte die Lippen aufeinandergepreßt, daß darunter die Zähne knirschten. Sie war offenbar selber sehr verlegen.

Aber das geräumige Frauenzimmer erholte sich bald und begann frischweg über die Nacht im Allgemeinen zu

sprechen und die Mondnacht insbesondere. Frau v. Lozinska steuerte hiezu einige gangbare Gemeinplätze bei, der Herr Pfarrer einige landesübliche Dichterstellen, und so gelangte man schließlich in ambrosisch-weihevoller Stimmung vor die Apotheke.

Hier verabschiedete man sich; das Heldenmädchen trat ins Haus, und Herr Jacob wandelte seufzend mit den Anderen weiter. Natürlich sprachen Alle über Wladislawa, und Alle waren begeistert und entzückt. Und als die schlaue Frau Kasimira den Kopf schüttelte und meinte: „Aber ihre Kazawaika könnte sie sich stopfen!" da fielen Se. Hochwürden ins Wort und riefen mahnend: „Ich bitte — die Schwester dieses Bruders! Ich bitte, vergessen Sie nicht: Wladislaw v. Przczyszczosцinski!" . . .

Aber unser Herr Jacob brauchte nicht erst daran zu denken, um für die Fremde zu schwärmen. Im Gegentheil! Wenn er an den adeligen Bruder dachte und an die gräfliche Mutter, dann that ihm das Herz weh, und wenn ihm erst das Gut Syczkow bei Wadowice einfiel, welches seit der Piastenzeit der unaussprechlichen Familie zugehörte, dann blutete ihm das Herz. „Ach!" flüsterte er leise vor sich hin, „wäre sie lieber arm!"

Im selben Augenblicke musterte die Fremde im Schlafzimmer der seligen Antonia den Inhalt des alten Barchentrockes, einige verschlissene Kleider und schadhafte Leibwäsche, und verschloß dann Alles sorglich in eine bereitstehende Commode. Dann trat sie an's Fenster, und ihr Antlitz

begann sich aufzuhellen. Plötzlich lachte sie halblaut auf, schüttelte trotzig die Locken zurück, legte den Daumen der ausgestreckten Rechten an die Nase und bewegte die Finger. . . .

Das war der Gruß zur guten Nacht, welchen Wladislawa v. Przczyszczoscinska dem Kosciuszko von Barnow nachwinkte. . . .

. . . Am nächsten Morgen geschah etwas Unerhörtes. Von Barnows Gründung bis zu jenem Jahre hatte sich Aehnliches nie ereignet, von jenem Jahre bis heute hat es sich nicht wiederholt, und wer die Leute von Barnow kennt, wird auch kaum auf einstige Wiederkehr des Unerhörten hoffen . . .

Der Marktplatz von Barnow war nämlich gekehrt worden.

Wer um acht Uhr aufstand, sah das Wunder fertig; wer um Sechs, konnte sehen, wie es ward: wie Janko Czupka, der würdevollste Amtsdiener dieser Erde, auf und ab ging, die Juden antrieb, vor ihren Häusern zu kehren, und die Arrestanten des Bezirksgerichtes beaufsichtigte, welche ein Gleiches vor den Christenhäusern thaten. „Denn“, meinte Janko, „solche Arbeit sollen nur Verbrecher verrichten, und alle Juden sind Verbrecher, denn sie wässern den Schnaps und haben Christum gekreuzigt.“

Minder würdevoll als Herr Czupka, hastig und ruhelos, stolperte der Bürgermeister von einem Kehrbesen zum

andern. Herr Jacob sah blaß und übernächtig aus. Er hatte noch vor Mitternacht den Nachtwächter aufgesucht, was nicht leicht war, da der Mann allnächtlich auf einem anderen Plätzchen zu schlummern liebte, dann den Amtsdiener, was nicht schwer war, da Herr Janko stets in derselben Schänke kneipte und schlief. Mit vieler Mühe machte er den Beiden den unerhörten Auftrag begreiflich und suchte dann das dürftige Sofa auf, welches ihm die Gastfreundschaft des Pfarrers eingeräumt. Aber er schlief schlecht und in seinen unruhigen Träumen tauchte, wahrscheinlich weil das Lager so hart war, immer wieder die selige Antonia auf. So fiel es ihm nicht schwer, in aller Frühe aufzustehen und selbst die Vollendung des Werkes zu fördern, mit dem er die Angebetete zu überraschen gedachte.

Aristokratinnen pflegen spät aufzustehen — erst gegen zehn Uhr traute sich Haslowski in sein Haus. Aber es war ein überflüssiger Zartsinn. „Schon seit Sieben spaziert sie in allen Zimmern herum", sagte die Köchin, „und gefrühstückt hat sie schon zweimal. Und wissen Sie, was sie angezogen hat? Die Nachthaube und den Schlafrock der Seligen! Ueberhaupt, als wenn sie die Frau wäre!"

Herr Jacob trat ein. Mit zauberhaftem Lächeln trat ihm das Edelfräulein entgegen. „Sie sehen, ich fühle mich wie zu Hause", sagte sie schelmisch sanft. — „O möge es immer so bleiben!" rief der Apotheker erglühend. Aber

sie schüttelte traurig den Kopf: „Bis der alte Stephan kommt. . . .“ Dann fragten sie einander um das Befinden und die Träume der letzten Nacht. „Ich habe von Ihrer Gattin geträumt“, erzählte Wladislawa, „und wie glücklich sie wol an der Seite eines solchen Gatten gewesen!“ Und Herr Jacob darauf mit tiefem Seufzer: „Ich habe auch von ihr geträumt!“

Dann suchte er nach einem passenden Uebergange von dem Mann der Verstorbenen zum weggeschafften Kehricht. Suchte und fand ihn nicht und platzte endlich heraus: „Schauen Sie sich den Marktplatz an!“

Sie that es, und als sie sich nun zu ihm wendete — Himmel! was war das für ein Blick! Die ganze Gluth einer jungfräulichen Seele lag darin, ein Aetna dankbarer Liebe, ein Vesuv liebevoller Dankbarkeit. „Und meinetwegen?“ fragte sie stammelnd.

Herr Jacob vermochte nur stumm zu nicken — ihm war sehr heiß. . . .

. . . Wer weiß, wozu es damals schon gekommen wäre! Wahrscheinlich dazu, wozu es später wirklich kam. Aber diesmal trat eine Störung dazwischen, eine wohlbeleibte, wildbärtige Störung mit sehr schnarrender Stimme: der Herr Schloßverweser. Er fuhr in seiner Kalesche vor und versicherte in einem Tone, welcher ein Rudel Rebellen eingeschüchtert hätte, er und seine Frau würden unsäglich erfreut sein, Herrn Jacob und Fräulein Wladislawa heute

Mittags auf dem Schlosse zu sehen — Absage sei tödtlich Beleidigung.

Da verneigte sich das Heldenmädchen und bat nu um eine halbe Stunde Frist, ihre Toilette in Ordnung z bringen. Aber sie brauchte nicht einmal so viel, um vo den Harrenden herrlich geschmückt zu erscheinen. Schwarze Sammtrock, darüber ein weißes Obergewand, welches di weitläufige Büste zum Platzen enge umschloß. Daz Konfederatka, Sporenstiefel und Waffengürtel — da Frauenzimmer sah wirklich nicht übel aus. Herrn Jaco aber schwammm es vollends vor den Augen. „Dunners kräutle!" hätte er schier gerufen, „'s ischt der Tonele ih Mäntele!" In der That hatte jenes räthselhaft eng Oberkleid einst als weißer Sommerburnus die spitze Schultern Antonia's umflattert. Wieder einmal hatte als das Edelfräulein ihm den Beweis geliefert, daß es sich b ihm «wie zu Hause» fühle!

Oh! wie ihn das freute! Und erst der Triumph a der Fahrt durch die Stadt! Ganz Barnow war auf de Beinen, des marktpolizeilichen Phänomens wegen. Gan Barnow erzählte einander, warum der Marktplatz gekeh worden: einer erhabenen, herrlichen Fremden wegen! Gan Barnow schaute sich die Augen heraus, als sie heran gefahren kam! Die Mützen flogen, ein „Ah!" der B wunderung ging durch die Menge, Alles wich ehrfurcht voll zurück, und ein Betrunkener rief gellend: „Hoch di



Dicke! Sie ist die Braut unseres Bürgermeisters! Hurrah hoch!"

Auch im Schlosse wurden sie festlich empfangen. Sämmtliche Patrioten von Barnow und Umgebung waren versammelt, natürlich auch viele Patriotinnen. Wladislawa kam, sah und siegte. Nur Frau Kasimira lächelte etwas eigen, als sie das Heldenmädchen umarmte und dabei das Oberkleid des Näheren besah. Aber bezüglich der Uebrigen siegte Wladislawa wirklich, ganz wie der große Cäsar bei jener Entscheidungsschlacht. Und darauf that sie ein Viertes, was wol der große Cäsar nach der Schlacht auch gethan; sie aß sehr stark zu Mittag.

Das thaten auch die Uebrigen mehr oder minder. Und darauf ergingen sich Alle im Park, anfangs in großen Gruppen, bis sie sich vertheilten. So blieben endlich auch Jacob und Wladislawa allein und versanken schließlich im Schatten mächtiger Linden theils in eine alte Moosbank, theils in stilles Entzücken. Sie sprachen nicht, aber ihre Hände hatten sich gefunden, und die zitterige Hand des Trunkenboldes und die feisten Hände des übertragenen Frauenzimmers erzählten einander, sich fassend und fliehend, drückend und streichelnd, tausend süße Frühlingsmärchen, tausend duftige Zukunftsträume, tausend schöne Geschichten von zartem, reichem, unnennbar schönem Glück . . .

Da nahte fester Männerschritt, Sporengeklirr klang dazwischen, blau schimmerte es durch die Lindenzweige —

zwei junge Husaren-Officiere schritten vorbei, grüßten Herrn Jacob nachlässig und fixirten die Heldenjungfrau sehr scharf. Der Lieutenant und der Oberlieutenant der hier stationirten Escadron; ihr Commandant, der Rittmeister, war auf Remontenkauf abwesend, und so langweilten sie sich zu Zweien, während sie sich sonst zu Dritt langweilten; die sociale Stellung dieser Officiere, auch sonst in diesem Lande just nicht beneidenswerth, ähnelte in dem Maße, als der Aufstand jenseits der Grenze wuchs, immer mehr der ihrer Kameraden in Venetien.

Wladislawa war unter dem prüfenden Blicke der jungen Krieger roth geworden, so hochroth, daß sogar der harmlose Jacob sie deßhalb fragend ansah. Aber es war nur die Röthe des Patriotismus gewesen. „Diese Schwarz-Gelben!" sagte sie finster. „Wann erleben wir es, daß die heilige polnische Erde frei wird von dem Dränger?"

„Du, hörst", sagte zur selben Minute der Oberlieutenant zum Lieutenant, „kommt dir das Weibsbild nicht auch bekannt vor?" — „Freilich! aber woher?" — „Weiß nicht, habe aber so unbestimmte Erinnerung, als wäre viel Champagner dabei getrunken worden!" — „Mir dämmert's auch so — und als ob der Rittmeister sie näher gekannt hätte — verstehst? — ganz nahe!" — „Ha! meinst? Na, nächsten Sonntag kommt er ja, da kann er das alte Terrain recognosciren! He!" — „Ha! ha! ha! Altes Terrain, sehrrr gut!" . . .



. . . Bis zur Dämmerung blieb die Gesellschaft im Schloßgarten beisammen. Dann drängte die Heldenjungfrau zum Aufbruch, denn, meinte sie, „der alte Stephan wird inzwischen sicherlich eingetroffen sein!“ In dieser Voraussicht nahm sie auch von der ganzen Gesellschaft feierlichen Abschied. Aber es war eine irrige Annahme gewesen; als sie nach Barnow kamen, zeigte sich keine Spur von dem treuen Castellan derer von Przczyszczoscinski. Wol aber fuhr eben auf Leiterwagen ein Trupp junger Insurgenten aus dem Gasthause der Grenze zu. „Gott mit euch!“ rief Wladislawa begeistert, „morgen folge ich euch!“

Für heute mußte sie aber noch die Gastfreundschaft des Bürgermeisters acceptiren. Und weil das Sofa des Pfarrers so hart war, der Jungfrau Tugend aber so groß, daß sie keine Nachrede zu fürchten hatte, so gewährte sie großmüthig, daß auch Herr Jacob unter seinem eigenen Dache schlafen dürfe. Der arme Narr bettete sich im entgegengesetzten Tract im Schlafkämmerchen seines Lehrlings Valerian, eines nichtsnutzigen Schlingels, welchen er vor einigen Tagen weggejagt hatte.

. . . Drei Tage vergingen, ein Mittwoch, ein Donnerstag, ein Freitag, manche Nachricht und mancher Verwundete war aus dem insurgirten Lande gekommen, aber der alte Stephan ließ sich noch immer nicht sehen, und auch sonst klang keine Kunde herüber von Wladislaw, dem

Heerführer. Das Edelfräulein war verzweifelt, was aber ihren Appetit nicht verringerte. Sie aß und trank wie ein Drescher, theils im Hause Jacob's, theils bei den anderen Honoratioren. Ihre Beliebtheit wuchs, die patriotische Jugend von Barnow betete sie an, selbst die Damen machten weiter keine Glossen darüber, daß die Erbin von Sycczkow entweder in einer zerrissenen Kazawaika erschien, oder aber die Garderobe der in Gott ruhenden Haslowska fleißig lüftete. Und als Wladislawa am Donnerstag Abends im Hause des Bezirksrichters eine begeisternde Rede hielt, ein Gedicht von Slowacki declamirte und mit einem Appell an die patriotische Freigebigkeit schloß, da ward eine Sammlung veranstaltet, welche über fünfzig Gulden ergab. Und dieses Geld wurde vom Pfarrer in einer längeren Rede dem Heldenmädchen übergeben, auf daß sie es im Lager an die Krieger ihres Bruders, des Heldenjünglings, vertheile.

Auch zu dieser Sammlung hatte Herr Jacob beigesteuert. Ach, was hätte er nicht Alles gethan, um sich einen Blick, einen freundlichen, leuchtenden Blick aus diesen dunklen Augen zu erwerben! Mit solchen Blicken war Wladislawa nicht allzu freigebig. Sie hehlte es dem Kosciuszko von Barnow nicht, daß sie ihn bewundere und zuweilen sagte ihm sogar ein Druck dieser fettigen, aber mit seltsam rauher Haut und räthselhaft zerstochenen Fingern gesegneten Hand, daß vielleicht ein innigeres Em-



pfinden in ihr keime; aber der stolze Mund betonte es oft genug: „Ich gehöre dem Vaterlande!" Das war ihr Lieblingswort, und der verliebte Patriot bekam allmälig eine wahre Wuth auf das polnische Vaterland. Aber wenn er auch ihre Liebe noch nicht besaß, ihr Vertrauen hatte er, ihr großes, unbegrenztes Vertrauen. So hatte sie ihm am Morgen, der jener patriotischen Sammlung im Hause des Bezirksrichters folgte, erröthend zugeflüstert, sie sei mit ihrem Baargeld zu Ende, weil sie die tausend Gulden, welche sie von Syczkow mitgenommen, auf dem Wege an verwundete Insurgenten vertheilt, und der rettende Stephan, der weitere tausend Gulden für sie bewahre, sei ja seltsamerweise noch immer nicht erschienen. Das hatte Herr Jacob freudebebend vernommen und demüthig gefragt, wie viel er ihr leihen dürfe. „Hundert Gulden", hatte sie mit gütigem Lächeln gestattet und er hatte ihr darauf schleunigst zweihundert Gulden hingelegt, und sie hatte beide Hunderter genommen — war das nicht edel von der Tochter einer geborenen Potocka!?

Und was war erst nach dem Mittagessen desselben Tages geschehen! Da fragte ihn nämlich Wladislawa zwischen Braten und Mehlspeise, welcher Gemüthsart seine Gattin gewesen, und ob sie ihn so reich beglückt, als er es verdiente. Herr Jacob sprach nicht gern von der Seligen, am wenigsten beim Essen, und so begnügte er sich mit leiser Stimme ebenso zart als diplomatisch zu sagen: „Sie

ruht im Frieden Gottes!" Wladislawa blickte ihn theilnahmsvoll an. „Ich verstehe Sie, mein armer Freund!" sagte sie bewegt. . . . „Mögen Sie", fuhr sie fort und reichte ihm die Hand, „noch im Leben jenes reiche Eheglück finden, welches Sie mehr verdienen, als jeder andere Mann, den ich bisher kennen gelernt. Freilich, ich habe bisher wenige Männer kennen gelernt. . Aber in Ihnen täusche ich mich nicht, Sie sind, wofür ich Sie halte." Herr Jacob hätte am liebsten gleich ihre Hand festgehalten und ihr gesagt, das, was er da zwischen den Fingern halte, sei für ihn der Schlüssel zum irdischen Paradies; aber sie entzog ihm diesen Anknüpfungspunkt sanft und fragte: „Aber patriotisch war die Verblichene doch gewiß?" — „Hm, ja!" machte Herr Jacob. — „Und hat sie ihrem Patriotismus Opfer gebracht?" — „Ja—a!" seufzte der Witwer, denn er erinnerte sich jener drei unehelichen Kinder, welche Antonia einst für Polens Rettung geboren und mit denen er vor einigen Jahren die reiche Nachlassenschaft hatte theilen müssen — „Waren es große Opfer?" fuhr die hartnäckige Fragerin fort. — „Wie man's nimmt", meinte Herr Jacob, konnte er doch diesem reinen jungfräulichen Wesen keine nähere Auskunft geben. — „Ich", fuhr das reine Wesen fort, „habe dem Vaterlande geopfert, was ich durfte: auch meinen eigenen und den Familienschmuck! Hat das Ihre Gattin auch gethan?" — „Nein", sagte Jacob, „ihr Schmuck ist noch

da, sehr schöne Pretiosen. Darf ich sie Ihnen zeigen?" — „Ich liebe solchen eitlen Tand nicht", erwiderte Wladislawa. „Aber wenn Ihnen ein Gefallen damit geschieht . . ." Er brachte eifrigst die Cassette herbei, und ihm zu Gefallen beschaute sie eine Stunde lang die Ringe und Ketten, ja noch mehr, sie trug darauf den ihr so gleichgiltigen Tand in ihr Zimmer hinüber. . . .

Aber was war dies Alles gegen jene Unterredung, welche am Abend desselben Freitags zwischen den Liebenden stattfand! Es war nach einem Souper beim Pfarrer, an welchem auch Damen theilgenommen, weil des Pfarrers Nichte als Hausfrau repräsentirte, wozu diese stattliche Dame, nebenbei bemerkt, in jeder Beziehung geeignet und berechtigt war. Das Souper war gut gewesen und der Abend schön, so blieben Wladislawa und Jacob noch ein wenig auf der Veranda „Morgen kommt der Castellan!" begann sie, eine Versicherung, welche den Bürgermeister traurig stimmte und nachgerade nicht einmal den Reiz der Neuheit für ihn hatte, „morgen kommt er ganz gewiß, und ich muß fort." „Muß es sein?" fragte Herr Jacob wieder, wie er einst gefragt. Aber nun war er muthiger und fuhr fort: „Oh! Es muß nicht sein! Polen hat ohnehin viele Kämpfer, Sie aber sind geschaffen, zu beglücken! O Wladislawa, beglücken Sie!" — „Lassen Sie mich!" bat sie leise und rückte ihm näher, „lassen Sie mich!" wiederholte sie noch ängstlicher und faßte seine Hand. „Ach!

Grausamer, muß ich es denn wirklich sagen, was der Jungfrau zu empfinden himmlisch, aber auszusprechen peinlich ist. Ja! Mann, dir gehört mein Herz! Du bist bürgerlich, ich von uraltem Adel, du kaum wohlhabend, ich unermeßlich reich, aber werd' ich je eines Mannes Weib, so bist du dieser Mann, Jacob! Und nun — gute Nacht — gute Nacht!" ...

Sie war verschwunden ... Er aber saß noch lange im Dunkel auf der Veranda, in größerem Rausch, als ihn je [illegible] Bier oder Moldauer Wein bei ihm hervorzubringen vermochte. Und als er endlich zur Ruhe ging, da erquickten ihn im harten Bette des weggejagten Valerian die allerreichsten Träume. ...

Die heiße Vormittagssonne weckte ihn, es war schon gegen 10 Uhr. „Die Gräfin ist spazieren gegangen", sagte ihm seine Köchin mürrisch, „und den ganzen Schmuck der Gnädigen hat sie auf sich gehängt!" Aber Herr Jacob verwies ihr solche Rede heftig. „Wohl mir", flüsterte er schmunzelnd vor sich hin, indeß er auf der Veranda ausgiebig frühstückte, „wohl mir, wenn sie den Eheschmuck als ihr Eigenthum betrachtet!" Und er blickte, behaglich sinnend und essend, sehnsüchtig aus, ob die Holde nicht nahe.

Aber die Wüste Sahara lag im Sonnenbrande verlassen und öde, fast wie ihre afrikanische Namensschwester. Denn es war Samstag Vormittags, und in diesen Stun-



den erscheinen die jüdisch-polnischen Städtchen des Ostens wie ausgestorben. Kein Laden geöffnet, kein Fuhrwerk sichtbar, selten ein Mensch auf der Straße, ein Bauer oder ein polnischer Herr. Aus keinem Hause ein Laut, von keinem Dache Rauch, als wäre ein großes Sterben gekommen und hätte Alles hinweggefegt. . .

Herr Jacob dachte Aehnliches, behaglich blinzelte er in die Oede und meinte: «Jetzt könnte man wirklich glauben, daß all das verdammte jüdische Hundsblut plötzlich crepirt ist!» Aber weiter konnte er sich in diesen schönen Gedanken nicht vertiefen. Denn am Rande der Wüste wirbelte Staub auf, ein Bauernwägelchen kam heran, drinnen saß eine große Confederatka und darunter ein kleiner Polenjüngling. Rasch sprang er ab und auf Herrn Jacob zu, der sich aber nicht vom Platze rührte, auch den herablassenden Gruß des Ankömmlings nicht allzu freundlich erwiderte. Denn der Kleine sah wenig imponirend aus. Es war ein gelbes, mageres Männchen von etwa dreißig Jahren, mit schlauem Gesichte und blitzenden Aeuglein; das Habit war sehr national und sehr schmutzig, und die Stulpenstiefeln waren jedenfalls nicht ohne Wunden aus dem Lebenskampfe hervorgegangen, es waren wahrhaftig sterbende Stulpenstiefeln. Aber desto imponirender war des Männchens Benehmen. Er rührte an die Mütze und fragte:

„Sind Sie selbst Herr Haflowski oder nur sein Diener?"

„Ich selbst“, stammelte der Bürgermeister. Denn er war ja im Grunde doch ein Schwäblein und darum leicht zu verblüffen.

„Dann bin ich Ihnen Dank schuldig“, sagte der Zerlumpte noch immer würdevoll, aber viel freundlicher. „Sie gewährten einer nahen Verwandten meines Geschlechtes in Ihrem Hause Gastfreundschaft, meiner theuren Cousine...“

„Oh! . . . oh!“ Herr Jacob traute sich kaum, an die dargebotene Hand zu rühren, aber nur aus Respect, nicht etwa deßhalb, weil die Hand sehr schmutzig war. „Mit wem habe ich die Ehre zu . . .“

„Wladislaw!“ tönte es hinter ihnen.

„Wladislawa!“ rief der Zerlumpte und umschlang die Jungfrau.

„Wladislaw!“ rief sie noch einmal. Dann sich aus seinen Armen lösend, sprach sie zu Herrn Jacob: „Hier mein Bruder; Sie werden ihn schon an der Aehnlichkeit erkannt haben. Die Przczyszczoscinski haben einen starken Familienzug!“

„Oh! . . . oh!“ Die Aehnlichkeit war nicht sehr groß — der Heerführer sah aus wie ein Vagabund — und von einer Cousine hatte er gesprochen — unserem Herrn Jacob ging es sehr wirr im Kopfe herum. . . .

Die Geschwister hatten inzwischen hastig geflüstert. „Nein, Wladislaw“, sagte nun das Mädchen laut, „du findest unsere Cousine leider nicht hier. Sie hat sich dem



Willen ihrer Mutter gefügt und ist in Wadowice geblieben." Dann wendete sie sich erklärend zum Bürgermeister: „Mein Bruder ist mit unserer Cousine, Comtesse Sophie Potocka verlobt. Er hoffte, sie werde mit mir ausziehen in den heiligen Krieg . . ."

„Ich verstehe", sagte Herr Jacob. „Aber der Herr Bruder werden hungrig sein." . . .

Er führte den Helden in sein zweitbestes Zimmer, hart neben dem Prunkgemach der Schwester, ließ ihm ein gutes Frühstück hineintragen, ferner, in weiser Erwägung des Nothwendigen, einen ungeheuren Waschkübel, einen Ziegel Seife, Wäsche und Stiefel und schließlich sein eigenes Gala-Gewand.

Als Wladislaw v. Przczyszczosćinski nach einiger Zeit wieder sichtbar ward, da sah er zwar noch immer nicht ganz so aus, wie man sich einen General denkt, aber doch viel reputirlicher als früher, beiläufig so, wie ein Schneidergeselle in Sonntagstracht. Wer ihn reden hörte, mußte freilich seinen Muth und seine strategische Begabung klar erkennen. Der kleine Mensch hatte ein unglaublich flinkes Maulwerk. Wie ein Sturzbach strömte seine Rede, als er die Geschichte seiner letzten zwei Monate berichtete. Er war nicht blos ein gewaltiger, sondern auch ein originneller Stratege. Nachdem er sein Corps tief im podolischen Gouvernement, hart an der Grenze der Ukraina, organisirt — «tapfere Leute, jeder Mann ein Löwe, jeder seines

Führers würdig» — hatte er die Russen nicht etwa tiefer ins Land hinein verfolgt, sondern sie im Gegentheil durch fortwährende Siege gezwungen, ihm auf den Fersen zu bleiben und seinem Corps bis dicht an die österreichische Grenze zu folgen — „der Plan klingt kühn und sonderbar, aber wäre er gelungen, bei meinen Ahnen, es gäbe heute kein Rußland mehr!" Aber leider gab es auch an jenem Samstag noch ein Rußland, denn eben als der Plan hart am Gelingen und das Corps hart an der Grenze war, siegten die Russen plötzlich gegen das Programm — „natürlich nur durch Verrath in unseren Reihen, hervorgerufen durch Neid über meinen Feldherrnruhm". Das Corps mußte auf österreichisches Gebiet übertreten — „und da haben uns diese schwarz-gelben Schergen natürlich entwaffnet". Wladislaw aber begann darauf die Suche nach Braut und Schwester. Nur die Letztere hatte er gefunden — leider! — „oh! es ist ein tiefer Schmerz, wenn die Geliebte nicht für das glüht, wofür man selbst Leib und Leben tausendmal eingesetzt hat!" ....

Diese Odyssee erzählte der Held bei Tische und Herr Haslowski hörte mit allen Sinnen zu. „Und der alte Stephan?" fragte er dann theilnehmend.

„Welcher alte Stephan?" fragte der Heerführer erstaunt.

„Aber Wladislaw", mahnte die Schwester, „hast du

des treuen Hüters unserer Jugend vergessen? Erst vor einer Stunde erzähltest du mir ja, wie er am Dniester den Heldentod gestorben!"

„Richtig, jetzt fällt's mir ein!" Der General schlug sich auf die Stirne. „Mein Gott! Ich habe so Viele sterben gesehen und so Viele selbst getödtet. Aber mit dem alten Stephan — hören Sie, Bürgermeister — das war wirklich rührend! Trifft der Alte draußen vor dem Lager auf fünf Kosaken, läßt sich in einen Kampf mit ihnen ein, wird tödtlich verwundet, läßt sie aber doch nicht los und escortirt sie bis in mein Zelt. «Hier, General, fünf Kosaken!» Das war sein letztes Wort — er stürzt zusammen, mausetodt!"

„Dann haben wir ihn hier freilich vergeblich erwartet", bemerkte der Bürgermeister.

„Warum haben Sie ihn denn hier erwartet?" fragte der General erstaunt. „Wie hätte er denn nach Barnow kommen sollen?"

„Aber Wladislaw", bemerkte die Schwester und wurde hochroth, „hast du nicht versprochen, mich und Sophie durch Stephan von Barnow in dein Lager abholen zu lassen?!"

„Richtig!" Er schlug sich noch viel heftiger auf die Stirne. „Natürlich hab' ich's euch versprochen Aber der Krieg — der Krieg — im Krieg vergißt man Alles!"

. . . Am Nachmittage kamen die Honoratioren von

Barnow truppweise, dem Kämpfer ihre Aufwartung zu machen. Er empfing sie würdevoll, aber gütig, und erzählte so viele Heldenthaten, als man nur immer hören wollte. Dasselbe that er auch bei einer Soirée, welche der Herr Bezirksrichter ihm zu Ehren improvisirt. Hier enthüllte er auch, von wem eigentlich der Verrath ausgegangen, durch den schließlich sein genialer Plan gescheitert. Leider von Langiewicz selbst. Er hatte von dem wachsenden Ruhme Wladislaw's v. Przczyszczoscinski für seine Dictatur gefürchtet. „Aber er soll nicht umsonst gefürchtet haben! Ich sammle hier in Barnow ein neues Corps, rücke in Podolien ein, schlage die Russen, wo ich sie eben noch einholen kann — denn sie laufen schon leider vor meinem bloßen Namen! — und in zwei Monaten wollen wir sehen, wer Dictator von Polen ist, Langiewicz oder ich.“

In Herrn Jacob's Kopf begann das Bischen Hirn vollends zu rotiren. Es ist wirklich keine Kleinigkeit für einen gebornen Häusle, Sohn des Bauers Johann Friedrich Häusle aus Marienthal bei Kolomea, endlich Schwager des Dictators von Polen zu werden.

Das Hirn rotirte noch, als die Soirée längst zu Ende und auch die Geschwister zur Ruhe gegangen. Noch immer lief da Herr Jacob auf seiner Veranda auf und ab und stahl sich endlich unter die Fenster seiner Angebeteten.

Die Flügel waren geschlossen, die Vorhänge herab-

gelassen, aber dahinter schimmerte noch Licht. Und als er lauschte, vernahm er leises Flüstern und dazwischen ein Geräusch, wie es zu entstehen pflegt, wenn sich zwei Lippenpaare laut schmatzend aufeinanderdrücken. Letzteres war wol nur eine Ohrentäuschung, aber das Geflüster war nicht zu bezweifeln und erhob sich zuweilen sogar zu verständlicher, halblauter Rede. Die Geschwister, welche so lange getrennt gewesen, waren offenbar noch zu einem traulichen Plauderstündchen beisammen.

„Aber die Geschichte ist gefährlich!" hörte der Lauscher Wladislaw's Stimme.

„Nicht im geringsten!" erwiderte Wladislawa. „Der Alte ist ein ganz unglaublicher Esel!"

Von wem sie wol sprechen mögen? fragte sich der Lauscher. Dann horchte er weiter. Der General hatte eine Frage gethan, die er leider nicht erlauschen konnte. Aber von der Antwort Wladislawa's verlor er kein Wort.

„Freilich!" — und sie lachte laut, „sogar seine Hand hat er mir angetragen! Denke dir nur: ich und er, diese Gestalt: zwei Zündhölzchen und darauf ein Apfel, hahaha!"

Herr Jacob horchte angestrengt; es war da offenbar von einem Rivalen die Rede, den er nicht kannte. Aber gleich das Folgende schlug alle seine Besorgnisse nieder und machte ihn zum glücklichsten der Sterblichen. Denn Wladislawa sagte ganz vernehmlich: „Ich werde Bürgermeisterin von Barnow!"

Da litt es Herrn Jacob nicht länger, er stürmte in die Sahara hinaus und machte dort seinem Jubel in lauten Rufen Luft . . .

Am nächsten Morgen — es war der Sonntag — ließ er den Marktplatz wieder einmal kehren, und Wladislawa lohnte ihm diese Aufmerksamkeit wieder durch einen unbeschreiblichen Blick. Es war dies das zweite, aber zugleich das letzte Mal, daß der Marktplatz von Barnow aus Liebe gekehrt wurde.

Am Vormittag fuhr Herr Jacob mit seinen Gästen umher, dem General die Stadt und ihre Umgebungen zu zeigen, zu Mittag aber nach dem Schlosse, wo der Verweser zu Ehren des Zukunfts-Dictators ein Galadiner gab. Wieder waren alle Patrioten von Barnow und Umgegend versammelt. Man speiste auf der Terrasse und nahm dann den Kaffee auf der Teich-Insel.

Bei dieser Gelegenheit gab Wladislaw abermals Einiges aus seiner ruhmvollen Vergangenheit zum Besten.

„Worauf kommt es im Kriege an? Auf die Geistesgegenwart, auf den Muth! Aber auf die Zahl der Krieger? Lächerlich! Ich, so wie Sie mich hier sehen, habe mit zwanzig Mann die Festung Chotin erobert. Wer mir das nachthun kann, der melde sich! Ein Bürgerlicher kann es schwerlich! Und dieser Langiewicz schon gar nicht! Denn mich, ich gestehe es offen, mich hat hauptsächlich der Gedanke an meine Ahnen begeistert. . . .“



Von fern kam ein Geräusch, wie von nahendem festem Männerschritt, Sporengeklirr klang dazwischen. Aber Wladislaw überhörte es.

„Meine Ahnen!" wiederholte er. „Ich verachte keinen Bürgerlichen, aber ein Edelmann ist doch ein ganz anderer Mensch. Man lacht über das blaue Blut. Ich aber will Ihnen nur Eines sagen . . ."

Aber er kam nicht mehr dazu, dies Eine zu sagen. Die festen Schritte und das Sporengeklirr waren immer näher gekommen, blau schimmerte es durch die Lindenzweige, die beiden jungen Husaren-Officiere kamen geschritten und zwischen ihnen ein älterer Officier, der Rittmeister.

Sie kamen über das Brücklein, sie kamen dicht an die Gesellschaft heran. Der Heldenjüngling wurde bleich, die Heldenjungfrau wurde roth, die patriotische Gesellschaft aber musterte die Eindringlinge mit zornigen oder höhnischen Blicken.

Aber der Rittmeister kehrte sich an diese Blicke nicht und trat noch näher. „Meine Damen und Herren", begann er mit höflicher Verbeugung, „verzeihen Sie, wenn ich störe. Aber ich sehe da unter Ihnen zwei alte Bekannte aus vergangenen Tagen, die ich kaum mehr wiederzusehen gehofft. Gestatten Sie mir also, daß ich den Herrn und die Dame nach Gebühr begrüße!"

Der General war käsebleich geworden und zusammen-

schnappt wie ein Taschenmesser. Auch die Jungfrau war todtenbleich, aber sie richtete ihre funkelnden Augen keck und trotzig auf den Officier.

„Vor Allem die Dame!“ begann dieser. „Liebe Kasia! bist du auch hier in deinem eigentlichen Rollenfach?! Auf der Lemberger Bühne spieltest du ja nur Kammermädchen. Und als ich dich in Zloczow wiederfand, da warst du Schankmädchen in der großen Weinstube des Chaim Wohlgeruch. Du verschwandest spurlos, liebe Kasia! Die böse Welt meinte, du seiest mit diesem elenden Menschen hier durchgebrannt, ich aber, der ich deinen künstlerischen Ehrgeiz kannte, ich hoffte, daß du nach Krakau gegangen, um dort eine große Tragödin zu werden und die Mondrzejewska zu verdunkeln. Nun freilich sehe ich, daß die böse Welt Recht gehabt, was mich weiter nicht gekümmert hätte, wenn ich dich mit weniger Pretiosen auf dem Leibe wiedergefunden hätte. Aber um dieser Pretiosen willen habe ich dich hier wieder erkennen müssen, was ich sonst unterlassen hätte, denn du bist stets zwar ein leichtsinniges und lügenhaftes, aber ehrliches und gescheidtes Mädel gewesen.“

„Schönen Dank für die gute Meinung, Herr Rittmeister“, sagte das Mädchen fast lachend; „so bin ich auch heute noch.“

„Und nun zu dir, lieber Jacek!“ fuhr der Unerbitt-

liche fort. „Auch dir bin ich einst wohlgeneigt gewesen, denn du hast mich in Zloczow vortrefflich rasirt, und ich habe nie Anstand genommen, dich für den besten Barbiergesellen der vereinigten Königreiche Galizien und Lodomerien zu erklären. Darum war ich aufrichtig betrübt, als du mir einen kostbaren Tschibuk und Anderen Anderes stahlst und urplötzlich aus Zloczow verschwandest. Sag', Hallunke, wie hast du dich trotz aller Steckbriefe so lange frei herumtreiben können?"

„Gnade, Herr Rittmeister", winselte der Ex-Heldenjüngling und rutschte auf den Knien umher; „ich will genau gestehen, bei wem ich Alles versetzt habe . . ."

„Aber wie seid ihr nur auf den Gedanken gekommen, hier dies tolle Possenspiel aufzuführen?"

„Weil uns der Valerian verleitet hat", gestand die Ex-Jungfrau. „Nämlich der weggejagte Lehrling des Apothekers. Er hat uns erzählt, daß sein Herr so dumm ist und die anderen Herrschaften auch. Und es ist auch wirklich so, Herr Rittmeister!"

Der Officier verneigte sich mit höflichem Lächeln gegen die Honoratioren, welche wie versteinert dasaßen. „Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen, meine Damen und Herren!"

. . . Exeunt omnes: Jacek-Wladislaw in das Kreisgerichts-Gefängniß zu Tarnopol, Kasia-Wladislawa in eine unbekannte Gegend, jedenfalls aber in eine Gegend mit

starker Garnison, Herr Jacob und die anderen Honoratioren von Barnow in das bittere Gefühl polnisch-patriotischer Enttäuschung und allgemein menschlicher Blamage. Am schwersten war Herr Jacob getroffen, er suchte wol anfangs nach anderweitiger Zerstreuung, aber schließlich blieb er doch unbeweibt, und sein einziger Tröster ward die Flasche. Auch das Amt eines Bürgermeisters legte er nieder, nachdem er noch im Laufe jenes Sommers den Marktplatz sechsmal hatte kehren lassen, nur um sich nicht nachsagen zu lassen, daß er es die beiden ersten Male nur aus Verehrung für die Sprossen des Geschlechtes derer von Przczyszczoskinski gethan. So soff er sich allmälig still und stark in jenes Land hinüber, welches wir das bessere zu nennen gewohnt sind, obwohl wir wenig genug darüber wissen. Aber schon dies Wenige weckt den Zweifel, ob das Jenseits auch für Herrn Jacob das bessere Land gewesen. Denn wenn auch der Mensch dort vor schnöden Herzenstäuschungen bewahrt bleiben dürfte, so gelangen doch in den Gefilden der Seligen schwerlich Moldauer Wein oder Okoczimer Bier zum Ausschank.

Der Richter von Biala.



Er ist todt. Todt ist er. Nämlich mein Freund Iwon Megega. Vor einer Stunde habe ich es im Kaffeehause erfahren und sitze nun still daheim in meinem Lehnstuhl und schüttle traurig und verwundert den Kopf. Nicht etwa, daß mir dies betrübende Ereigniß überraschend gekommen. Ich wußte, daß nach menschlicher Voraussicht mein Freund vor mir abscheiden werde von dieser dunklen Erde, welche auch ihm wenig Freuden bot — „seit diese verdammten Polaken wieder obenauf sind und seit dieser Moschko den Schnaps so stark wässert.“ Ich wußte es. Denn erstens war er genau um vierzig Jahr älter als ich, und zweitens hat er in den letzten Jahren stark an einer bösen Krankheit gelitten, welche man — hm! ich will doch mindestens nur den lateinischen Namen hierhersetzen — welche man das Delirium tremens nennt. Und so war ich halb und halb darauf gefaßt, daß mir einst, wenn ich wieder heimkehrte, aus fremdem, liebeleerem Munde entgegentönen werde: „Dein Iwon ist nicht mehr!“ Aber nimmer hätt' ich's gedacht, daß ich's in einem Wiener Café erfahren würde und aus sämmtlichen Tagesblättern

der Kaiserstadt. Denn Iwon gehörte nicht zu den Großen und Berühmten; er wandelte nicht auf der Menschheit Höhen, sondern vielmehr nur jeden Morgen aus seinem stattlichen Bauernhofe hinüber in die Karczma des Moschko Welsersheim zu Biala in Podolien und jeden Abend wieder zurück. Letztere Bewegung konnte man freilich kaum mehr ein Wandeln nennen; es war ein seltsames Schweben und Schwanken . . .

Und nun ist es doch so gekommen; sämmtliche Zeitungen melden seinen Tod. Ach! da liegt es vor mir, schwarz auf weiß, und so starr ich darauf hinblicke, die Buchstaben ändern sich doch nicht: «Der Gemeindevorstand zu Biala bei Barnow in Ostgalizien hat seinen Bauern bei Leibesstrafe verboten, jüdischen Pächtern bei der Feldarbeit zu helfen. Wer sich gegen dieses Gebot vergeht, zahlt fünf Gulden oder bekommt zehn Stockstreiche. Sofern er aber auch mit seinem Gespann thätig gewesen ist, zahlt er zehn Gulden oder bekommt zwanzig Stockstreiche.»

Ach! ich darf nicht länger zweifeln: Du bist todt, Iwon Megega, oder gar Deiner Würde entkleidet, was Dir noch bitterer wäre, als das Sterben. Denn lebtest Du noch und wärest Du noch, was Du seit dreißig Jahren gewesen bist: Dorfrichter zu Biala — Du hättest unter solchen Befehl niemals ein Kreuzlein als Namensfertigung hingemalt! Niemals! Schon aus äußeren Gründen nicht, weil Du einen Stockstreich nicht so lächerlich hoch — mit

fünfzig Kreuzern! taxirt hättest, und noch minder aus inneren Gründen! Denn Du warst nie ein Heuchler, mein alter Iwon! Und ich erinnere mich noch genau, was Du mir gesagt hast, als ich Dich zum letzten Male sah. „Paniczu!" hast Du gesagt, „was also die Juden anbelangt, so wässert dieser Moschko den Schnaps, aber es ist doch ein himmelschreiendes Unrecht. Nämlich was man ihnen thut. Also, was denkt sich so ein Pole? Er sagt: der Jude ist ein Hund. Nämlich der Herr Wassilkowski hat mir das gesagt, der Antheilsbesitzer aus Zuhance. Da sage ich ihm: Herr Wohlthäter, sage ich, das ist eigentlich nicht wahr, sonst hätte unser Herrgott diesen Leuten keine menschliche Gestalt gegeben. Und noch außerdem hat ihnen der alte Herrgott die Bibel gegeben. Aber dann denk' ich mir: Wart' Pole, Dich will ich fangen! Also gut! Sage ich also: Oder Sie haben auch vielleicht Recht und diese Juden sind wirklich Hunde. Nun wissen aber Sie, der Sie als Jäger und Gutsbesitzer viel mit Hunden verkehren, ganz genau, was man so mit diesem Thier erleben kann. Behandelt man es gut, so ist es ein treues Thier, aber traktirt man es mit der Gerte, so wird es eine tückische Bestie und schnappt nur so und — wups ist die halbe Wade weg. Herr Wohlthäter, sage ich, wenn das so fortgeht, so werden es die Polen vielleicht einmal an der Wade spüren. . ." Und weiter hast Du gesprochen in Deiner sonderbaren Art: „Also! diese Juden und wir

Ruthenen, nämlich bei den Wahlen und auch sonst, wenn es gegen die Polen gilt, da muß ich immer an die Geschichte denken, welche mir mein Knecht Hritzko erzählt hat. Nämlich kennen Sie, Paniczu, vielleicht diesen Hritzko? Nicht? — Schade! Aber seinen Schwager Fedor? Auch nicht? Merkwürdig! Nun — dieser Hritzko war früher Pferdeknecht in der Bukowina, im Gebirg Luczina, wo den Sommer über die edlen Pferde aus dem Gestüte in Radautz weiden. Aber daneben weiden auch die Pferde der Huzulen. Nun, sagt der Hritzko, ist dabei eine merkwürdige Sache. Für gewöhnlich weidet jede Gattung abgesondert. Aber wenn der Wolf kommt! Hei! wie sich da die Rößlein zu einem Kreise zusammenfinden, die Hinterhufe nach auswärts gestreckt — hei! wie sie da ausschlagen! Also meine ich auch: wir und die Juden sollen Jeder für sich weiden, aber gemeinsam ausschlagen, daß es nur so wettert! . . .“

So hast Du gesprochen, Iwon! Und weil Du nie ein Heuchler warst, so lese ich eben zwischen den Zeilen jener freundlichen und sehr gesetzmäßigen Verordnung die Kunde von Deinem Tode. Es wird mir eigen dabei zu Muthe! weh thuts mir und — lächeln muß ich doch! . . . Aber gleichviel! Wol warst Du Dein Leben lang allzusehr bestrebt, den trockenen Jammer dieses Erdendaseins zu befeuchten, und wohl hast Du, sofern die Wahrheit die Tochter Gottes ist, Gott in seiner Tochter schwer gekränkt,

aber ein Kernmensch bist Du doch gewesen, Iwon, ein ganzer Mann! In Dir war die Eigenart Deines Volkes fast typisch ausgeprägt, und wer von Dir erzählt, erzählt von Deinem Volke. . . . Du warst langsam, schwerfällig, vorurtheilsvoll, aber auch ehrlich, dankbar, treu bis zur Aufopferung. Espritvoll warst Du nicht und die Räthsel des Lebens haben nicht schmerzhaft an Dein Herz gerührt. Du bist überhaupt, will mir scheinen, keine Hamletnatur gewesen, Iwon Megega! Aber ein nachdenklicher Mensch warst Du doch und hast Alles mit eigenartigem Maßstab gemessen. Freilich! Kein Vogel fliegt über sich selbst hinaus: Du hast Dir diese Erde und dieses Oesterreich nach dem Muster Deines Dorfes zurechtgezimmert, und ich vermuthe, Iwon, ich vermuthe stark, daß nächst dem Kaiser «im silbernen Haus in Wien» in Deinen Augen der Richter von Biala der wichtigste Mann auf Erden war. Aber das glauben auch Unzählige von sich, welche nicht ihre Pflicht gethan — die Pflicht gegen sich und die Mitmenschen. Und weil Du sie gethan und in gar eigener Art, schon darum verzeiht mir's vielleicht, wer just keinen anderen Grund herausfindet, wenn ich ausführlich von Dir berichte . . .

Uebrigens — ich habe keine Wahl: ich bin der Biograph des Iwon Megega nicht blos, weil ich will, sondern auch, weil ich muß. Denn Wort halten muß der Mensch und ich hab's ihm versprochen bei unserem letzten Zusammensein.

Das war im verflossenen Sommer, im August, an einem glühendheißen Tag. Da fuhr ich mit meinem Wassilj auf der Landstraße dahin, die von Barnow nach Biala führt und weiter zur nahen Grenze. Sehr gemischte Gefühle hatte ich dabei; bei jeder Biegung des Weges feierte mein glückliches Herz neues Wiedersehen mit der heimatlichen Landschaft, aber noch viel öfter ward mein unglücklicher Leib schmerzhaft durchrüttelt. Denn polnisch war die Straße, polnisch der Wagen, und mein Wassilj hieb wüthend, wie gewöhnlich, auf die armen Klepper ein. Zwar that er das nur, wenn er besoffen war, aber besoffen war er immer. Ihn trieb sein kategorischer Imperativ zur Schenke. Doch war er seiner Weltanschauung nach nicht Kantianer, sondern Utilitarier. Er trank im Winter, um sich zu erwärmen, im Sommer, um sich abzukühlen. Und an jenem Tage hatte er sich sehr abgekühlt, denn es war eine grimmige Hitze. Die Sonne spann versengend ihr Lichtnetz über die ungeheure Ebene, selbst die dunkle braune Haide glitzerte schmerzhaft dem Auge und jeder Weiher war anzusehen, wie geschmolzenes Gold. Kein Hauch ging durch die heiße, schwere Luft und dennoch zitterte leise das Laub der Bäume, als litten sie geheimes Leid. Es waren nur dürftige Bäumlein, ein großer Forstbestand gedeiht nicht in diesem weiherreichen Tiefland. Darum war ich erstaunt, als plötzlich ein Wald vor uns auftauchte, weit, sehr weit, schattenhaft, in ewig zitternden Contouren. Ich



blickte lange darauf hin. „Wem gehört jener Wald?“ fragte ich endlich. — „Dem Teufel und seiner Großmutter“, erwiderte Wassilj grimmig und spie verächtlich aus. „Blick nicht hin, gnädigster Herr!“ bat er dann ängstlich, „gönn' Ihm nicht den Spaß!“ . . . «Ihm», dem Herrn der Hölle nämlich. Nun gönne ich «Ihm» wahrhaftig nicht mehr Spaß, als Er ohnehin allorts und allstündlich auf Erden hat, aber die merkwürdige Naturerscheinung besah ich mir doch. Man kann sie nur sehr selten in Podolien sehen, häufiger auf der Haide zwischen Donau und Theiß, am prächtigsten in der Sahara. Es war die Fata Morgana, welche übrigens bei uns noch viel undeutlicher erscheint, als die «Délibab» im Alföld. Unsere Bauern, welche dem armen Teufel überhaupt mehr Dinge in die Schuhe schieben, als er verdient, z. B. auch die Erschaffung ihrer polnischen Herren und Peiniger, unsere Bauern meinen, «Er» stelle so plötzlich einen Wald oder eine Stadt in die nackte heiße Haide hin, um die Menschen zu necken oder auf habgierige Gedanken zu bringen, oder um irgend einen armen, verirrten Menschen, der sich im Sonnenbrand mühsam dahinschleppe, zum Suchen nach dem Walde zu verlocken und so um die letzte Kraft zu betrügen. Darum aber baue Er auch seinen Spuk nur an sehr heißen Tagen auf, denn er sei ein kluger Herr, eigentlich viel — es will mir nicht recht aus der Feder, aber die Bauern meinen so — eigentlich viel klüger als der

liebe Herrgott . . . Ich blickte lange auf die Spiegelung hin und eine Weile schien es, als kämen wir dem Walde näher, denn er wuchs und ward deutlicher. Aber dann begannen die Bäume seltsam zu knixen und sich zu senken und der Spuck zerrann und wieder war allein das Blau zu sehen, das matte Graublau der Himmelsglocke.

Endlos schien sich mir in dieser Gluthitze der staubige Weg zu dehnen, obwohl es nur zwei Meilen sind von Barnow nach Biala. Aber in dieser ungeheuren, einförmigen Oede der Erde und des Himmels gibt es ja keinen anderen Maßstab der Entfernung als das eigene Empfinden. Endlich kamen wir an einer Hütte vorbei, an einem Friedhof, die Hütten mehrten sich, wir fuhren in das Dorf-Biala ein. Es ist ein stattliches Dorf, was die Anzahl von Seelen betrifft, aber die Hütten sind sämmtlich klein, ärmlich, strohgedeckt, und groß ist im Dorfe nur die Kirche, noch größer der Edelhof und am allergrößten die Schenke. Wassilj's düster-durstiges Antlitz begann zu strahlen, als ihm eine so schöne Schenke in Sicht kam. Er fuhr auch gleich darauf zu und hielt vor dem mächtigen Thorweg, als müßte es so sein. Aber ich wehrte ihm nicht und kletterte gern von meinem Marterkasten hinab, schier in die Arme des kleinen Moschko, der just herausgestürzt kam. Wirklich bedrohte mich der Kleine, als er mich erkannt, angsterregend mit seinem Freudenausbruch. Wie viel davon vom Menschen herrührte, wie viel vom Gastwirth — gleichviel, hei! wie sprang das

Männlein um mich her, daß der lange schmutzige Kaftan im Kreise flog und die dünnen Schmachtlöckchen um die Wangen tanzten, wie kleine, tolle Schlangen. Und mindestens hatte er mehr Recht dazu, als jener andere Wirth, in dessen Hause ich den «Schnapsgrafen» gefunden, denn der Moschko Welsersheim kannte mich wirklich seit langen Jahren.

„Gottswillkomm!" rief er. „Wer hätt's gedacht, daß Sie kommen? Niemand hätt's gedacht! Von woher kommen Sie? Von Barnow kommen Sie! Zu wem kehren Sie ein? Zu mir kehren Sie ein! Und wie Sie aussehen! Kann man besser aussehen?" Er hielt inne, um Athem zu schöpfen und ich nützte dies zu der Frage nach Jwon. — „Ob er lebt? Warum soll er todt sein? Wo er ist? Warum soll er nicht da drinnen sein? Was er thut? Warum soll er nicht ruhig trinken?" Dann aber stürzte er zur Schenkstube und rief hinein: „Iwon, kommt, ein Freund ist da — des Doktors Sohn aus Barnow ist da!"

„Des Doktors Sohn?" klang es drinnen mächtig und zwar klang es — verzeihe mirs, verklärter Schatten meines Jwon! — genau wie das Freudengegrunze eines Ebers. Dann scholl Pusten und dröhnender Schritt und näher und näher kam's und in der Thüröffnung erschien, sie fast ganz ausfüllend, «der Freund aus Kindertagen, der braune Foliant», wie Freiligrath in der «Bilderbibel» singt. Das Citat ist

nicht so unpassend, da Iwon wirklich ein Mensch in Folio war und auch damals einen braunen Serdak trug wie immer. Und wie immer blinkte an diesem Serdak des Kaisers große goldene Medaille. Dieses Ehrenzeichen war wohlverdient, obwohl er es nicht wegen einer That bekam, nur wegen einer Rede — im Oktober 1848. Aber diese Rede lautete: «Wachtmeister Misko! Nur ein ganz gewöhnlicher Wachtmeister bist Du und kommandirst doch fünfhundert Husaren. Das beweist, daß im heurigen Jahr der Teufel regiert. Aber nur auf der Erde. Im Himmel regieret noch Gott und Gott hat gesagt: Halte Deinen Eid, gehorsame der Obrigkeit. Also thue ich denn und die Dreihundert, die mit mir sind, thun auch so. So lange wir hier stehen, kriegt Ihr nicht die Regimentskasse und nicht Euern Obersten. Und hier stehen wir, so lang wir lebendig sind.»

Der riesige Mann hatte sich in den langen Jahren wenig verändert, nur noch dicker war er geworden und sein Haar silberweiß. Aber das rothe, gutmüthige, weitläufige Gesicht war dasselbe geblieben. Wenn Schopenhauer recht sagt, daß jedes Menschenantlitz ein Gedanke der Natur ist, so hatte die Natur diesmal ein Plagiat begangen und zwar an einem anderen Landesprodukte: Iwon's Gesicht glich ganz jenen großen, süßen, rothen Aepfeln, welche in den gesegneten Obstgärten Podoliens gedeihen. Nur war an diesem Apfel eine unbedeutende

Erhöhung — die Nase, darüber zwei langgeschlitzte Löcher mit schwarzen, leuchtenden Pünktchen, die Augen, und darunter eine sehr weite Oeffnung, über welcher ein milchweißer Vorhang herabhing — der Mund und Schnurrbart. Der Apfel lachte mich voll und roth an, der weiße Vorhang zuckte sonderbar und dann — dann fühlt' ich mich zwischen zwei Riesenfäusten und ward durcheinandergeschüttelt, daß mir Hören und Sehen verging.

Das war so die erste Begrüßung.

Nun — und dann setzten wir uns, Jwon und ich, an den mächtigen Holztisch in der kühlen, feuchten Schenkstube und Moschko brachte tänzelnd eine Flasche mit irgend einer Flüssigkeit. „Tokayer! so wahr ich ein ehrlicher Mann bin, echter Tokayer!“ Und wir kamen ins Plaudern und tranken den echten Tokayer dazu, welcher der sauerste Moldauer war, den Gott zwischen Donau und Karpathen hat wachsen lassen . . .

Hier also war's, wo ich das Gelöbniß ablegte, sein Biograph zu werden und den Stoff dazu bekam. Und zwar fügte sich die Sache so:

„Es kommt vor, Herr Wohlthäter“, klagte Jwon, „daß ich nichts sehe, als Mäuse! Ueberall Mäuse! Das ist ein Uebel und die Leute sagen, das kommt vom Schnaps. Also, bitte ich Sie, wie wäre da zu helfen?! Sie kommen von Wien, Herr Wohlthäter, und haben dort in den Büchern gelesen.“

„Aber ich bin kein Arzt. Ich habe ein anderes Brod. Ich wandere herum und schreibe so auf, was ich höre und sehe.“

„Merkwürdig!“ rief Jwon sehr erstaunt. „Was das für eine neue Zeit ist! Alle Tage hört man von einem anderen Handwerk. Da hat sich z. B. der Sohn vom Schmilko Rosenzweig in Barnow den Kaftan kurz schneiden lassen und geht jetzt in Wien täglich zwei Stunden in einem großen Zimmer herum, wo lauter Juden sind und schreit und schreibt etwas auf ein Stückchen Papier und wird dafür ein reicher Mann. Oder der schwarze Xaver, der Sohn vom Meßner — das heißt, haha! Sie verstehen mich schon, wessen Sohn er ist! Also ein Hauptlump, der Pfarrer weiß sich nicht mehr zu helfen, jagt ihn fort. Plötzlich hört man, unser Xaver ist in Lemberg, ein Herr ist er, trägt Handschuhe, einen feinen Filztopf auf dem Kopf, raucht den ganzen Tag, nicht etwa eine Pfeife, sondern Cigarren, gute Cigarren, zu zwei Kreuzer, wie ein Graf! Und wie verdient er sich das Geld? Den Tag geht er müßig, nur Abends beschmiert er sich das Gesicht mit weißem und rothem Kleister, wie unsere Gräfin, und zieht sich an wie ein Narr und geht in ein Haus, wo viele Leute sind. Dort ist er verliebt oder betrunken, das heißt, hehe! er stellt sich nur so, der Schelm! und das heißt «Komedia»... Oder noch ein anderes Handwerk, auch ganz neu: die Leute bei dem eisernen Pferd, welches zwischen Lemberg und Czernowitz herumläuft. Sogar von ganz neuen Be-

amten hört man jetzt: zum Beispiel der kaiserliche Herr Klapperer in Barnow. Merkwürdig! sehr merkwürdig! Der hat einen Tisch in seinem Zimmer, darauf steht ein Stück Messing, darauf legt er den Finger, macht ganz leise: «tuk! tuk! tuk!» und man hört und versteht ihn überall. Und, wissen Sie, wenn er nicht den Adler über der Thüre hätte und die Amtsmütze auf dem Kopf, so möchte ich fast glauben, daß — hm! daß Er ihm hilft! denn selbst wenn man nicht dabei steht, hört man nur ein leises Klappern und doch soll man das bis Lemberg hören können. Hm—m—m!"

„Aber das geht ganz einfach — durch die Drähte!"

„Ich bitte" — bescheiden, aber entrüstet — „ich bin ein Bauer, aber das weiß ich und lasse mich nicht foppen. Also: der Klapperer hat nicht mit den Drähten zu thun. Die Drähte sind nur für den Kaiser und seine Schreiber, darum kommt jeder ins Kriminal, der eine Stange umhaut. Aber klappern lassen kann Jeder, wenn er zahlt. Ich z. B., im vorigen Herbst, beim Jahrmarkt, wie ich besoffen war, lasse meinem Bruder in Kolomea «Guten Abend!» wünschen. Und dabei habe ich gesehen, daß bei diesem Handwerk große Ehrlichkeit nothwendig ist. Wenn er z. B. meinem Bruder gesagt hätte: „Geh' zum Henker", ich hätte doch nur «tuk, tuk, tuk», verstanden, ich hätte nichts dagegen thun können. Freilich, die größte Ehrlichkeit ist doch bei Ihrem Handwerk nothwendig. O! ich verstehe!

Also Sie gehen spazieren und [illegible] Alles [illegible] und dann kommen diese Deutschen und [illegible] die [illegible] Offi- ziere kommen und sie setzen sich die Glasaugen auf und lesen in der Zeitung. So hat der [illegible] [illegible] und so jener, und da war zum Beispiel ein [illegible] [illegible] Mann, der Iwon Megega, ein Richter, ein [illegible], der hat also so und so gesprochen, hehe!"

Das war der erste Wink, ein [illegible] mit dem Zaunpfahl. Aber ich that nichts dergleichen. Und das Gespräch kam vorerst auf andere Dinge und wir sprachen vom Stande der Ernte, vom Landtag in Lemberg, von der Frau des Popen, von seiner jüngsten Tochter und vom konstitutionellen Princip. Iwan erzählte mir: Wahrheit und Dichtung. Aber Beides war kinderleicht zu unterscheiden, denn der Mann hatte eine sehr schätzbare Eigenschaft. Wenn er dichtete, so starrte er ins Glas. Wenn er die Wahrheit sprach, so blickte er Einem frei ins Auge. Unzählige Balladen und Romane hat er mir vorgeschwatzt, aber nie ist dabei sein Blick dem meinen begegnet. Und das galt sogar — durch die komisch-gewaltige Macht der Gewohnheit — von solchen Lügen, welche er seit dreißig Jahren alltäglich wiederholte, von deren Wahrheit er also selbst sich längst überredet. Beeidet hätte er sie, gern und willig, obwohl er ein grundehrlicher und gottesfürchtiger Mensch war, aber um keinen Preis hätte er dabei — seinen Blick erhoben ...



Heute war er übrigens Anfangs nicht sonderlich im Zuge, schaute mich fast immer an und rückte unruhig hin und her. Er hatte offenbar etwas auf dem Herzen, mein guter Riese da. Und darum machte er selbst das saftige Thema von der «Konstitucya» sehr kurz ab. „Also — ganz wie die Rekrutirung. Der Kaiser braucht Soldaten, wir schicken ihm Soldaten. Der Kaiser braucht Räthe, wir schicken ihm Räthe. Natürlich, man muß gehorchen." Aber dann brach er plötzlich los:

„Verzeihen Sie, aber, hehe! — da Sie schon einmal dieses Handwerk haben, möchten Sie nicht auch einmal — nämlich hehe! — also hehe! — Sie verstehen mich schon..."

„Nein, lieber Iwon!"

„Nämlich, hehe!" — der rothe Apfel lächelte verlegen und neigte sich schelmisch auf die rechte Schulter, „nämlich Iwon Megega hat eine Medaille — ein ansehnlicher Mann, also so und so ... Und was mir für Geschichten passirt sind! — Geben Sie Acht, da werden die Deutschen Augen machen, solche Augen werden sie machen" — er beschrieb einen ungeheuren Kreis in der Luft. „Denn warum solche Augen? Weil noch Niemand solche Geschichten erlebt hat. Schon als Soldat und dann erst als Dorfrichter, — und wie ich den Bären niederschlug und wie wir mit unserem Grafen unsere Rechnung gemacht haben — und zugleich mit Wassilj, dem großen Hajdamaken — nämlich, wie ich Dorfrichter wurde, auf diese Art wurde

es noch Niemand — kurz vorher, ehe der Kaiser die Revolution gegeben hat, daß der Bauer frei ist! Oder, wie wir gegen die Husaren ausziehen, als sie nach Ungarn fliehen, und acht Jahre später habe ich hier im Dorfe den Herrn Kossuth gefangen, und dann im Landtag ... hei! solche Augen werden alle machen!" Und er wiederholte dieselbe Handbewegung ...

«Solche Augen!» — wer hätte da widerstehen können? „Gern", versprach ich also, „gern will ich diese Geschichten aufschreiben. Also schon als Soldat ..."

„Freilich!" rief er eifrig, „schon als Gemeiner habe ich mit unserem allergnädigsten Herrn Kaiser ein Gläschen geleert und «Pirogi» gegessen. «Pirogi mit Kascha!» Nicht etwa, als ob ich ihn hier traktirt hätte, sondern er mich in seinem Hause, in Wien. Nämlich das war so — es sind schon nahe an die vierzig Jahre und ich war damals noch nicht einmal Korporal, aber ich weiß es ganz genau. Stehe ich also einmal als Gemeiner in Wien auf Wache vor unseres Kaisers weißem Haus und friere gehörig, denn es ist ein bitterkalter Tag und jeden Augenblick fliegt ein Spatz oder eine Taube aus der Luft herunter — schwaps! da liegt das arme Thier! Also ich stehe so und denke nur so an mein Dorf und an meine Kascha. Da öffnet sich auf einmal ein Fenster und unser Herr Kaiser Ferdinand schaut hinaus. Natürlich, kalt war ihm nicht, denn er hat einen großen Schlafrock getragen,



von außen mit Gold überzogen. und von innen ganz mit neuem Schafpelz gefüttert. Und auf dem Kopf hat er eine große «Kutschma» (podolische Bauernmütze mit Pelzwerk) getragen und obendrauf die kleine goldene Krone, welche er so an Wochentagen trägt oder zu Hause. Schaut er also hinunter und ich hinauf. Dann ruft der Herr Kaiser in die Stube hinein: „Weib!" ruft er, „bringe mir doch meine Pfeife." Und die Frau Kaiserin bringt sie ihm und da liegt er so im Fenster und raucht. Sehr schön war diese Pfeife; das Rohr sechs Ellen lang und echtes Weichselholz und der Meerschaumkopf groß wie ein Kindskopf und Alles mit Gold beschlagen. Aber da sehe ich plötzlich, wie der Herr Kaiser mich anschaut und kleine Augen macht, nämlich um besser zu sehen, und dann spricht er in die Stube hinein: „Weib! bringe mir meine Glasaugen." Und kaum hat er sie aufgesetzt, so ruft er: „Ich hab's mir ja gleich gedacht, er ist's, — nämlich der Iwon Megega, der Sohn vom Fedor Megega aus Biala, der Gemeine von «Nassau», welchen ich nächstens zum Gefreiten machen will. Ein braver Bursche, auch sein Vater ist brav, ich habe keine treueren Leute im ganzen Kaiserthum. Nun friert der arme Teufel da unten! Was meinst Du, Weib, wir rufen ihn herauf und schenken ihm ein Gläschen Schnaps ein?" — „Wie Du meinst, Väterchen", höre ich darauf die Frau Kaiserin sagen. „Schnaps haben wir im Hause. Unser Hausjud', der Avrumko, hat

erst gestern früh ein frisches Fäßchen Kornbranntwein gebracht. Er hat es mir so da lassen wollen, aber ich habe ihn gleich bezahlt, drei Gulden zwanzig Kreuzer, denn ich will nichts vom Borgen wissen; da sieht man an unserem Nachbar, dem Türken, wie weit man damit kommt, dem gehört bald keine Schindel mehr von seinem ganzen Kaiserthum." — „Täubchen!" erwidert der Herr Kaiser, „ich weiß ja, was für eine Hausfrau ich an Dir habe und auf die großen Feiertage lasse ich Dir Deine Krone vergolden und kaufe Dir auch das rothe Tuch, das Du Dir neulich gewünscht hast. Aber schau', laß mir die Nachbarn in Frieden, was schiert Dich der Türke? Wenn ihm Jemand erzählt, was Du jetzt über ihn gesagt hast, oder Du wiederholst es gar, wenn Du zu einer anderen Kaiserin auf Besuch gehst, so kann leicht der größte Krieg daraus werden. Aber jetzt will ich den Iwon rufen. He, Iwon, komm' herauf!" Aber ich rühre mich nicht vom Platze, so gerne ich möchte, denn ich weiß, was mir der Korporal anthut, wenn ich die Wache verlasse. Also winke ich nur so mit den Augen. Aber unser guter Herr Kaiser versteht das, weil er selbst ein Soldat ist, und schickt seinen «Lokaj» (Lakaien), einen gewissen Janko, daß man mich ablösen soll. Also das geschieht, und alle beneiden mich und der Janko führt mich bis zu des Herrn Kaisers Thür. Und wie ich hineinkomme — diese Pracht ist nicht zu beschreiben — Alles von Silber oder Gold, sogar die

Spucknäpfe, ich habe mich nicht zu athmen getraut. „Nur näher", ruft der Herr Kaiser und da stehen schon auf dem Tische Brod und Salz und zwei volle Gläschen, wie in jedem Christenhause. „Greif zu", sagt er, und ich lasse es mir nicht zweimal sagen. „Auf die Gesundheit des Herrn", sage ich. „Auf die Gesundheit des Gastes", erwidert er und thut mir Bescheid. „Nun, wie steht es zu Hause?" fragt er, „und was macht der alte Fedko?" Ich bedanke mich für die Nachfrage und antworte ausführlich und frage dann noch, wie es sich schickt: „Und wie geht es Ihnen?" — „Schwere Zeiten", sagt er, „jeden Tag muß ich acht Stunden im Amt sitzen und regieren. Auch ist das Auskommen schwer, weil viele Leute die Steuer schuldig bleiben. Aber", unterbricht er sich, „willst Du nicht auch etwas Warmes essen?" — „Wenn es gerade fertig wäre ..." meine ich. Also ruft er die Frau Kaiserin. „Ja!" meint sie, „Feuer ist nicht in der Küche, aber in einigen Minuten kann Alles fertig sein, denn ich habe jetzt eine gute Köchin. Die frühere habe ich weggeben müssen wegen der Soldaten." — „Also, Täubchen", sagt der Herr Kaiser, „laß uns «Pirogi mit Kascha» machen und vielleicht etwas «Zrazy»*) dazu." Und dann klagt er mir: „Mit den Mägden haben wir unsere

*) Beides Nationalgerichte, deren Zubereitung zu schildern, der Verfasser leider nicht genügend kompetenter Fachmann ist.

[illegible] der Soldaten. [illegible]

[illegible] dann [illegible]

[illegible] Und dann [illegible]

[illegible] immer [illegible]

[illegible] Und dann [illegible]

[illegible] — ein Gewand [illegible]

[illegible] Krone [illegible]

[illegible] Uhr [illegible]

[illegible] sagt er. [illegible]

[illegible] geben.' Und [illegible]

[illegible] goldenen Mantel mit [illegible] goldene Krone und das [illegible] Treppe hinab. Und [illegible] und sagt: „Ser- [illegible] und grüß' mir deinen [illegible] redlich gethan. Mein [illegible] Vater ...'

[illegible] mein guter Jonen [illegible] der Tischplatte be- [illegible] unerschütterlich, daß er [illegible] I. in der Wiener Hofburg [illegible] aber dennoch erhob er erst [illegible]:

„[illegible] ein braver Mann. Er war der

mir Dorfrichter. Aber nicht durch Erbschaft ist die Würde an mich gekommen. Ich habe sie mir ehrlich verdient, halb an einem Bären, halb an einem Polen ..."

Und er erzählte, indem er mir fest ins Auge sah, wie er Dorfrichter in Biala geworden und mit seinen Worten will ich es wiedergeben. Und ganz ausführlich — ja wohl! Denn verschieden ist der Menschen Art: um eines Volkes Seele zu schildern, schreibt der Eine einen Essay und der Andere schreibt als einen Beitrag auf, was er in einer Schänke von einem Bauern gehört hat. Ich weiß nicht, welches der bessere Weg ist, und wüßte ich's, es würde mir wenig nützen. Ich müßte deshalb doch jenen Weg gehen, auf welchen mich meine Art weist....

... „Also — wie ich Dorfrichter wurde! Nicht etwa, weil es mein Vater war, im Gegentheil! das schadete mir nur. Denn solche Erbschaft ist bei uns nicht Brauch; einst ist keines Hetmans Sohn bei uns Hetman geworden und jetzt keines Richters Sohn Richter; wir können keinen Dorfkönig brauchen. Die Gemeinde entscheidet, die Versammlung der Männer; mich hört man zuerst an, aber dann auch jeden Anderen, die Versammlung ist der Kopf der Gemeinde, ich bin nur ihre Hand. Und dann war noch Eines: mein Vater wollte selbst nicht, daß ich die Würde bekomme. Warum? Wegen meines kleinen Fingers da — eine Dummheit, aber er hat sie mir nie ganz vergeben. So streng war mein Vater — ein Ehrenmann!

So viel arbeiten hat kein Anderer können und s
prügeln auch nicht und so viel trinken schon gar
Ja! der Ferko Megega, der hat der Gemeinde Eh
macht. Und was für ein Hausvater! — Die Woche
hat er mich und den Bruder und die Mutter man
geprügelt, aber ganz gewiß am Sonntag Abends; d
der große Rapport und recht war's so, denn ein
muß im Hause sein. Aber die größten Prügel hab
ich von ihm bekommen und wie ich schon neunzehn
alt war, und, wie gesagt, wegen des kleinen Fi
Daran war aber eigentlich meine Kasia Schuld, den
sagt das Sprichwort — «in jedem Unterrock sted
Teufel!» Also — die Kasia war meine Geliebte.
gehen mir nämlich, wie ich sechzehn Jahr alt bin
Augen auf und ich bekomme plötzlich die Liebe. Sehr
habe ich die Liebe bekommen, ganz traurig bin ich g
den — laufe herum, wie ein Hund im Juli und
ohne Grund. Denn die Kasia hat ja auch zu ganz g
Zeit die Liebe bekommen. Nun — dann war's ein
ges Leben, wie wir das einander gesagt haben.
wir waren oft Beide zusammen im Wald, bei der
und — wissen Sie — haben Sie vielleicht schon da
gehört ..."

Und Iwon begann zu singen und seine Stimm
nicht schön und sein Athem nicht ausgiebig, aber es
mir doch sehr gut:

„Täglich geht er in den Wald
Klötze fällen, Klötze fällen —
Täglich geht sie in den Wald
Beeren suchen, Beeren suchen.

Doch im Wald sucht Beeren er,
Ihr am Munde, ihr am Munde!
Sie fällt Klötze, denn er liegt
Ihr zu Füßen, ihr zu Füßen.“ *)

„Also — gut haben wir uns unterhalten und Alles war gut. Aber wie ich neunzehn Jahre alt werde, da kommen böse Geschichten. Da schleicht die Kasia einmal weinend zu mir und sagt mir“ — Iwon stieß mich schelmisch in die Seite, daß mir die Rippen krachten — „nun, Sie wissen schon, was sie mir gesagt hat. „Aber ich muß ja zu den Soldaten!“ erwidere ich. — „Nein!“ weint sie, „jetzt mußt Du mich heirathen!“ — „Aber, was wird da die Kommission sagen, ich bin ja ein schöner starker Bursch.“ Nämlich: das war ich wirklich. Da sagt sie: „Ah! die dumme Kommission! Haue Dir doch den kleinen Finger an der linken Hand ab, wie der Onufri, da nehmen sie Dich nicht!“ Und ich verliebter Tölpel verspreche ihr das und gehe zu meinem Vater und sage ihm: „Vater“, sage ich, „mit dem Soldatwerden ist nichts; jetzt wird der Finger abgehauen und die Kasia geheirathet.

*) Wörtliche Uebersetzung eines sehr verbreiteten ruthenischen Volksliedes. Auch die Mazuren singen ein ähnliches.

Und viel Zeit, sagt die Kasia, ist nicht mehr zu verlieren." Da wird mein Vater todtenblaß und giebt mir eine Ohrfeige, daß ich in die nächste Ecke fliege. „Wa—as?" keucht er. Und wieder eine Ohrfeige, daß ich wieder an meinen früheren Platz zurückfliege. „Was, Du Hundsblut?!" Und so fliege ich noch einige Male hin und her. Aber dann wird er still und fängt plötzlich zu weinen an und das war das erste und einzige Mal, wo ich meinen Vater habe weinen sehen. „Herr Christus!" schluchzt er, „wodurch habe ich das um Dich verdient, daß mein Sohn ein so verdammtes Hundsblut geworden ist, ärger, wie ein Jude, sogar schon so schlecht, wie ein Pole!..." Darauf schaut er mich lange an, so ernst, so furchtbar ernst, daß mir kalt geworden ist. „Höre, Bursche", sagt er, „die Liebelei ist eine Dummheit, das will ich Dir vergeben und für das Kind sorge ich auf jeden Fall. Aber Du, Schuft, Du hast vergessen, daß Du ein Christ bist und willst Dich selbst verstümmeln, Du hast vergessen, daß Du ein Ruthene bist und willst hinter dem Ofen hocken, Du hast vergessen, daß Du ein «Austriak» bist und willst deinen Kaiser betrügen. Bursch, das vergesse ich Dir nicht, und wärst Du von nun ab der beste Mensch und der bravste Sohn! Und merke Dir's: Du wirst Soldat, denn angenehm ist das nicht, aber verfluchte Schuldigkeit. Freilich, Du junger Stier, was weißt Du, was wir Bauern dem zweiköpfigen Adler verdanken! Daß wir

Menschen sind! Und weißt Du, was wir unter dem einköpfigen Adler waren? Vieh! und schlechter als das Vieh! Denn seine Ochsen hat der Edelmann nie zusammengeschossen, aber seine Bauern häufig! O dieser polnische Adler! Alles hat er zerhackt und geraubt: unsere Freiheit, unseren Gott, unsere Sprache, unsere Hutweide, unseren Gemeindeacker! Aber da ist der deutsche Kaiser gekommen, welcher damals eine Frau war, und hat sich dies Land genommen. Und seitdem ist so halbwegs Ordnung, halbwegs! Denn der Kaiser ist weit! Aber doch immerhin: Menschen sind wir. Und darum, Bursche, wirst Du Soldat oder Du bist nicht mehr mein Sohn!" Nun — ich habe gehorcht, da sehen Sie ja den kleinen Finger. Und wie sie mich abstellen, sagt der eine Doktor: „Wie eine Tanne!" und der andere Doktor: „Wie ein Stier!" — ein so schöner Bursche war ich damals. Freilich die Kasia hat sehr geweint und war verzweifelt, bald wollte sie ins Wasser gehen und bald nach Wien, zum Kaiser, daß er mich freiläßt*). Aber sie hat Beides bleiben lassen und

*) Diesen zärtlichen und romantischen Gedanken kann man am Abend nach einer Rekrutirung oft genug von unseren sonst sehr derben und realistischen Dorfschönen aussprechen hören und er kann nicht befremden im Munde eines Volkes, bei dem sich die ganze Idee vom Staate in der Person des Monarchen konzentrirt. Auch ein Volkslied spinnt diesen Gedanken aus. Dieses Lied, welches ich vor Jahren bei einem Erntefeste im Dorfe Swidowa bei Tluste von einem Bauermädchen habe singen hören, lautet in wörtlicher Uebersetzung:

hat sich bald beruhigt und wie ich zum ersten Male auf Urlaub nach Hause komme, ist das Kind todt und die Kasia seit zwei Jahren verheirathet, mit meinem Vetter Jasko. Es war eine ganz glückliche Ehe, denn warum nicht? er war brav und sie auch, und um jene Geschichten, welche sie beide vor der Hochzeit erlebt, haben sie sich Beide nicht gegrämt!"

„Nach Wien werd' ich gehen
Vor des Kaisers weißes Haus
Und werde weinen und flehen:
Gib den Hritzko heraus!

Und hört er mich nimmer
Und ist nutzlos mein Müh'n,
So geh' ich in's goldene Zimmer
Zu der Frau Kaiserin!

Und läßt auch die sich nicht stören
Und läßt sie mich nicht ein,
Ihre Tochter wird mich hören
Und mir helfen in meiner Pein.

Die hat gewiß auch einen Liebsten
Und wie wär' ihr zu Muth,
Wenn der plötzlich auch fort müßt'
In die Fremde als Rekrut?! . . . ."

Es steckt nicht viel Poesie darin und die Uebersetzung ist obendrein, in dem ängstlichen Streben nach buchstäblicher Treue, ungelenk ausgefallen, aber das Lied scheint mir ein sprechender Kommentar für die Anschauungsweise dieses Volkes. Der Sängerin dieses Liedes verdanke ich auch ein hübsches Wort. Als ich sie fragte, ob sie vielleicht selbst das Lied gemacht, lachte sie mir in's Gesicht: „Ah was! solche Lieder macht ja Niemand, solche Lieder weiß ja Jeder." Könnte man das Volkslied treffender definiren?

„Hm!" machte ich und schüttelte den Kopf.

„Hm?" fragte Iwon. „Mir scheint, Sie haben so einen Gedanken von der Liebe — verstehen Sie — Liebe bis zum Tode! Dieser oder Keiner! — hehe! Aber das sind nur so Gedanken. Ich will Ihnen sagen, wie es in Wahrheit ist."

Er räusperte sich. „Denn also", begann er, — „denn also, sehen Sie, bei uns Ruthenen und auf dem Dorfe, da ist es anders, als bei den Polen auf den Edelhöfen und in der Stadt. Dort dürfen die jungen Herren vor der Hochzeit treiben, was sie wollen, und sind die größten Lumpen, aber einem Mädchen verzeiht man nicht das Geringste. Ich frage: wo steckt da die Gerechtigkeit? Und wie weit kommt man damit? Vor der Hochzeit hüten sich die Mädchen, sehr ängstlich hüten sie sich, aber nach der Hochzeit — hei! da geht's lustig zu, da kommt ja Alles auf des Mannes Rechnung. Das heißt: es ist gewiß nicht bei Allen so und mancher verdammte Pole hat eine Frau, die ein wahrer Engel ist, aber ungeheuer oft kommt es doch so, wie ich sage. Also — bei uns ist das anders. Wir sagen: der Bursche hat ein Herz und Fleisch und Blut, und ebenso das Mädchen und Niemand kann etwas dafür, wenn er die Liebe bekommt und, sagen wir, wer Niemandem gehört, als sich selbst, der darf sich selbst verschenken. Einem Mädchen verzeihen wir ein, zwei, drei Liebhaber hintereinander, aber einem Eheweib

nicht einmal einen halben. Und wenn sie darauf ertappt wird, nun, wir tödten sie nicht*), aber — ihr wäre besser, sie wäre todt .... Und nun frage ich Sie, Herr Wohl-

---

*) Zuweilen geschieht auch dies und alljährlich findet eine Reihe dieser Ehe-Tragödien ihren Abschluß vor den Kreisgerichten zu Tarnopol und Kolomea. Doch sind die moralischen Anschauungen der Ruthenen in diesem Punkte verschieden und zwar sind sie — eine höchst seltsame Erscheinung, da sich in jedem anderen Volksthum just das Gegentheil erweisen läßt! — in der Ebene viel strenger, als in den Bergen. Der Ruthene der Berge, der „Huzule", denkt im Allgemeinen lax von der Heiligkeit der Ehe. Vielleicht erklärt sich diese sonderbare Thatsache dadurch, daß der Huzule seiner Abstammung nach ein Mischling aus überaus verschiedenen Volkselementen ist. In manchen Bergthälern ist die Entsittlichung unsäglich, so ist z. B. im oberen Suczawa-Thale die Bevölkerung einer vormals blühenden Ortschaft, des Dorfes Straza, binnen wenigen Jahren durch die Folgen maßloser Ausschweifung furchtbar herabgebracht worden. In andern Thälern ist die Zucht strenger, oft sogar grimmig streng, wie nachstehendes Volkslied — welches ich im Dorfe Rostoka, am Fuße der Czereznaja aufgezeichnet — beweisen mag:

Der Herr hat des Huzuls Weib verführt —
Weh! Weh!
Der Huzul schweigt und schilt sie nicht —
Urrah!
Er schärft nur blank sein gutes Beil —
Weh! Weh!
Der Czeremosz ist wild und tief —
Urrah!
Und führt man dann ihn auch zur Stadt —
Weh! Weh!
Er hat gerächt sich frei und kühn!
Urrah!

thäter, wer handelt klüger, wir Ruthenen oder diese Polen?!“

Ich zuckte die Achseln. „Hm! es wäre doch besser, wenn sowohl die Mädchen rein wären, als auch die Frauen brav und treu?“

Aber Iwon lachte überlegen. „Besser! Aber ob das möglich ist? Ich sage: nein! Wein muß ausgähren, Blut muß austoben! Außer man thut so wie die Juden und verheirathet vierzehnjährige Kinder mit einander. Aber das ist übrigens eine überflüssige Vorsicht von diesen Juden; ihre Mädchen und Frauen müssen brav bleiben, schon deshalb, weil sie kein Mann ihres Glaubens begehrt. Warum? Weil noch niemals ein Jude die Liebe bekommen hat. Oder fragen Sie unseren Moschko — ins Gesicht lachen wird er Ihnen. Aber warum kann ein Jude nie die Liebe bekommen? Weil dazu müßige Zeit gehört. Und ein Jude geht nie müßig, entweder er betet oder er verdient Geld. Und sein Weib ist ihm nur theuer, erstens, weil es Gott so befiehlt, zweitens, weil sie ihm im Verdienen hilft. Gott und Geld, Geld und Gott, und so geht es bis ins Grab, und ich sage Ihnen, obwohl die Juden viel Geld haben, so sind sie doch im Grunde arme Leute... Aber was schwatze ich von den Juden! Also: ich war zwölf Jahre Soldat, eine lange Frist, und dennoch hat mein Vater die Geschichte von dem kleinen Finger nicht vergessen. Und ich war doch ein

braver Soldat, und daß damals kein Krieg war, dafür kann ich nichts. Korporal bin ich geworden, und das bei der ersten Kompagnie! Freilich, ich gebe zu, nicht Jeder kann es so weit bringen, nicht Jeder ist so tüchtig, wie ich, aber Soldatsein hat überhaupt noch Niemandem geschadet. Man kommt in die weite Welt und sieht die weite Welt und lernt was. Hei! was hab' ich da Alles gesehen! In Tirol gehen die Berge bis zum Himmel hinauf und man könnte auch zu den Heiligen hineinschauen, wenn keine Vorhänge wären. Es sind aber graue Vorhänge — ich habe es selbst gesehen. In Mailand steht eine ungeheure Kirche aus ganz silbernen Steinen. Aber heiß ist es dort, legt man ein Ei eine halbe Minute in die Sonne, so ist es hart gekocht, eine Viertel-Minute, so ist es weich. Auch Venedig ist eine schöne Stadt, nur war gerade ein Unglück, wie ich durchmarschirt bin, eine Ueberschwemmung, alle Gassen unter Wasser, man mußte in Schiffen fahren. Und da war bei uns ein Feldwebel, ein gewisser Dworski — haben Sie ihn vielleicht gekannt? — also ein Pole, der denkt sich: «ein Ruthene glaubt Alles!» und erzählt mir: das ist keine Ueberschwemmung, sondern immer ist es so, weil die Stadt im Meere liegt. Natürlich habe ich ihn ganz gehörig ausgelacht: da müßten ja die Leute von Venedig verrückt sein, der Mensch ist kein Fisch, daß er im Wasser wohnen soll. Auch Prag ist schön, aber das Land hat mir nicht gefallen, weil nämlich lauter Böhmen



dort sind. Auch unter Deutschen bin ich lange gewesen, in Troppau. Ich kann auch Deutsch ... «gude Dag», «gaufens Gummißbrod!» «Pakel Tobak!» «Gebens Bussel!" ... natürlich, was ein Soldat nöthig hat. Endlich habe ich ausgedient, bekomme den Abschied, der Oberst weint, die Offiziere weinen, ich weine auch, aber ich sage: „Hier bin ich nöthig, aber zu Hause bin ich noch nöthiger!" Und bin also heimgekommen. Und bin Dorfrichter geworden. Und zwar auf folgende Art ..."

Iwon leerte sein Glas und setzte sich bequem zurecht. Dann stopfte er die Pfeife mit echtem Galizianer — Eigenbau! — und setzte sie in Brand. Es duftete sehr gut; ich habe noch nachträglich tiefstes Mitleid mit meiner Nase. Dann begann er:

„Noch bei Lebzeiten meines Vaters wurde ich gewählt. Denn meinem Vater hat Gott ein langes Leben geschenkt. Erst vor zwanzig Jahren ist er gestorben, als achtzigjähriger Greis, an einer Predigt —"

„Woran?"

„An einer Predigt des Popen. Ihr Vater, Herr Wohlthäter, hatte nämlich meinem Vater den Schnaps verboten. Also gut! er bekam keinen. Aber wie wir einmal Sonntags zur Kirche gehen, sagt mein Alter: Ich will zu Hause bleiben. Bleibt aber nicht zu Hause, sondern geht in die Schänke. Nun, wäre noch immer kein Unglück! Aber der Pope macht es nicht kurz, wie gewöhn=

[illegible]. sondern predigt zwei Stunden, und mein Alter hat Zeit und trinkt sehr viel. Und wie ich nun endlich aus der Kirche komme und so langsam gegen das Wirthshaus, weil eine Predigt furchtbaren Durst macht, da sehe ich viele Leute da stehen und klagen. Meinen armen Vater hat der Schlag gerührt! Verdammter Pope! er hatte nämlich gerade gepredigt, wie so die Pharisäer kommen und sagen: Herr Christus! sagen sie . . .“

„Also schon bei Lebzeiten Eures Vaters wurdet Ihr Richter?“

„Freilich! Und wie gesagt, gegen seinen Willen. Wie ich mit dem Abschied heimkomme, meint er: „Wenn ich bedenke, daß Du Dir den Finger hast abschneiden wollen, so bist Du wirklich unerwartet brav gewesen.“ Und dann meint er: „Heirathe! Dein Bruder bekommt die ganze Erbschaft vom Onkel in Kolomea, Du mein ganzes Gut. Bewirthschaften wirst Du es schon jetzt, aber es gehört [illegible] Dir, bis ich die Augen schließe. Also, wenn Du jetzt etwas besitzen willst, erheirathe es.“ Nun — gewundert hat mich diese Rede nicht, es war ja nur der alte gute Brauch. Also: ich will heirathen, schaue mich um, strecke die fünf Finger aus, an jedem Finger zappeln [illegible] Bräute. Da wähle ich mir die Anusia, das war die [illegible], die reichste, die dickste. Nun, glücklich bin ich mit ihr geworden. Freilich habe ich sie Anfangs stark prügeln müssen, weil sie sehr starrsinnig war. Aber schon seit sehr

langen Jahren prügle ich sie nur einmal wöchentlich, am Sonntag Abend, und das auch mehr aus Gewohnheit und weil ich mich dabei an meinen alten Vater erinnere, der es auch so gemacht hat. Nun — wir fangen also an zu wirthschaften.... Da beruft einmal im Herbste einige Jahre später mein Vater die Gemeinde, hier auf dem Platz vor der Schänke, unter der Linde. „Brüder", sagte er, „ich bin alt, ich bin müde. Brüder, ein zahnloser Hund bewacht eine Heerde schlecht. Also, wählet einen neuen Richter!" Aber da rufen Alle: „Bleibe Du, Väterchen!" Aber er sträubt sich. „Nun", rufen sie, „dann rathe uns wenigstens, wen wir wählen sollen!" — „Den Jasko Holczak", sagte er, nämlich meinen Vetter, denselben Jasko, welcher die Kasia geheirathet hat. „Aber Du hast ja selbst ein' tüchtigen Sohn!" rufen die Leute. — „Zu meinem Sohn rathe ich nicht", erwidert er. „Mit meinem Sohne steht es so!" Und nun fängt er an zu erzählen — Alles, was an mir schlecht ist, auch das vom Finger, und Alles, was an mir gut ist, Alles erzählt er und ich stehe dabei und möchte in die Erde sinken; mir ist zu Muthe, als stände ich nackt ausgezogen vor der ganzen Gemeinde. Und ebenso ausführlich und ebenso gerecht spricht er dann vom Jasko, von seinen Tugenden und Lastern. „So sind die Beiden", schließt er. „Keiner ist ein Engel, Mensch bleibt Mensch, ein Pferd hat vier Füße und strauchelt doch manchmal. Aber gegen den

Iwon spricht, daß er mein Sohn ist; diese Würde soll nicht erblich sein, es ist für Eure Freiheit gefährlich, Männer! Also wählet den Jasko!" Aber meine Partei war die größere. Und so berathen sie lange hin und her und endlich beschließen sie: mein Vater soll noch Richter sein bis zu den nächsten Pfingsten und dann ist die Wahl. „Gut", sagt mein Vater und verkündet den Beschluß und fügt hinzu: „Also, wer sich in der Zwischenzeit als der Würdigere erweist!" ...

„Und darauf", fuhr der Erzähler nach schwerem Seufzer fort, „sind schwere Wochen für mich gekommen, die schwersten, die ich erlebt habe. Ich habe zusehen müssen, wie meine stolze Hoffnung von Tag zu Tag zerbröckelt ist, wie trockenes Brod, wie der Jasko immer mehr die Leute für sich gewonnen hat, denn er hat es besser verstanden, mit Jedem freundlich zu sein, und dann war er ja auch ein ganz tüchtiger Mensch. Ueberdies hat ihn die Kasia fortwährend gedrängt und für ihn gearbeitet, denn — der beste Essig wird aus einem edlen Wein und der tiefste Haß aus einer starken Liebe. Und schon drei Sonntage später schreien alle Leute in der Schänke: «Hoch der Jasko! Das ist unser Mann!» und wäre nicht die Achtung vor dem eigenen Beschluß gewesen, sie hätten ihn sogleich zum Richter ausgerufen. Und ich muß es anhören und still heimschleichen. Da werfe ich mich hin und verbeiße mich in das Strohkissen — o! wie schwarz war es mir vor den

Augen und im Herzen! Ein Lump bin ich darauf geworden, ein Müßiggänger; den einen Tag trinke ich mich toll und voll, den andern liege ich verzweifelt zu Hause. Der Vater schimpft, das Weib weint, die Nachbarn höhnen, aber statt mich zu bessern, hasse ich den Jasko immer furchtbarer und sage zu mir: «Der ist an allem meinem Unglück Schuld und wenn der nicht mehr wäre . . .» — ich war auf einem bösen Weg, auf einem sehr bösen, Herr! Aber da hat sich plötzlich Alles gewendet und Alles ist gut geworden und just durch den Jasko — es ist eine sonderbare Geschichte.

„Früh kommt immer der Winter über uns, aber nie kam er rascher, als just in jenem Jahre. Schon zwei Wochen vor Allerseelen gab es Frost und Schnee und an diesem Festtag begann wieder der Schnee zu fallen und schüttelte sich herab, drei Wochen lang ohne Unterbrechung, so Tag wie Nacht, immer dieselbe trockene Kälte und still die Luft und ewig die Flocken. Drei Wochen! Herr, wer es nicht erlebt hat, der ahnt nicht diesen Schrecken, der weiß nicht, daß es vielleicht der größte Schrecken ist, der über Menschen kommen kann. Da sitzt man so, zum Müßiggang verdammt, im trüben Dämmerschein in der Hütte und sieht zu, wie man langsam eingesargt wird. Und draußen fallen die Flocken und fallen. Wer nie vorher gedacht hat, wird zum Grübler, wer nie vorher geklagt hat, wird verzweifelt und wer nur den Keim einer

dunklen That im Herzen hat, dem wächst sie in dieser furchtbaren Stille und wird groß und zersprengt ihm das Herz, daß er aufschreien möchte vor innerer Angst. Und fort währt die trübe Noth und die entsetzliche Einförmigkeit, selbst der Unterschied von Tag und Nacht hat fast aufgehört und sie gleichen sich: der Tag ist dunkel von den Wolken und die Nacht licht vom Schnee. Aber einmal kommt ein Morgen, da selbst diese fahle Helle fehlt, es bleibt Nacht in der Hütte, sie liegt bis über die Fenster im Schnee begraben. Da heißt es den Tag über angstvoll arbeiten und man weiß doch, die nächste Nacht bringt dasselbe Unheil. O! wie man sich da nach der Sonne sehnt und doch wagt man kaum zu hoffen, daß sie kommt, so kleinmüthig ist der Mensch. Aber einmal, da erwachen wir Nachts von einem furchtbaren Sturmwinde und es pfeift und dröhnt durch die Lüfte, wie das jüngste Gericht. Wir bangen für die Hütte und springen auf und zittern vor Kälte, denn durch jeden Sparren dringt der eisige Wind; es ist ein Sturm aus Norden. Aber gegen Morgen legt er sich und als wir erwachen, da ist es unerhört hell in der Kammer; wir stürzen hinaus, eine entsetzliche Kälte, thurmhoch liegt der festgefrorene Schnee, aber der Himmel ist blau, aber die Sonne ist da, die Sonne! . . . Da sagt der Vater zu mir und unseren Knechten: „Nun müssen wir einen Fußpfad wühlen, gegen das Dorf hin“ — denn unser Hof liegt abseits, wie alle größeren Höfe.

Bis wir in's Dorf kommen, ist es Mittag, denn der Schnee liegt hoch und ist hart wie Eis; wir strengen uns sehr an, aber das hat sein Gutes, weil wir nur so die Kälte ertragen. Denn es war eine schreckliche Kälte; nie vorher, nie nachher habe ich es so erlebt. Zu Mittag also sehen wir unsere Nachbarn seit Wochen wieder, und darauf bahnen wir mit hundert Hacken und Schaufeln einen breiten Weg durchs Dorf, denn in der Schneezeit war selbst zwischen den Hütten, die dicht bei einander lagen, nur mühselige Verbindung. So kommen wir auch zum Jasko, und ich athme schwer, wie ich ihn so zum ersten Male wieder sehe, denn wie oft habe ich an ihn in der Zwischenzeit gedacht und mit welchen Gedanken! Er aber tritt auf mich zu und lacht: „Nun, Herr Richter, die schwere Zeit hat doch auch ihr Gutes gehabt! Zu saufen war nichts, aber auf der faulen Haut hast Du liegen können." Da wird es mir roth vor den Augen und ich erhebe meine Hacke, ihn niederzuschlagen. Aber da steht mein Vater zwischen uns und schilt: „Schämt Euch! Vorbilder wollt Ihr sein, Richter wollt Ihr werden und streitet Euch in solcher Zeit, in solcher Noth! Jetzt heißt es arbeiten, zuerst zur Hütte des Gregori und dann zur Witwe Marinia." Da fangen wir an, uns durchzuwühlen zu diesen entlegenen Hütten, mein Vater und ich und etwa zwanzig Männer, aber der Jasko ist plötzlich verschwunden. Erst später kommt er nach und da trägt er

seine Büchse über der Schulter. „Wozu? frägt ihn der Vater. — „Man weiß nicht“, erwidert er, „es könnte Einen so unversehens ein wildes Thier anfallen.“ — „Unsinn!“ sagt mein Vater, „Wölfe trauen sich nicht bei Tage an so viele Menschen heran und Bären streifen niemals so weit in die baumlose Ebene und so nahe an die Dörfer.“ Ich aber beiße mir die Lippen blutig, denn ich weiß, wen der Jasko gemeint hat. So kommen wir zu der Hütte des Gregori, sie ist ganz im Schnee vergraben und, wie wir endlich die Thüre öffnen, da — Herr, es war entsetzlich! — da liegt im Flur der Gregori und schreit wild auf und schaut uns an mit verstörten Augen — er war wahnsinnig geworden vor Hunger und vor Schmerz, denn sein junges Weib war im Kindbett gestorben und acht Tage war er mit den Leichen allein gewesen in der Dunkelheit. Da theilt mein Vater den Haufen, er und die älteren Männer tragen die Todten in die Leichenkammer und den Gregori führen sie in unsere Hütte, daß er gepflegt wird. Mir aber und dem Jasko und den jüngeren Leuten befiehlt er: „Ihr Leute! um Gotteswillen, schlagt Euch durch zu dem Hause der Witwe. Eine verlassene Greisin — wer weiß, wie es ihr ergangen ist. Aber sputet Euch, bald kommt die Nacht!“ Und in der That klebt schon die Sonne fern, am Rande eines Schneefeldes, wie ein kleiner rother Ball und die Ebene leuchtet, als wäre ein Strom von Blut über den Schnee



ausgegossen. Da machen wir uns an die Arbeit und wühlen uns durch den Schnee, wie verzweifelt, Jasko und ich die Vordersten, Schulter an Schulter, mit den Hacken — die Anderen hinter uns haben leichtere Arbeit, weil sie nur schaufeln. Der Letzte war ein junger Bursche, Ladimir Sopko mit Namen, der war der Schwächste. Und unbeachtet bleibt er allmälig zurück und setzt sich dann in den Schnee; wir merken es nicht, sonst hätten wir es ihm gewehrt, denn das ist ja das Gefährlichste in der Kälte. Aber dem armen Burschen war ein anderer Tod beschieden. Denn nach einer Weile — es dämmert schon! — da hören wir jählings einen gellen Schrei und dann ganz deutlich ein Stöhnen durch die scharfe Luft und dann ein sonderbares Geräusch, wie dumpfes, gewaltiges Brummen. Wir laufen zurück, kaum tausend Schritte, und bleiben dann entsetzt stehen. Da liegt der arme Bursche zerfleischt und über ihm ein riesiges Thier, ein Bär — den hat der Hunger so weit hergetrieben aus seinem Bergwald. Verloren ist der Ladimir, denn sein Blut raucht von der Erde empor, wie eine Wolke. Aber der Jasko reißt das Gewehr von der Schulter und schleicht näher, brummend richtet sich der Bär auf, da — ein Blitz! ein Knall! — in den Hals hat ihn der Jasko geschossen und das Thier überschlägt sich und fällt wie todt in den Schnee. Hei! stürzt sich der Jasko darauf und wir nach. Aber da hat sich schon der Bär wieder aufge-

richtet; stromweise rinnt ihm das helle Blut aus einer Halswunde über das dunkle Fell, aber er packt den Jasko, und schon, schon hat er ihn zu Boden geworfen und ist über ihm. Athemlos stehe ich da, versteinert, krampfhaft legt sich mir die Hand um die Hacke, wild braust mir das Blut in den Ohren und mir ist, als raunte mir Jemand zu: «Rühre Dich nicht — nur einige Athemzüge und der Jasko ist ein todter Mann und Du bist Richter!» Scheu wende ich mich um, aber dann faßt es mich, wie Gottes Hand, wie, als ob mir ein Blitz das Herz erhelle — «erbarme Dich, Vater im Himmel!» schreie ich auf und auf die Bestie zu — sie wendet sich gegen mich und ich wettere ihr mit dem Beil auf den Schädel. . . . Dann fühle ich einen furchtbaren Schmerz in der Seite und fühle, wie ich hinsinke und eine ungeheure Last über mir. . . . Erst eine Woche später bin ich zu Sinnen gekommen, da liege ich in meinem Bette gebunden, so arg habe ich im Wundfieber gerast, so schlimm hat mich der Bär zugerichtet. Nun — gegen Neujahr bin ich genesen und gegen Lichtmeß auch der Jasko, obwohl er auf den Tod niederlag. Und mit demselben Beil habe ich ihm das Leben gerettet, mit dem ich ihn tödten wollte. Denn, sehen Sie, der Teufel ist ein kluger Herr, aber zuweilen entreißt ihm doch Gott in einer Sekunde den Braten, den er sich seit Monaten sorgsam zubereitet hat. . . ."

So erzählte mir der alte Mann und zwar, daß ichs

nicht vergesse: Auge im Auge erzählte ers mir. Aber ich wußte auch ohnehin seit meiner Knabenzeit, daß diese seltsame Jagdgeschichte sich genau so zugetragen — da hatten mir andere Augenzeugen davon berichtet und auch das Folgende ist buchstäblich wahr — leider!

„Von da ab" — fuhr der Iwon fort, „waren wir Freunde, der Jasko und ich. Und wir kamen überein: Keiner spricht für sich noch gegen den Andern und jeder fügt sich still dem Willen der Gemeinde und bleibt des Andern Freund. Aber da brachte es der Zufall, daß ich wieder meinen Muth bewähren konnte und größeren Muth, als dem Bären gegenüber. Denn jede Bestie, und wenn auch noch so grausam und wild, war ein sanftes Lamm gegen unseren Grafen Agenor, den Vater des jetzigen Herrn. Auch diesen habe ich niedergeschlagen — nur mit einigen Worten — aber bei Gott! es ist mir schwerer gefallen, als damals das Beil zu schwingen! Und seltsam! auch diesmal war es der arme Jasko, welcher die Kosten zu tragen hatte! Und fürchterliche Kosten waren das — ich zittre, wenn ich daran denke — Gott möge jeden Christen vor solcher Prüfung bewahren!

„Also; es wird das beste sein in dieser Geschichte, wenn ich zuerst von dem wilden Wassilj berichte. Der «Wilde», so war sein Beiname, bis er sich einen andern verdient hat: der «große Hajdamak». Unter diesem Namen — Sie wissen es ja! — kennt ihn noch heute jedes Kind in

Podolien und ich glaube, sein Gedächtniß wird nicht erlöschen, so lange Menschen auf Erden wohnen, denn er hat ehrlich dafür gesorgt, im Guten wie im Bösen! Ich habe ihn von Kindesbeinen an gekannt und ich muß sagen: es war früh zu erkennen, daß hier etwas Unerhörtes herauswächst, entweder ein Engel oder ein Teufel! Freilich, daß er schließlich sowohl Engel als Teufel sein würde, wie ihm eben die Laune kam, das konnte Niemand ahnen. Nur Wenige wissen, wie der furchtbare Mensch wirklich hieß: Wassilj Konewka hieß er. Er war aus unserem Dorfe, blutarm, der zweite Sohn eines Kleinbauern, ganz ohne Erbtheil. Aber schön war er, wie kein Zweiter, schlank wie eine Tanne, stark wie ein Bär, muthig wie ein Falke. Weil er so arm war, mußte er als Knecht dienen, und war auch ganz brav, was die Arbeit anbetrifft; er arbeitete für drei. Aber er hielt es nirgends lange aus, denn erstens war er hinter den Weibern her und verführte regelmäßig das ganze Haus, so viele junge Unterröcke darin waren, und zweitens war er stolz und jäh, und es kam ihm gar nicht darauf an, bei Gelegenheit den Erbsohn durchzuprügeln oder gar den Bauer selbst. Nun ist aber Beides für einen Haushalter unangenehm, und darum bekam er schließlich gar keinen Dienst mehr. So mußte er seinem älteren Bruder Wojtech auf dem Halse liegen und so abgöttisch der Wojtech den wilden Bruder liebte, so schwer fiel es seiner großen Armuth, ihn

zu füttern. Da fand Wassilj endlich einen guten Dienst, der ihm paßte, er wurde Leibjäger beim jungen Grafen Xaver. Das war ein Bruder unserer Gräfin Witwe, die heute im Kloster lebt, also ein Schwager des Agenor und eigentlich der einzige Mensch, den der finstere Graf je geliebt hat. Darum hatte er ihn auch ins Schloß genommen, nachdem der lustige Xaver sein schönes Erbgut binnen drei Jahren unter die Leute gebracht, und hielt ihn in allen Stücken wie einen Sohn. Dieses Gräflein, das war so der rechte Herr für unseren Wassilj. Denn auch er war jung und schön und kühn, und jedes Weib, das er noch nicht besessen hatte, that seinem Herzen weh. Und wie die Beiden erst beisammen waren, da wurden sie eine wahre Plage für Edelherren und Städter, für Juden und Bauern — eine Landplage, sag' ich Ihnen. Denn kein schönes Gesicht war vor Ihnen sicher und dabei hatten sie so einen verdammten Zauber für die Weiber; überall glückte es ihnen, wenn nicht dem Grafen, so dem Jäger, wenn nicht dem Jäger, so dem Grafen. Welche der Eine begehrte, auf die verzichtete der Andere; es war ein eigenthümliches Verhältniß wie zwischen zwei Kameraden. Und wo es der Gefahr zu trotzen galt oder die Folgen zu tragen, da halfen sie einander ehrlich. Dann war noch ein Dritter im Bunde, der diente den Beiden als Kuppler und Schnüffler: des Grafen Kammerdiener, ein buckliger, häßlicher Mensch, Maciek mit Namen, ein

Mazure und noch viel niederträchtiger als die Mazuren gewöhnlich sind*). Und was die beiden Tollköpfe mit seiner Hilfe Alles ausgeübt haben — drei Monate könnte man davon erzählen. . . .

„Aber — beizukommen war ihnen nicht. Gewalt wendeten sie nie an; das hatten sie leider nicht nöthig. Und so war die einzige Hoffnung aller Ehemänner und Verliebten, die Beiden würden einmal selbst aneinander gerathen und sich gegenseitig unschädlich machen. Freilich war dazu wenig Aussicht vorhanden: sie vertrugen sich doch bald wieder, selbst wenn sie einmal aneinanderkamen. Da lebte zum Beispiel bei Mielnica eine junge, schöne Witwe, eine Edeldame; die hatte auch ein schönes Kammermädchen. Der Maciek schnüffelt die Gelegenheit aus,

*) Zwischen den Bauern Ost- und Westgaliziens besteht, hervorgerufen durch die Verschiedenheit des Charakters und der Nationalität, der Sprache und des Glaubens, eine große und grimmige Abneigung. Der Mazure sagt dem Ruthenen mancherlei nach, aber dieser gibt es wahrhaftig mit redlichen Zinsen zurück. Für ihn ist der Mazure der Ausbund von Feigheit, Heimtücke und Verlogenheit. Frägt man da, wo polnische und ruthenische Bauern neben einander wohnen, einen Ruthenen, ob er ein Pole sei, so ist die stereotype Antwort: „Nein, Gottlob! ich bin keiner Hündin Sohn!“ Als ich einmal einen Ruthenen um den Grund solchen Hasses fragte, meinte er: „Wenn sogar der polnische Adler nichts taugt (der Edelmann), um so weniger die polnische Kröte, die langsam im Schlamm herumkriecht.“ Ad vocem Schlamm, könnten übrigens beide sauberer sein.

dann gehen Herr und Diener auf die Jagd. Natürlich macht sich der Herr an die Dame, der Diener an das Mädchen. Aber es glückt Beiden nicht und nach einigen Wochen vergeblicher Bemühung gaben sie die Sache verloren. Da kommt eines Tages der Graf heim und sagt zum Jäger: „Du, Wassilj, es kann Dir ewig leid thun, daß Dich die Fruzia, das Kammermädel, nicht wollte. Ein so liebes Ding!" — „Das wissen der gnädigste Graf?" — „Das weiß ich!" lacht der Xaver. Wassilj flucht im Stillen und geht. Aber acht Tage später, da der Graf wieder in der Dämmerung nach Mielnica ausreitet, hört er Hufschlag hinter sich — es ist sein Wassilj. „Halten zu Gnaden, gnädigster Graf, aber wozu sollen wir wieder, wie gestern, auf getrennten Wegen nach Mielnica reiten? Wir wollen ja doch in dasselbe Haus, nur daß sich dort der gnädigste Graf ins Erdgeschoß bemühen, während ich in den ersten Stock gehe!" Der Graf bleibt starr! „Kerl!" flucht er dann, „Du hast ein unverschämtes Glück!" — „Ja, Gottlob, es thut's!" erwidert mein Wassilj ganz bescheiden.

„Das war im Spätherbst, knapp vor jenem großen Schnee. Aber im nächsten Frühling, da hat sich doch die Hoffnung ihrer Feinde erfüllt, und die beiden jungen Menschen haben sich gegenseitig unschädlich gemacht für alle Ewigkeit. . . .

„Es ist eine traurige Geschichte.

„Da war des Jasko älteste Tochter, kaum fünfzehnjährig, Kasia hat sie geheißen, wie ihre Mutter, aber sie war viel schöner, als jemals diese meine Kasia war, wunderschön war sie und klug und brav — die ganze Gemeinde hat das Kind lieb gehabt. Da kommt einmal der wilde Wassilj in den Hof des Jasko, ihm Glück zu wünschen zu seiner Genesung und sieht sich dabei die Kasia genauer an und natürlich, sie gefällt ihm sehr. Nun, werden Sie glauben, nun kommt die gewöhnliche Geschichte: er beschwatzt sie und verführt sie. Aber weit gefehlt! – zu diesem Mädchen bekommt er plötzlich die große Liebe, während er bisher zu allen Weibern nur die kleine Liebe hatte. Das ist aber ein großer Unterschied, Herr! Wer die kleine Liebe bekommt, wird keck und beschwatzt die Geliebte und küßt sie toll und kommt ans Ziel. Aber wer die große Liebe bekommt, wird scheu und schüchtern, fürchtet sich vor seinem Mädchen, schweigt oder stottert in ihrer Gegenwart und selbst in seinen Armen ist ihre Unschuld sicher, wie in einer Kirche. Und dann: zehnmal, hundertmal kann man die kleine Liebe bekommen, aber die große Liebe bekommt jeder Mensch nur einmal im Leben. Also — der wilde Wassilj ändert sich, säuft nicht mehr, rauft nicht mehr, lebt keusch, wie ein achtzigjähriger Mönch, kurz: wird ein ganz zahmer Wassilj. Alle wundern sich, Niemand ahnt den Grund, nur Eine ahnt es, die Kasia, obwohl er es ihr nie gesagt hat. Aber die große Liebe ist wunderbar

wie Alles, was nur von Gott kommt und gar nicht vom Teufel, allwissend ist sie auch, just wie Gott. Nun — einmal sagt er es ihr auch, bei der Frühsaat. Die Kasia steht allein auf dem Felde, säet Hanf. Wassilj reitet vorüber, grüßt, reitet weiter, ist aber plötzlich wieder da. Vom Pferde springt er, wird roth, zittert und beginnt natürlich mit einer ungeheuer dummen Frage, ob sie ihm ein Schwefelhölzchen geben kann, für seine Pfeife. Natürlich, sie hat keines, bedauert es sehr. Darauf schweigen sie fünf Minuten und dann sagt er: „Eigentlich soll ein Raucher immer Schwefelhölzchen haben." — „Ja", sagt sie und so kommen sie ins Gespräch über Schwefelhölzchen, dann über das Säen und den Hanf, über den Jasko und den Bären, und plötzlich liegen sie einander in den Armen, Herz an Herz und Lippe an Lippe und wissen selbst nicht wie. Sein Pferd hat inzwischen auch eine vergnügte Stunde, grast ein halbes Joch junges Korn ab. Dann sagt der Wassilj zu dem Mädchen: „Dich heirate ich oder Keine. Jetzt aber bin ich ein armer Diener und obendrein bin ich der wilde Wassilj. Also ich muß etwas erwerben und meinen Ruf verbessern, ehe ich um Dich freien kann, die Tochter unseres zweitreichsten Bauers, der vielleicht sogar Richter wird. Das braucht Zeit, vier, fünf Jahre. Aber Gottlob! Du bist so jung! Du kannst warten. Willst Du warten?" — „Ja!" sagt sie. — „Und bleibst mir treu?" — „Ja!" Nun, natürlich, das

ist schon so bei der großen Liebe und hätte er sie gefragt: „Und willst von nun ab immer auf dem Mond mit mir zusammenkommen?“ sie hätte auch „Ja!“ gesagt, und gar nicht erst gefragt, welche Straße auf den Mond hinaufführt. Sie haben aber keinerlei Zusammenkunft verabredet, weder auf dem Monde, noch auf der Erde, sondern sich begnügt, einander von der Ferne zu sehen und mit den Augen zu grüßen und waren auch schon so glücklich genug.

„Dies Glück hat aber den Teufel verdrossen oder eigentlich nur seinen Knecht, den Maciek. Der roch die heimliche Liebesgeschichte, wie? ist räthselhaft. Diesen Augen, so sehr sie schielten, blieb nichts verborgen. Nun haßte er aber den Wassilj glühend, weil er ihn immer behandelte, wie ein Herr seinen Leibeigenen. Denn der Maciek war den Beiden überhaupt wie ein Hund; brauchten sie ihn, so bekam er einen Brocken, und brauchten sie ihn nicht, einen Fußtritt. Voll Gift also war die Kröte und nun hatte sie Gelegenheit, es auszuspritzen. Fängt also an, dem Grafen von der Kasia zu erzählen, bis der Graf sie einmal anschaut und richtig furchtbar Feuer fängt. „Maciek, schaffe mir das Mädchen!“ Der verspricht's, „aber der Wassilj“, sagt er, „darf nichts davon erfahren, sonst schnappt er Ihnen den Bissen fort.“ Also, der schweigt. Aber der Kuppler bemüht sich vergeblich bei dem Mädchen, sie weist ihn entrüstet ab. Ihrem Vater freilich

erzählt sie nichts davon, wohl aber dem Wassilj, der ist ohnehin in Allem zugleich ihr Beichtvater und ihr Gott. Der Wassilj wird wüthend, dann aber beruhigt er das Mädchen und geht zu seinem Herrn. „Gnädigster Graf, verführen Sie alle Mädchen auf Erden, nur des Jasko Tochter nicht. Und bei dieser einzigen verbieten Sie dem Maciek, sein Handwerk zu üben.“ — „Warum?“ — „Weil es meine Braut ist“, und dabei treten dem jungen Menschen die Thränen in die Augen. Der Graf sieht ihn erstaunt an, dann aber sagt er ernst: „Das ist etwas Anderes, und ich gebe Dir mein Ehrenwort, ich denke nicht mehr an sie.“

„Da versprach er freilich mehr, als er halten konnte. Denken mußte er doch an das wunderschöne Ding und der Maciek sorgte ehrlich durch tausend kleine Künste, daß er's nicht vergaß. Dazu lag er ihm in den Ohren: „Der Wassilj hat Sie betrogen, er will das Mädchen verführen, das ist das Ganze! Schicken Sie den Wassilj fort und in drei Tagen gehört die Beute Ihnen!“ Nun war der Graf gutmüthig, aber schwach und ein Knecht seines Blutes. Er zaudert zwei Tage und am dritten schickt er den Jäger fort, nach Tarnopol, neue Gewehre einkaufen. Ruhig reitet der arme Wassilj fort, er hat ja das Ehrenwort seines Herrn. Der Maciek aber erkundet, daß die Kasia am nächsten Tage allein auf einem entlegenen Felde, bei den «drei Buchen», arbeitet, und lügt dem Grafen vor,

daß sie willig ist und ihn dort erwartet. Erst wie er ihn hingeleitet, meint er: „Und wenn sie sich auch sträubt — wir sind ja unser zwei!“ Wieder zaudert der Graf, aber nur einen Augenblick; er hat ja nie gelernt, sein Gelüst zu bezähmen und geht weiter. Nun! sie waren ja wirklich ihrer zwei und die Kasia ein schwaches Mädchen, und die Unthat geschah. . . .

„Todtenblaß, zitternd, mit starren Augen kommt endlich das arme Kind heimgeschlichen. „Was ist geschehen?“ fragen die Eltern, die Nachbarn, aber sie bedeckt nur stumm das Antlitz mit den Händen. „Es gibt nur Einen“, flüstert sie endlich, „dem ich es sagen muß.“ Das ist wahrscheinlich der Pope, meinen die Leute, und lassen den Hochwürdigen bitten. Aber dem sagt sie es auch nicht. Und so trösten wir uns endlich, daß sie in der Dämmerung vor einem Gespenst erschrocken ist, vor einem «Blutsauger» oder «Ruhelosen» oder was dieser Geschöpfe mehr sind, welche nicht lebendig sind, noch todt und auf der Erde schweben dürfen, wenn die Sonne, das Auge Gottes, nicht mehr niederblickt, und von denen wir leider nicht erlöst sind, weil unser Heiland am Kreuze einen Augenblick lang an seinem himmlischen Vater gezweifelt hat. . .

„Nun — endlich kommt der Eine, dem sie es sagen muß, aus Tarnopol zurück und sie sagt es ihm. Sonst ist der Wassilj furchtbar aufbrausend, aber diesmal bleibt er ruhig, nur daß er bleich wird, wie ein Leichentuch und

aussieht, wie ein Todter. Stumm starrt er vor sich hin, dann blickt er zum Himmel auf und reckt die drei Schwurfinger empor. „Was thust Du?" fragt bange das Mädchen. — „Ich habe ein Gelöbniß gethan und ehe der Mond voll wird, erfülle ich es." Und hat es gehalten. Auf's Schloß geht er, schnürt sein Bündel, sagt zum jungen Grafen: „Ich kann nicht mehr Ihr Diener sein." Und geht zu seinem Bruder Wojtech. Dem erzählt er Alles und sagt: „Er muß sterben." — „Sterben", wiederholt der Wojtech und bittet: „Ich will ihn ermorden; Du aber, geliebter Bruder, bist für den Galgen zu gut." Aber Wassilj: „Nein! nur wenn ich es nicht kann oder nicht ganz vollbringe, fällt er von Deiner Hand. . . ."

„Eine Woche vergeht. Am nächsten Sonntag kommt der Maciek ganz freudig zum Grafen: „Soeben habe ich mit der Kasia gesprochen. Sie sagt, daß sie vor Sehnsucht nach Ihnen verschmachtet. Sie wartet heute in der Dämmerung auf Sie, bei den «drei Buchen». Und sie hat nur eine Bitte: daß Sie ihr eine recht große Schnur von recht rothen Korallen mitbringen." Der Graf lacht, nickt und reitet hinaus, ohne jede Ahnung; nur aus Gewohnheit hat er seine geladene Pistole im Sack, wie immer.

„Sein letzter Ritt, seine letzte Stunde. Draußen sitzt die Kasia. Er springt vom Pferde und will auf sie zu. Aber da steht der Wassilj zwischen ihm und ihr. „Hier

hast Du die Unthat vollbracht und an diesem Mädchen. Darum stirbst Du hier vor ihren Augen!" Blitzschnell greift der Graf nach seiner Pistole, aber rascher ist der Wassilj, schießt und trifft. Eine tödtliche Wunde durch die Lunge, aber noch hat der Graf die Kraft, seine Pistole abzudrücken. Aber blitzschnell springt der Wojtech vor und deckt seinen Bruder, seinen Abgott, mit dem eigenen Leibe. Und so trifft ihn des Grafen Kugel in das Hinterhaupt und er wirft sich noch einmal, wie ein Kreisel in der Luft herum und bricht todt zusammen.

„Im Dorfe ahnt keine Seele, was bei den «drei Buchen» geschehen. Wir sitzen in der Schänke, tanzen, trinken, kommen heim. Da klopft es uns aus dem ersten Schlaf heraus — es ist der Jasko, er ruft angstvoll hinein: „Ist meine Kasia nicht bei Euch?" — „Nein!" Wir schlafen wieder ein. Da — gegen die zweite Morgenstunde mag es gewesen sein — der Mond scheint hell, da klopft es wieder, sehr stark. Wir erwachen zugleich, mein Vater und ich. „Oeffnet! ich bin's, die Kasia!" Aber es ist nicht ihre Stimme, sondern eine fremde, seltsame Stimme, rauh und zitternd. Ich öffne — es ist doch die Kasia. Wankend tritt sie herein und wie ich Licht mache — Jesus! was ist das für ein Gesicht! — Wie eine lebendige Leiche war sie anzusehen, wie eine junge Greisin. Wir bekreuzen uns, das Wort bleibt uns in der Kehle stecken. Sie aber sagt zu meinem Vater:

„Onkel Fedko, weil Du der Richter bist. . . . Bei den «drei Buchen» liegt todt der Wojtech, durch eine Kugel des Grafen Xaver, und der Graf Xaver stirbt seit vier Stunden durch eine Kugel des Wassilj. Und der Wassilj ist auf des Grafen Pferd fortgeritten in die Berge, ein Hajdamak*) zu werden. Und ich sage es erst jetzt, sonst hätte der alte Graf den Wassilj noch eingeholt oder dem Xaver das Sterben sanfter gemacht, und es durfte nicht sein. Und das ist Alles!" Und preßt die Hände flach an die Schläfe und schweigt. . . .

„Wir stehen starr. Aber dann raffen wir uns auf, übergeben das Mädchen unseren Weibern, eilen mit unseren Knechten zu den «drei Buchen». Der Mond leuchtet noch hell genug. Da liegt der Wojtech, ist schon starr. Aber im Grafen ist noch ein Funke Leben. Und wie ich sein Haupt erhebe und auf mein Knie bette, schlägt er noch einmal die Augen auf. „Rettet!" flüsterte er, „ich — muß — leben!" Und athmet tief auf und stirbt.

„Wir tragen die Leiche hier unter die Linde, mein Vater läßt die Gemeinde berufen. „Man muß den Grafen benachrichtigen", sagt er. Aber da kommt Fackelschein

---

*) Das Wort ist unübersetzbar; es hat im Laufe der Geschichte dieses Volkes seine Bedeutung oft und charakteristisch gewechselt. Heute bedeutet es beiläufig einen Auswürfling der Ebene, der sich in die Berge schlägt und da — gleichviel durch welche Mittel — sein Dasein fristet.

durch die Nacht, es ist der alte Pole mit seinen Knechten; das Gerücht war schon ins Schloß gedrungen. Unheimlich war der Agenor immer, ein riesiger Mann mit einem dunklen Gesichte, das niemals lachte, und kurzen, weißen Haaren, aber so furchtbar ist er nie gewesen, wie da. Er tritt zur Leiche, seine Augen sind starr und wir sehen, wie sich sein Haar vor Entsetzen emporsträubt, ganz deutlich, wie Stacheln, ich habe nur noch einmal Aehnliches gesehen, an einem Verbrecher vor dem Tode. . . . Dann fragt er kurz, ganz heiser: „Wer ist der Mörder?"

„Alles schweigt.

„Alles schweigt, aber da reißt sich die Kasia von den Weibern los, die sie zurückhalten wollten. „Nicht der Mörder", ruft sie, „sondern der Rächer!" Und erzählt Alles, Alles. Und der alte Mann nickt fortwährend wie eine Maschine, als wäre er einverstanden mit jedem Wort.

„Dann rafft er sich auf. „Keine Minute verloren!" ruft er seinen Knechten zu. „Sattelt die Pferde, dem Wassilj nach. Wer ihn todt bringt, bekommt zehn Gulden. Aber wer ihn lebendig einliefert, daß ich ihn henken kann, wird ein reicher Mann, beim ewigen Gott, ein reicher Mann. Und Ihr, Ihr Bauern, — wer hilft uns jagen?"

„Wir rühren uns nicht. Nur einige Knechte eilen fort. „Schufte!" knirscht der Graf, „das Schweigen werdet



Ihr einst bejammern." Und dann wieder: „Bauern, wer hilft?"

„Keiner regt sich. Denn wir waren nur armselige Bauern und alle haben wir gezittert in jener Stunde und auch mancher arge Schuft war unter uns, aber so schuftig war doch keiner, um, selbst ein Ruthene, einen Ruthenen an den Galgen zu liefern, welcher einem Polen gegeben, was er um ihn verdient.

„Der Graf sagt nichts mehr. Nur noch zu den Knechten: „Bindet die Metze und aufs Schloß mit ihr."

„Aber wie sie die Kasia binden wollen, stürzt mein Vetter Jasko vor und wirft sich dem Grafen zu Füßen. „Gnade, Herr!" schluchzt er. „Zertritt mich nicht noch mehr, als ich nun schon bin. Herr! wie ein Berg liegt ja schon ohnehin das Elend auf mir. Dein Todter wird Dir nicht mehr lebendig, aber mein Kind wird nicht mehr rein und glücklich! Laß es genug sein, Herr!"

„Der Graf stößt ihn mit dem Fuße zurück, keine Wimper zuckt ihm dabei. „Bindet sie!"

„Da tritt mein Vater vor und zieht den Hut tief ab. „Hochvermögendster Herr! weil ich der Richter bin .... es ist meine Pflicht — was willst Du mit dem Mädchen?"

„Da fährt der Graf furchtbar auf: „Altes Hundsblut!" ruft er, „was wagst Du es, mich anzubellen?! ... Was ich mit dem Mädchen will? Ich brauche es Dir nicht zu sagen! Aber ihr sollt euch nicht rühmen dürfen, ihr Hunde,

daß ich es euch gehehlt! Henken lasse ich die Metze. Sie hat das herrliche Leben heimtückisch in den Tod gelockt — sie soll es wenigstens mit ihrem erbärmlichen Leben büßen . . ."

„Herr Graf", sagt mein Vater, „das darfst Du nicht thun! — es wäre gegen das Gesetz."

„Das Gesetz!" schreit er auf. „O, ihr feigen, feigen Bestien. Jetzt wäre Euch das Gesetz gut genug, sich dahinter zu verstecken. Hat der Mörder nach dem Gesetze gefragt? Nein! wie der Frevel war, soll die Vergeltung sein."

„Und er wendet sich zum Gehen. Da aber trete ich an ihn heran und sage ihm: „Herr, das Mädchen wird nicht aufs Schloß und Du wirst sie nicht henken lassen!" Und die Gemeinde hinter mir: „Nein, wir dulden es nicht!"

„Der Graf schaut mich an und wie ich in sein Gesicht sehe und diesen Blick aushalten muß — — zehnmal lieber stünde ich einem Bären gegenüber. Aber ich fasse mein Herz und spreche weiter:

„Wir dulden es nicht und wollen lieber unser Blut lassen, ehe wir es dulden. Nicht etwa wegen des Gesetzes. Recht hast Du, gnädigster Herr, daß das Gesetz mit dieser Sache nichts zu thun gehabt hat bisher, und daher auch nichts zu thun haben kann für die Zukunft. Mit einem und demselben Löffel soll man die Suppe zu Ende essen.



Und hier hat bisher nur das Recht gewaltet, das blutige Recht. Also auch Recht in Zukunft. Und nach diesem blutigen Rechte, Herr, hast Du nichts mit dem Mädchen zu thun . . ."

„Er schweigt noch immer und blickt wild um sich. Plötzlich tritt er an seinen Jäger heran und reißt ihm die Pistole aus dem Gürtel.

„Du wirst nicht schießen, Herr", sage ich. „Denn für mein Leben fällt das Deinige. Sieh Dir die Leute an, Herr, schieße nicht! Höre mich an, Herr! Rache und blutiges Recht war bisher in dieser Sache und so soll es bleiben. Der Graf Xaver hat das Mädchen zerstampft, wie ich diese Blume hier — ich ziehe den Fuß zurück, die Blume bleibt beschmutzt und gebrochen. Dafür hat das Mädchen ihn in den Tod gelockt — die Rechnung ist aus. Der Xaver hat dem Wassilj das Herz zerstampft und der Wassilj dem Xaver das Herz durchschossen, vielleicht ist auch diese Rechnung aus. Bedenke übrigens, daß hier der Wojtech liegt, todt und starr, und daß der Wassilj fortan leben muß, wie ein wildes Thier. Bedenke das, ich wiederhole: vielleicht ist auch diese Rechnung aus! Aber ich mische mich da nicht hinein. Wir wehren dir nicht, jage dem Wassilj nach, tödte ihn, wenn du kannst. Jedoch dies Mädchen ist gestraft genug und ihr geschieht nichts mehr, sonst — möge Gott uns Allen gnädig sein!"

„Und Gott war uns gnädig, dem Grafen und mir.

Denn als er die Pistole auf mich anlegte und losdrückte, da versagte der Schuß. Da er fünf Schritte entfernt von mir stand, so wäre es wohl sonst meine letzte Minute gewesen.

„Der Jäger fiel dem Rasenden in den Arm. „Herr Graf“, rief er, „der Mensch hier entgeht Ihrer Rache nicht, aber der Mörder entflieht“ . . . Das brachte den alten Agenor wieder zur Besinnung. Er warf sich auf sein Roß und jagte mit den Knechten fort, dem Wassilj nach, gegen die Berge, immer der Sonne entgegen.

„Aber wir waren noch lange, lange nicht mit ihm fertig . . .

„Wir waren noch nicht fertig mit unserem Grafen. Dieser Agenor war nicht der Mann, seine Rache fahren zu lassen.

„In den nächsten Tagen freilich ist nichts geschehen, was unsere Ahnung hätte bestätigen können. Da ritt er mit seinen Knechten ziellos im Lande umher, bis in die blauen Berge hinein, und suchte in kochender, stummer Wuth nach dem Wassilj. Aber von dem war keine Spur zu gewahren. Niemand hatte den Reiter gesehen oder wollte ihn doch mindestens gesehen haben. Denn unsere Leute billigten nicht, was der Wassilj gethan, aber seine Henker mochten sie doch nicht werden. Und dann — im Karpathenwald einen Menschen suchen! Das ist ja, als suchte Jemand ein Haar in einem Heuschober!

„Wir hatten inzwischen diese Zeit benützt, die arme Kasia in Sicherheit zu bringen. Unsere Leute sagten zu mir: „Du, Jwon, hast sie zum ersten Male gerettet, also thue es auch jetzt. Führe sie fort, weit weg, und verstecke sie bei guten Leuten." Aber ich habe diese Aufmunterung wahrhaftig nicht gebraucht, ich hätte es auch ohnehin redlich gethan. Ich weiß selbst nicht, warum mein ganzes Herz so für das arme, zertretene Kind war. Gewiß nicht blos aus Gerechtigkeit oder aus Mitleid, sondern — ja, ich weiß selbst nicht. Vielleicht, weil sie ihrer Mutter ähnlich gesehen hat und weil ich zu dieser Mutter einmal die große Liebe gehabt habe . . ."

Er hielt inne und lächelte sonderbar, der rothe, dicke, plumpe, weißhaarige Bauer. Ich aber dachte, daß die Dichter doch wohl Recht haben, wenn sie von der Jugendliebe sagen, daß sie das größte Wunder auf Erden ist . . .

„Da habe ich sie also auf meinen Wagen genommen und rechtzeitig fortgeführt über die Grenze, ins Russische hinein. Blaß ist sie dagelegen auf dem Stroh und stumm — mir ist es wahrhaftig nicht recht heimlich gewesen auf der Fahrt. Nur einmal sagt sie ganz laut: „Ich bin doch neugierig, was er mir antworten wird." — „Wer?" frag' ich. — „Gott!" — „Du willst mit Gott hadern?" sage ich. „Armes Mädchen, Du bist schwer genug gestraft!" — „Eben darum", sagt sie, „nun fürchte ich mich vor gar nichts mehr. Wer das erlebt hat, was über mich gekommen

ist, dem ist selbst die Hölle ein Kinderspiel. Ich werde Gott fragen, warum er Solches über mich hat kommen lassen. Ich glaube kaum, daß er darauf eine gute Antwort haben wird.“ — —

„Schon zwei Wochen darauf hat sie diese Frage stellen können; da ist sie vor Gott gestanden. In gute Pflege hatten wir sie gegeben, aber es hatte nichts genützt; sie war von Schmach und Unglück zerbrochen, wie der Sturm eine junge Tanne zerbricht. Und wie wir es erfuhren, da konnten wir nicht einmal recht betrübt sein, was hätte sie noch sollen auf der Erde?!

„Der Graf war inzwischen von seiner vergeblichen Jagd zurückgekehrt. Um zwanzig Jahre gealtert sah er aus, wie er so stumm und drohend ins Dorf einritt Er erkundigte sich nach der Kasia. Als er hörte, wir hätten sie geborgen, brauste er wild auf. Ich war entschlossen, nicht zu verhehlen, daß ich es gethan, und die ganze Gemeinde war mit mir entschlossen, es mit Gewalt abzuwehren, wenn er Gewalt gegen mich brauchen wollte.

„Aber es kam nicht dazu. Vielleicht, weil er todmüde war, vielleicht weil er die Folgen fürchtete und am wahrscheinlichsten, weil er ohnehin wohl wußte, daß sich später und in aller Stille Gelegenheit finden werde, Rache an mir zu nehmen.

„So blieb Alles still. Und zu den nächsten Pfingsten war die Wahl des Richters hier unter den Linden vor dem

Wirthshause und es fügte sich, wie vorauszusehen, daß ich gewählt wurde. Mein Vetter sprach selbst für mich und erzählte meine beiden Geschichten mit dem Bären und mit dem Grafen.

„So, Paniczu, das ist die Geschichte, wie ich Richter geworden bin. Mit dieser langen Geschichte bin ich fertig und jetzt will ich nur noch erzählen, welche Rechnung sich zwischen mir und dem Grafen angesammelt hat und wie wir sie ausgeglichen haben.

„Wenn heute ein polnischer Herr einen Haß gegen den Bauer hat, so braucht er ihn wahrhaftig nicht still hinunterzuschlucken. Und heute haben wir die «Konstitucya» und keine Robot mehr und Gott allein weiß, wie viele schöne Gesetze wir jetzt haben — ein Mensch kann es sich nicht so gut merken, vielleicht auch, weil er nicht viel davon spürt . . . Aber erst damals, vor dem «großen Jahr», da konnte sich ein Bauer, auch wenn er Richter war und ein ruhiger, kluger, gedienter Mensch, nicht rühren, wie ein Vögelchen war er in der Kralle des Adlers. Das Beste war, er muckste sich nicht, als lebte er gar nicht.

„Nun — der Graf Agenor haßte mich sehr und schwer war seine Hand auf mir, aber ich muckste mich doch, ich, Iwon Megega, und ein etwas ungeberdiges Vögelchen war ich. Freilich! es nützte wenig. Offene Gewalt brauchte er nicht, sondern nutzte nur unbarmherzig seine Macht.

„Das ging durch sechs Jahre fort und es waren

schwere sechs Jahre. Täglich gab es neuen Streit und Kummer. Heute fand er heraus, daß ich ihm monatlich um zwei Robottage mehr schuldig sei als bisher, morgen, daß mein Wiesengrund eigentlich ihm gehöre, übermorgen, daß mein Dach feuergefährlich sei und abgetragen werden müßte. Ich wehrte mich immer, aber wer unterlag, war auch immer ich. Daneben ging es über die Gemeinde her, jede Woche gab sich ein neuer Anstoß und vor dem Kreisgericht prozessiren, war fast ebenso bitter als nachgeben. Und weil der Graf sah, daß es ihm trotz aller Mühe nicht recht nach seinem Willen ging, so wurde er immer fürchterlicher.

„Zweierlei insbesondere wollte er: mich zum Bettler machen und daneben mich um das Richteramt bringen. Aber, wie gesagt, es ging nicht. Aermer wurde ich freilich und ohne die Hilfe der Nachbarn wäre ich vielleicht zu Grunde gegangen, aber eben diese Hilfe fehlte mir nicht. Und was das Zweite betrifft, so ließen sie mich gleichfalls nicht im Stiche. Und mochte ihnen der Graf noch so häufig sagen: „Schickt den Iwon zum Teufel und ich bin Euch ein gütiger Herr" — es regte sich doch Keiner gegen mich.

„Wir duldeten still. Zu keinem Gewaltstreich haben wir uns hinreißen lassen. Denn so ist unsere Art, Herr: Dulden bis zum Aeußersten, und dann, wenn das Maß voll ist, d'reinschlagen bis zum Aeußersten. Damals duldeten wir noch.

„Aber ein Anderer war wider den Grafen aufgestanden und rächte uns grauenhaft, tausendfach, fürchterlich, aber mit dem hatten wir nichts zu thun und gaben ihm keine Hilfe. Er brauchte sie auch nicht. Denn dieser Eine war, abgesehen von der Bande, welche ihm blindlings gehorchte, schon allein so fürchterlich wie fünfzig Männer. Das war Wassilj Konewka, der «wilde Wassilj», der jetzt freilich anders hieß: der «große Hajdamak».

„Diesen Beinamen hatte sich der fürchterliche Mensch ehrlich verdient und wer ihn gekannt hat, den wundert es nicht, daß noch heute, fast dreißig Jahre nach seinem Tode, die Lieder von ihm berichten und die Mütter in Podolien mit seinem Namen ihre Kinder schrecken. Wie er einst war, habe ich erzählt, aber wie er nun wurde, ist kaum zu sagen. Ueberaus blutgierig, überaus fürchterlich und doch nicht ohne Edelmuth. Es gab vor ihm viele Räuber im Karpathenwald und noch heute hausen ihrer genug zwischen Galizien und Ungarn, aber ein so gewaltiger Mensch hat sich dort nicht wieder erhoben. Gegen ihn war auch der andere große Hajdamak, der Fedko von Wolowce, ein harmloses Kind. Wie ein König hauste er in den Bergen, das ganze Pokutien war ihm unterthan und er war der wirkliche Herr dort, nur dem Namen nach war es der kaiserliche Kreishauptmann in Kolomea. So oft es dem Wassilj gefiel — und das gefiel ihm recht oft — bot er die Bande auf und sie brachen hinein in die Ebene

und raubten und plünderten bis an die russische Grenze. Nur wer sich widersetzte, ward zusammengehauen, sonst schonte er im Allgemeinen das Menschenleben, so viel er konnte. Wo er Widerstand fand, war überhaupt nicht mit ihm zu spaßen. Da schickten sie einmal von Putilla her einen Zug Infanterie mit einem Lieutenant in die Berge, um den Hajdamaken zu fangen oder doch mindestens in den tiefen Urwald zurückzuschrecken. Aber denen warf er sich mit seinen Leuten entgegen, und was nicht erschossen ward, stürzte kopfüber in den Czeresmosz oder ward von den Felsstücken zerquetscht. Nur Wenige blieben leben: darunter der Lieutenant. Die ließ er nackt ausziehen und jedem auf jenen Körpertheil, auf welchen man sonst keine Inschrift anzubringen pflegt, mit Wagenpech einen Galgen malen. So trieb er sie in die Ebene zurück*).

„Das stachelte natürlich die Gerichte und die Soldaten, und sie boten Alles auf, ihn zu fangen. Aber das ging nicht so leicht, wie es sich die Herren in der Kreisstadt am Tische ausgerechnet hatten. Wo ihn die Soldaten suchten, da war er nicht zu finden, und wo sie nichts von ihm träumten, da knallten plötzlich seine Büchsen aus dem Hinterhalt. Und so mußte man sich endlich darauf beschränken, die Ebene vor ihm zu schützen.

*) Historisch. In dieser Skizze ist überhaupt **nichts** erfunden, selbst das kleinste Detail ist der Wahrheit und Wirklichkeit nachgeschrieben.

„Das ging schon besser, weil man hier die raschen Husaren verwenden konnte, aber ganz gut ging es auch nicht. Wie ein Blitz war er mitten in der Nacht da, es war räthselhaft, wie er gekommen, und übte sein Werk, und als endlich die Husaren aus der nächsten Kreisstadt herbeigesprengt kamen, — hei! wo war dann schon der Räuber! Vielleicht just mitten in jenem Städtchen, woher die Husaren kamen und welches sie schützen sollten — auch dieser Fall ist mehr als einmal dagewesen.

„Da sahen die Schreiber des Kaisers, daß hier mit Gewalt wenig zu verrichten sei und versuchten es mit Geld. Tausend Gulden versprachen sie Jenem, der ihnen den Räuber einliefern würde oder mindestens seinen Kopf. Und wenn dies ein Mitschuldiger thue, so sollte er straffrei sein. Aber auch das nützte nichts. Die Bande hing an Wassilj wie an einem Gott; wenn er ihnen befohlen hätte, sich selbst den Bauch aufzuschlitzen, sie hätten es vielleicht auch gethan. Und auch unter uns Bauern mochte keiner zum Verräther an ihm werden. Wir thaten nichts für ihn und nichts gegen ihn. Denn er war ein Frevler und darum war seine Sache nicht die unsrige. Aber er war ein Ruthene und rächte uns an den Polen, und darum waren wir nicht gegen ihn.

„Nur den Polen galt sein Haß, nur gegen die Polen richtete sich seine Frevelthat. Wenigstens im Anfang war es so. Auch in der Folge hat er nie einen Ruthenen be-

raubt, mochte er nun reich oder arm sein, und nie einen armen Juden. Aber auf die reichen Juden und auf die kaiserlichen Schreiber warf er sich später, als die Verfolgung gegen ihn immer größer wurde. Da wurde er überhaupt immer härter.

„Aber gegen keinen Menschen hat er so gewüthet, wie gegen unseren Grafen.

„Ich könnte zehn Stunden forterzählen und erzählte doch nicht aus, wie vielen Schaden er ihm zugefügt und wie viele tolle oder fürchterliche Streiche er ihm gespielt. Sein Leben hat er geschont, obwohl er mehrere Male in seiner Hand war, — warum? haben wir erst später erfahren. Aber gegen des Grafen Eigenthum wüthete er, und wenn es mit mir abwärts ging, so hatte ich doch wenigstens den Trost, zu sehen, daß auch mein Dränger nicht auf Rosen gebettet war und täglich mehr verarmte.

„Und mit welchem Hohn führte der Räuber seine Streiche gegen ihn! Da hatte z. B. der Graf aus England eine große Dreschmaschine kommen lassen. Bald, nachdem sie angelangt war, machte der «große Hajdamak» dem Meierhofe, wo sie verwahrt wurde, seinen Besuch. Aber er ließ nur einige Ochsen wegtreiben, der Maschine that er nichts. Einige Wochen darauf begann die Erntezeit und die Maschine erwies sich sehr nützlich. Schnell vermiethete der Graf, welcher sehr sparsam war, uns und unsere Robotleistung an einen Nachbar — er hatte ja seine Maschine. Aber drei Tage darauf loderte sie in

Flammen auf. Und am nächsten Morgen überschickte Wassilj einen höflichen Brief an den Grafen. Er hatte nämlich einen gewissen Jan Studownitzki in seiner Bande, einen verdorbenen Studenten vom Czernowitzer Gymnasium, der war sein Privatsekretär. In dem Briefe also stand: «Es hat nur gewartet werden müssen, bis sich der gnädigste Herr Graf überzeugt, daß die Maschine wirklich vortrefflich ist.» Und nun hatte Agenor auch noch den Schaden, daß ihm seine Ernte halb verfaulte, seine eigenen Arbeitskräfte hatte er ja vermiethet!

„Das war so ein Streich aus Hunderten. Es war eine böse Zeit. Der Graf gegen uns und Wassilj gegen den Grafen — es war eine Zeit, daß man jeden Abend beten mußte: «Herr Gott, ich danke Dir, daß ich noch lebe und für morgen Brod habe." Bis übermorgen hat wirklich Niemand zu denken gewagt.

„Da sollte die böse Zeit unerhört und unerwartet enden und wir erlebten Alle unsere Abrechnung.

„Sechs Jahre waren verflossen, seit ich Richter geworden, und man schrieb das Jahr 1846, da begann ein seltsames Gerücht durch die Welt zu gehen. Schon gleich hinter Neujahr her und dann immer stärker, je mächtiger der Tag wurde. Es hieß, die Polen wollten einen großen Aufstand machen, das klang zwar fast unglaublich, denn es standen ja Soldaten im Lande und die polnischen Herren konnten wissen, daß wir dem Kaiser treu waren.

Aber diese Menschen sind leichtsinnig wie die Kinder — wenn sie auch nur so gut wären wie die Kinder! Also — es war doch wahr, von Krakau hörte man es, auch von Lemberg her und bald konnten wir mit eigenen Augen gewahren, daß etwas im Zuge war. Die polnischen Herren besuchten sich gegenseitig sehr fleißig, das war ein ewiges Hin- und Herfahren und Berathen und bald konnten wir eine Menge neuer Gesichter sehen: blutjunge Herrchen aus dem Städtchen, die plötzlich dringende Geschäfte im Dorfe hatten. Da sagte mir mein Vater: „Iwon, du bist Richter und hast dem Kaiser gedient. Sieh zu, daß wir unsere Pflicht thun.“ Denn jetzt, wo ich Richter war, da befahl mir mein Vater nicht mehr, sondern gehorsamte mir, wie jeder Andere in der Gemeinde. Und da berufe ich die Versammlung der Männer hier unter die Linde und sage: Dingelt Eure Sensen scharf und gerade. Denn man kann nicht wissen, was kommt. Im Uebrigen wollen wir Wache halten auf der Straße und Jeden fragen, wozu er im Lande herumfährt und ob er einen Paß dazu hat. Das ordne ich aus eigener Macht an. Im Uebrigen will ich morgen zur Stadt fahren und des Kaisers Schreiber befragen.

„So that ich auch am nächsten Tage. Es war dies aber eine ganz feige Memme, dieser kaiserliche Schreiber in Barnow. Er hat vor mir geweint und die Hände gerungen: „Ein Aufstand — ich bin ein Mann in den



besten Jahren — wie Schade, wenn ich ums Leben käme. Ich will fort.‹ Es ist auch der Kassen wegen ... Und wenn die Polen kommen, in Gottes Namen, ergebt Euch ihnen, aber nur kein Blutvergießen!“ Und dabei hat er fortwährend gezittert, wie der Aal in den ukrainischen Sümpfen.

„Da kehre ich heim und denke mir: Wenn du eine schuftige Memme bist, so ist es doch nicht nothwendig, daß dies Jeder ist. Ich bin ein Mann, ich will meinem Kaiser die Treue halten. Meinen Bauern aber sage ich nichts von dieser Unterredung. Und wir fahren fort, auf der Hut zu sein und die Straße zu bewachen.

„Am nächsten Sonntag begibt sich etwas Seltsames. Wir sind vor der Schenke versammelt. Da kommt ein Trupp Reiter vom Schlosse, voran der Graf, Alle bewaffnet. Wir treten enger zusammen und heben die Sensen; wer eine Büchse hat, ladet sie. Aber es kommt anders, als wir erwartet. Mit freundlichem Angesicht reitet der Graf auf uns zu: „Ihr Bauern! Es ist Zeit, daß Ihr Eure rechten Freunde erkennet. Es kommt eine neue Regierung ins Land. Ihr erstes Gesetz wird sein, den Bauer frei zu machen. Darum schließet Euch uns an und rufet mit uns: «Es lebe die Republik!»“

„Da trete ich vor und sage: „Wir sind gar nicht in der Laune, dergleichen zu rufen, sondern vielmehr sind wir in der Laune, Dir, gnädigster Herr Graf, und den übrigen

verdammten Hochverräthern den Schädel einzuschlagen. Sofern Ihr Euch nicht augenblicklich hinweghebt, werdet Ihr Euer Wunder erleben, fort mit Euch!"

„Da sprengten sie fluchend davon und einige Tage war es still von ihnen.

„Dann geht ein neues Gerücht durch das Land; bei Krakau ist wirklich der Aufstand ausgebrochen, und die polnischen Bauern haben sich für den Kaiser erhoben und schlagen ihre Herren todt, sogar mehr, als nothwendig ist. Und da heißt es sogar, wir sollen hinauf, über Lemberg hinaus, als Landsturm, um dem Morden Einhalt zu thun. Das will uns aber nicht recht in den Kopf, daß wir die Polen schützen sollen und ich gehe wieder zum Schreiber in Barnow und frage ihn, was daran wahr ist. Der ist jetzt ein Held, geht einher wie ein Pfau. „Wir haben die Polen besiegt", sagte er. „Ich danke Euch, daß Ihr den Polen Widerstand geleistet, wie ich Euch damals beschworen habe. Das hat diesen Rebellen Respekt eingeflößt, besonders daß ich auf meinem Posten geblieben bin: wie ein Held habe ich dem Tode ins Antlitz gesehen." Dann meinte er, der Landsturm werde nicht aufgeboten werden, denn es schade nichts, daß man die Polen ein Bischen todtschlage, aber wir sollten das vermeiden, wenn wir könnten. „Natürlich!" sage ich, „wir sind keine Mörder, und so lange unser Graf ruhig bleibt, soll ihm kein Haar gekrümmt werden. Darauf gebe ich mein Wort."

„Wie ich dies Wort gab, da ahnte ich nicht, daß ich es noch am selben Tage würde halten müssen. Wie ich heimkehre, sehe ich hier unter der Linde etwas Unerhörtes. Der Graf und zwei Adelige, seine Gäste, geknebelt und an die Bäume gebunden, schon halbtodt vor Todesangst. Und vor ihnen der «große Hajdamak» und seine Bande, und seitab unsere Männer. „Gut, daß Du kommst", ruft mir der wilde Wassilj entgegen, „auf Dich habe ich gewartet, um mit Dir zusammen diese Elenden zu richten. Das ist der Tag, wo wir den Polen heimzahlen können, was sie uns gethan". Aber da trete ich vor und sage: „Mit Dir zusammen richte ich nicht. Ich bin ein ehrlicher Mann, der nur für sein Recht kämpft, Du aber bist ein Räuber. Hebe Dich hinweg, Wassilj, an Deinen Händen klebt Blut. Lasse diese Männer hier frei — ich rathe es Dir in Gutem. Thust Du es nicht, dann muß ich die Gemeinde gegen Dich aufbieten und wir müssen gegen Dich streiten, so schwer es uns fiele. Und das ist meine Ueberzeugung, so wahr mir Gott helfe."

„Der Wassilj bleibt stehen wie erstarrt und wird blaß wie der Tod, seine Hand zuckt nach seinem Gewehre, um auf mich anzulegen, dann aber läßt er die Hand sinken und greift sich ans Herz und lacht fürchterlich auf. Und dann winkt er seinen Leuten und zieht ab.

„Ich lasse den Grafen losbinden, und wie er mir danken will, entgegne ich: „Laß es gut sein, Graf! Nicht

Deinetwillen habe ich es gethan. Dafür möge ich mich schämen. Aber um Gottes und des Rechtes Willen habe ich es gethan."

„In derselben Nacht hat sich der «grüne Hajdamak» selbst erschossen. Und Folgendes hatte er seinem Schreiber aufzeichnen lassen, ehe er in den Tod ging: «Um meines Volkes willen bin ich ein Frevler geworden und mein Volk hat mich verstoßen. Darum mag ich nicht länger leben.»"

„Es hat mir bitter Leid gethan um diesen Menschen, wie ich es gehört habe, und schwer war mir mein ganzes Leben hindurch der Gedanke, daß ihm mein Wort den Tod gebracht. Aber ich habe nicht anders gekonnt.

„So, Herr, das ist die Geschichte; wie der «wilde Wassilj» geendet und wie ich mit dem Grafen Agenor meine Rechnung abgeschlossen."

Hier schließt mein Bericht von meinem Freunde Iwon Megega. . . .

Nikolaj Pawloff.



Im Volksmunde der Großrussen lebt ein seltsames Märchen; es ist nicht slavischer, sondern orientalischer Färbung, und so mögen es vielleicht die Mongolen aus der Wüste des Hochlandes mitgebracht haben in die Steppen der Niederung. In diesen Steppen, erzählt das Märchen, hebt irgendwo — wer weiß, wo?! — eine Wunderblume ihre zarte Blüthe, ewig grün, unsterblich, allen Gesetzen des Wachsens und Welkens entrückt. So lange es auf Erden blüht und sproßt, kann man sie nicht gewahren, denn das Riedgras und die Steppenblume heben ihre Häupter höher und decken das zarte Kräutlein dem Blick. Aber wer zu trauriger Herbstzeit über die kahle Steppe geht, kann die ewig grüne Blume sehen, und dann weist ihm schon von ferne der Duft, daß es die Wunderblume ist, die er gefunden. Eigenartig ist dieser Duft und unsäglich süß und herrlich; es gibt kein Aehnliches auf Erden, geschweige denn ein Gleiches. Und wer ihn eingesaugt, dem ist die ganze Welt verwandelt. Er versteht Alles, Alles; was stumm ist, redet zu ihm, und was Sprache hat, kann ihm nicht lügen. Aus dem Schall

heuchlerischen Wortes liest er die tiefgeheimsten Gedanken, und Thier und Baum und Fels reden ihm in verständigen Zungen, und er hört das Lied, welches Nachts die Sterne singen, indeß sie kreisen. Traurig ist Jeder geworden, der diesen Duft getrunken, traurig ist Jeder darüber geworden, denn — sagen die armen Leute in der großen Ebene — es ist kein fröhlich Lied, welches das All durchbebt .... Und nur Wenige, sagen sie, sind wahrhaft weise geworden, da sie dies Lied verstanden, und mild und erbarmend; die Meisten wurden grausam, hart, thöricht. Glücklich aber ist nie Einer geworden, der die Wunderblume gefunden. Und dennoch wandern, wenn es Herbst geworden, Viele hinaus und suchen nach ihr und suchen....

Nur die thörichten Leute im Osten?! Ach nein! Alle, welche «der Schmerz der Creatur» anfaßt und zu Boden schmettert, wir Alle, soweit sich die Himmel über uns wölben, entgötterte Himmel! Im Frühling freilich zieht Keiner aus, die Wunderblume zu suchen; so lange uns die Erde im Blüthenschmucke lächelt, bedürfen wir ihrer nicht: die Freude und die Hoffnung heben ihre Häupter zu hoch, als daß wir sie gewahren könnten. Aber wenn diese holden, vergänglichen Blüthen gemäht oder gewelkt dahingesunken, dann haben Unzählige die Wunderblume gefunden. Die Welt war ihnen verwandelt; kein herrliches, vortreffliches Werk, sondern so voll Fehl und Makel, daß sie, um ein Atom schlechter, gar nicht mehr bestehen

könnte; das Leben ein wüster Kampf, in welchem das Stärkere siegt, gleichviel, ob es das Bessere oder Schlechtere; der Mensch ein leidbeladener Kämpfer, welchen der Instinct zwingt, erbarmungslos weiter zu hasten. Treten oder getreten werden — es ist kein fröhlich Lied, welches das All durchbebt. ... Und Unzählige haben es verstanden, Unzählige! Denn es ist eine Lüge, daß der Pessimismus eine Krankheit ist oder gar eine Mode, welche der Einfluß einzelner machtvoller Persönlichkeiten, wie des Philosophen von Frankfurt, zu erwecken vermag. Der Pessimismus ist eine überaus gewaltige und ehern begründete Weltanschauung, welcher der denkende Mensch nicht zu entrinnen vermag, soferne er sich nicht aus der Tiefe des Gemüths sein Rüstzeug holt; nur der unbegründete Optimismus im Herzen vermag den begründeten Pessimismus im Hirne zu schlagen. Aber wie Viele sind's, denen dies in Wahrheit gelingt? Glückliche freilich schafft der Pessimismus nicht, und dennoch treibt es so Viele, den Duft dieser Lehre zu trinken. Freilich, es muß Herbst geworden sein. ...

Herbst, tiefer Herbst! Und nirgendwo herbstet es früher und gründlicher, auf der Haide und in den Herzen, als in der Heimat jenes Märchens. Vielleicht wird es da sogar nie echter, rechter Frühling, wo die Veilchen blühen und zarte, lichte Lieder und gottdurchflammte Oden! Wie die Glocke des Himmels, welche über jener ungeheuren Ebene aufsteht, selbst an den schönsten Tagen nicht in

reiner Bläue strahlt, sondern allimmer von leichtem grauen Dunste umflossen ist, so liegt auf jener Volksseele ein räthselhafter, rührender, untilgbarer Hauch der Schwermuth. Der Pessimismus wächst in Rußland wild wie die Steppenblume. Darum umschatten die Lieder dieses Volkes das Herz, aber die Sprüche dieses Volkes sind harte, erbarmungslose Wahrheit und machen das Hirn klar. Die arme Seele, welche in dichterischem Worte noch schmerzlich nach Erlösung stammelt, erhebt sich im Sprichwort zur höchsten Weisheit dieser Erde: «Sustine et abstine!» ... „Denken Sie nur“, sagte mir einst in Kiew eine deutsche Frau ganz verblüfft, „unser alter Diener, der Fedko, ist ein Schopenhauerianer.“ Das war er nun freilich nicht, aber eine verwandte Weltanschauung quoll ihm aus den Instincten seiner Race, und sein Lieblingswort war: „Wenn ich dieses Haus so in Ordnung halten würde, wie Gott die Erde, dann verdiente ich dreimal täglich die Knute!“

Mit kaum größerem Rechte, als jene treffliche Frau von ihrem alten Fedko, behauptet heutzutage die westliche Welt von den russischen Poeten — und sogar die Literar-Historie behauptet es vielfach — sie seien insgesammt Jünger des «Brahma unserer Zeit» und leisteten ihm in ihrem Schaffen getreuliche Heerfolge. Das ist eine crasse Unrichtigkeit, welche nur durch zwei Momente erklärlich wird: durch die geringe Kenntniß jener Literatur und



durch den Mangel an philosophischer Bildung, welcher freilich nachgerade ein trauriges Kriterium unserer Zeit wird. Wer im Gedankenkreise Schopenhauer's steht, ist Pessimist; aber nicht jeder Pessimist steht in diesem Gedankenkreise; unter den russischen Poeten sogar sehr wenige — freilich auch just die besten und edelsten: Iwan Turgenjeff und Nikolaj Pawloff.

Es lohnt sich vielleicht, eine Andeutung darüber zu geben, freilich leider nur eine flüchtige. Pessimisten sind die modernen Dichter Rußlands insgesammt, weil sie in engster Verbindung mit ihrem Volksthum und aus diesem heraus schaffen. Die «Classiker» Rußlands, nüchterne, steifleinene Gesellen, welche mit griechischen und römischen Namen erschrecklichen Mißbrauch trieben und in die heitere antike Welt mit stumpfen Mongolen-Augen hineinglotzten — sie freilich waren Optimisten und ihre Schäfer schier so glückselig, wie die Lämmlein, welche sie weideten. Und den großen Romantikern Puschkin und Lermontoff war der Pessimismus vielleicht nur eine geniale Laune, nicht zum geringsten Theil durch den Einfluß Byron's hervorgerufen. Aber seit das Kunstprincip des Realismus in Rußland gesiegt, ist damit auch der Sieg der pessimistischen Weltanschauung entschieden. Seit die Dichter dort im Allgemeinen die Wahrheit sagen, haben sie es auch im Speciellen aufgegeben, die Erde als ein Eden zu malen. Seit die Dichter sich dem warmen quellenden Leben ihres Volkes

zuwenden, vermögen sie sich auch den Instincten, der angebornen Weltanschauung desselben nicht zu entziehen.

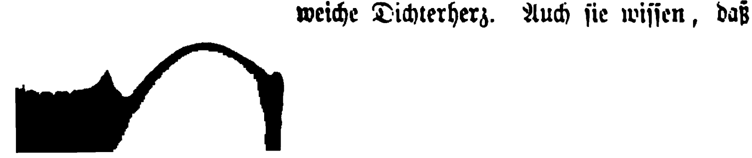
So sind sie denn insgesammt Realisten, was ihr ästhetisches, Pessimisten, was ihr philosophisches Glaubensbekenntniß betrifft. Insgesammt! — aber gleichwol sind sie durch unermeßliche Schranken geschieden, nicht etwa blos durch Tiefe und Breite individueller Begabung. Denn es kommt nicht allein darauf an, daß man die Wahrheit sagt, sondern auch, wie man sie sagt und zu welchem Zwecke. Es kommt nicht allein darauf an, daß man das Leben in wahrem Lichte sieht und alles Weh erkennt, das auf dem Menschensohne lastet, sondern auch, welche Resultate man daraus zieht.... „Nur Wenige", erzählt das Märchen, „sind weise geworden, da sie den Duft der Wunderblume getrunken, und mild und erbarmend; die Meisten wurden grausam, hart, thöricht." Unter den Erzählern Rußlands lassen sich zwei Gruppen unterscheiden, von welchen die eine durch ihre Zahl imponirt, die andere durch ihr Talent. Letztere formirt sich aus den Jüngern Schopenhauer's, erstere aus den Nihilisten.

„Die Meisten wurden grausam, hart, thöricht." Sie ist wahrlich nicht herzerquickend, die Lectüre dieser modernen Russen. Glänzende Begabung läßt sich vielen nicht absprechen, aber wie wird sie angewendet! Mit wahnwitziger Gier wühlen diese Fanatiker der Verzweiflung in den ekelsten Schwären, in den häßlichsten Wunden, aus denen

Menschenthum blutet, und von dem kümmerlichen Licht, welches dies Leben durchstrahlt, wenden sie sich grundsätzlich ab. Und mit welch ekelm Behagen, mit welch brünstigem Cynismus wird all das Gräßliche und Häßliche ausgemalt! Die Lehre aber, welche diese fürchterlichen Prediger verkünden, die Lehre lautet: „Da Alles erbärmlich ist, warum nicht auch du? Unrecht leiden ist die größte Thorheit, Unrecht thun, sofern es nützt, größte Weisheit. Und da diese Erde Alles ist, worauf du hoffen kannst, wolan! betäube dich und genieße, genieße, genieße!" Klug ist, wer erbarmungslos und eigennützig ist, und die Nützlichkeit ist die einzige Richtschnur des Handelns. Das wird immer wieder an gräßlichen Beispielen ausgeführt, und fast harmlos klingt es im Vergleich dazu, wenn wir z. B. in einer dieser Novellen lesen, was der sterbende Vater seinem Sohne sagt: „Lieber Junge! Ich rathe dir, im Allgemeinen tugendhaft zu sein, weil die Tugend weit weniger Geld kostet, als das Laster. Was die Mägde betrifft, so verführe nie eine, die in deinem Hause dient, sondern lieber jene des Nachbars; es ist wegen des nöthigen Respects und" — hier starb er....

Wie diese hochbegabten Männer zu so trauriger Ausnützung ihres Talentes kommen, ist meist unschwer zu errathen. Aus dem niedrigen Volke hervorgegangen, haben sie — gewöhnlich in Seminarien — eine dürftige Bildung genossen und sind hier gleichzeitig von jener sonderbaren,

zuwenden, vermög len Strömung ergriffen worden,
gebornen Weltan lten durch tausend geheime Canäle
So sind si hnen nicht blos der Gott, welcher
ästhetisches, Pessi dern leider auch jener, welcher in
bekenntniß betr icht. Da verlieren sie das Behagen
sie durch unc stürmen wild ins Leben hinaus
blos durch Ti von Glück und Genuß. Es bleibt
es kommt ni nmt zu jener schwermüthigen Stim-
sagt, sonde von vornherein als echten Söhnen
Zwecke. E nt, noch ein persönliches Motiv zu
Leben in r g. Dazu die Halbbildung, dies bitter-
auf dem s tausendfach mehr Unheil auf Erden
sultate r Unbildung. Da lesen sie Moleschott
das Mä Schopenhauer und Hartmann und
Wunder e Brocken auf, die ihnen in den Kram
Meister rige verstehen sie gar nicht oder schief.
zähler Nihilisten und wüste Lumpe dazu. So
von r rer reichen Gaben und Gnaden nichts
durch Spott-Teufel, welche grinsend den armen
Sch nschheit, umstehen, ihm alle seine Wunden
alle seine Seufzer durch schrilles Hohn-
en!
ist es jene Wenigen, die Weisen, Milden,
N Auch sie erkennen, wie dunkel diese Erde
f Weh der Creatur geht ihnen doppelt schnei-
weiche Dichterherz. Auch sie wissen, daß



.chter nicht lügen darf in einer Zeit, deren ethisches
.rium das Ringen nach Wahrheit ist, daß zudem auch
Lüge schlecht gelingt: so groß ist der Jammer, daß
.es Gold des reichsten Dichterherzens ihn nicht zu ver-
golden, höchstens zu beflittern vermag. Selbst die schönsten Werke des optimistischen Idealismus sind nur hohle Flitter auf dem Trauergewande der Menschheit. Das wissen jene edlen, großen Erzähler Rußlands und handeln danach; auch sie sind Pessimisten, sind Realisten. Aber sie wissen auch, daß es jedes Dichters Beruf ist, die Menschheit zu trösten und zu erheben. Wie der Mann aus Samara neigen sie sich erbarmungsvoll über das Lager des Lazarus und vereinen ihre Klagen mit den seinen. Auch sie schweigen nicht von seinen Wunden, aber mit tiefstem, schonungsvollem Mitleid sprechen sie davon: es sind ja ihre eigenen! Freilich — zu heilen vermögen sie diese Wunden nicht; sie können die Noth und den Kampf nicht aus dem Leben hinwegschaffen, und auf die ewige Frage: „Warum leiden wir?" wissen auch sie keine tröstliche Antwort. Aber sie werden nicht müde, in dies qualvolle Hasten und Ringen hineinzurufen: „Friede dem Menschensohne! Die ihr Alle beladen seid, habt Mitleid mit einander, wüthet nicht gegen einander!" Und während jene falschen Propheten den Genuß als Glück preisen, mahnen diese Dichter im Geiste ihres großen Meisters: „Nur wer sich selbst befreit, ist erlöst! Und nur wer entsagt, ist

glücklich!" Aus der qualvollen Sansara geleiten sie uns zur Nirvana; auf Erden leidet nicht mehr, der „über Heil und-Unheil schwebt, gleichgestimmt für Tod und Leben."

So Iwan Turgenjeff, so Nikolai Pawloff.

Der Erste in Deutschland gekannt und gewürdigt, wie wenige Dichter der Weltliteratur. Und mit vollem Recht! Denn er ist auf seinem Gebiete, der Novelle, ein Genie. Vielleicht hätte dieser begnadete Mensch durch sein Schaffen auch die schwankende Kunstform des Romans für lange Zeit festgestellt, wäre ihm nicht von allen herrlichen Gaben Eine, freilich eben nur diese Eine, versagt geblieben: er componirt nicht spannend. In der Novelle macht sich dieser Mangel kaum fühlbar, und so hat Turgenjeff in diesem Genre absolut das Höchste geleistet. Es gibt derzeit keinen Novellisten, der ihm ebenbürtig wäre. Auch Paul Heyse und Gottfried Keller nicht. Ebensowenig sein Volksgenosse Nikolai Pawloff. Pawloff ist kein Genie wie Turgenjeff, er ist nur ein Talent, aber eines der reichsten und interessantesten, denen man begegnen kann. Wer ihn kennen lernt, wird anfangs fast erdrückt von dem Eindruck dieser überaus machtvollen, überaus originellen Individualität. Auch später wird Jedem wol der Eindruck feststehen, daß er hier einen Dichter kennen gelernt, welcher ganz einsam steht: in der Technik wie im Wesen. Pawloff ähnelt Niemandem, gar keinem anderen Erzähler, weder der russischen, noch der anderen Literaturen. Das macht



die Aufgabe, ihn zu charakterisiren, überaus verlockend, aber auch überaus schwer. Hiezu kommt, daß ich bei dem deutschen Publikum die Kenntniß seiner Werke nicht voraussetzen darf. Pawloff ist in Deutschland so gut wie unbekannt. Nur Weniges ist übersetzt, und nicht einmal das Beste. Das Wenige ist vor dreißig Jahren erschienen und spurlos verschollen. Ich selbst bin durch einen Zufall auf ihn hingeführt worden, durch die Bekanntschaft mit einer Frau, die ihn einst geliebt. Seit mir so die Kenntniß zuerst des Menschen, dann des Dichters vermittelt worden, stand mir der Entschluß fest, den ich nun hier ausführe. Ich habe lange damit gezögert; ich wollte mehr von seinen Werken kennen lernen und mehr von seinen äußeren Schicksalen. Es ist mir leider nicht geglückt. Vielleicht hat er auch wirklich nicht mehr geschrieben, als die zwei Bändchen Novellen, die ich von ihm kenne.

Das Wenige, was ich von seinem Leben weiß, bestärkt mich in dieser Vermuthung. Er ist im Anfange dieses Jahrhunderts zu Moskau geboren. Jäh verarmt und früh vereinsamt, arbeitete er sich durch eigene Kraft empor und heirathete noch als Student. Ein Jahr darauf war er Witwer. Den Schmerz zu verwinden, warf er sich in tollstes wildestes Leben. Das dauerte zehn Jahre, und während dieser Zeit schrieb er keine Zeile. Dann endlich erschienen seine drei ersten Novellen und machten ihn berühmt. Er machte eine glänzende soziale Carrière, ging

[illegible] Thun, das Stille und Abgeschiedenheit verlangt." [illegible] vermochte es nicht und schrieb in der Folge nichts weiter als drei weitere Novellen, schwächer als die ersten. Er war und blieb ein eleganter, [illegible] Mann, von den Frauen abgöttisch verehrt. Wie er ihnen als Dichter die Liebe vergolten, welche sie dem Menschen erwiesen, davon später. Ueber seine äußere Erscheinung erzählte Wilhelm [illegible]: „Ein Doppeleindruck von Jugend und Alter, wie er mir noch gar nicht vorgekommen! Etwas in der Art jener nordischen Dämmerung, von der man nicht weiß, ob sie noch dem Abend oder schon dem Morgen angehört. Ich konnte nicht unterscheiden, war es eine späte Jugend oder ein frühes Alter, was dies getheilte, zweifelhafte Licht auf das ganze Wesen des Mannes warf und dieses Widerspiel seiner Geberdung hervorrief, in der eine fast ceremonielle Säuberlichkeit mit einfacher Würde und eine unbewachte Lebhaftigkeit mit verständiger, selbst künstelnder Berechnung wechselte . . . Lange vor der natur-

gesetzlichen Zeit trat sein Geist unter die Waffen, und darum ist es vielleicht geschehen, daß er jetzt bei voller Streitkräftigkeit schon als ausgedienter Krieger im Invalidenhause des Indifferentismus sitzt.“ Diese Worte sind anfangs der Vierziger-Jahre geschrieben. In jenem «Invalidenhause» scheint Pawloff richtig sitzen geblieben zu sein. Wann Pawloff gestorben, weiß ich nicht, habe es auch aus Büchern nicht ersehen können. Vielleicht lebt er noch.

Man sieht, auch der Mensch Pawloff war eigenartig. Aber noch weit mehr ist es der Dichter.

Was zunächst seine Weltanschauung betrifft, so würde die Behauptung, er bewege sich im Gedankenkreise Schopenhauer's, kein auch nur annäherndes Bild davon geben. Im Ganzen und Großen predigt Pawloff als Dichter dasselbe, was Schopenhauer als Philosoph predigt. Aber es ist minder das Verhältniß des Jüngers zum Meister, als ein Nebeneinander. Was für Schopenhauer die Veden waren, waren für Pawloff vielleicht jene düsteren Lieder seines Volkes, die wie Seufzer über die Steppe tönen. Auch für ihn ist die Welt eine täuschende Fata morgana und Entsagung die einzige Quelle jeglichen Erdenglücks. Freilich ist der Dichter nicht so consequent wie der Philosoph: so scheint er an eine Art beschränkter Willensfreiheit zu glauben. Vielleicht brauchte er diese Annahme, um überhaupt noch dichterisch gestalten zu können. Dies ist ja ein vielverbreiteter Irrthum!

Turgenjeff ist davon frei. Er steht überhaupt auf freierer Höhe als Pawloff. Was für Goethe Spinoza war, war Schopenhauer für Turgenjeff; auch dieser Russe ist ein Olympier, wie der Zeus von Weimar. Von subjectiver Leidenschaftlichkeit des Mitleids, von einem heftigen Groll gegen das Geschick ist bei ihm keine Spur. Er für seinen Theil hat allen Schmerz der Welt überwunden. Anders Pawloff. Er klagt und klagt an. Das kann man bei vielen Poeten lesen, aber bei keinem klingt es so herzerschütternd, als bei ihm. Das wird durch seine Manier bewirkt. Kalt, ruhig, höchst objectiv, mit unsäglicher Eleganz beginnt er zu erzählen. Und je stürmischer und leidvoller der Inhalt wird, desto kälter und ruhiger wird die Darstellung. Da — urplötzlich, jäh, schrill, bricht ein Ruf tiefsten Mitleides aus des Dichters Brust, ein Verzweiflungsruf, eine schmerzliche Frage — das sind keine kunstvollen Farben mehr, mit denen er malt, das ist rothes, quellendes Herzblut. Aber nur wenige Zeilen — und wieder tritt der kalte, elegante Erzähler vor uns hin und fährt unbewegt fort. Wenn dies nur ein Effectstückchen, so ist es jedenfalls das gewagteste und geschickteste, welches je ein Dichter ins Werk gesetzt. Dem Eindruck läßt sich kaum entrinnen. Aber ich denke, es ist keine unkünstlerische Speculation, der wir uns da gefangen geben, sondern in der That ein Ausbruch tiefinnersten Wesens. Auch der Mensch Pawloff hatte einen ähnlichen Zug. „Da stand



er vor mir", erzählte mir jene Frau, „und sprach mir heiter, sogar etwas nachlässig, von seiner ersten Gattin, von seinem jungen Glück, so, wie man etwa mit leiser Skepsis eine naive Idylle berichtet. Dann sagte er noch: „Sie starb zwei Monate darauf", und sein Antlitz war todtenbleich, zwei jähe Thränen stürzten ihm über die Wangen, und gleich darauf fuhr er in der Idylle fort. Von jener Stunde habe ich ihn geliebt." Es ist mir mit dem Dichter Pawloff nicht anders gegangen. ...

Auch noch aus einem andern Zuge ließe sich schließen, daß Pawloff die Höhen eines philosophisch geläuterten Pessimismus nicht erklommen. Er begnügt sich nicht, das Schlechte zu beklagen und zu bekämpfen, er verachtet es auch. Sonst ist er sehr gerecht — von göttlicher Gerechtigkeit, würde ich sagen, wenn dies nicht ein bedenkliches Compliment wäre — dem Schlechten gegenüber vergißt er sich aber zuweilen. Das hätte Pawloff billig jenen biederen Erzählern überlassen sollen, welche der weißen Tugend den Tisch decken, nachdem sie dem schwarzen Laster das genügende Vomitivum in den Leib hineinpractizirt. Pawloff hätte wissen sollen, daß das Unglück auf Erden die Quelle aller Schlechtigkeit ist. Ein glücklicher Mensch kann leicht gut sein. Das ist das Schlimmste an den Pfeilen des Unglücks, daß sie das Herz nicht blos durchbohren, sondern auch vergiften. ...

Vielleicht wird, wer Pawloff kennt, diese meine leise

Rüge unbegreiflich finden und erstaunt ausrufen: „Im Gegentheil! Pawloff's Bösewichte sind viel zu licht gemalt!“ Es steckt ein Korn Wahrheit darin, gleichwol thue ich Pawloff nicht Unrecht. Man erlaube, dies auszuführen, weil es auf die stärkste Seite dieses dämonischen Talents hinführt. Teufel oder Engel hat Pawloff nicht gemalt, weil es solche auf Erden nicht gibt: derlei Geschöpfe in Menschengestalt zu entdecken, ist ein Vorrecht englischer und deutscher Gouvernanten, und das auch nur, wenn sie ältlich sind und Romane schreiben. Tugendhafte Menschen hat Pawloff überhaupt nie gemalt, auch solche nicht, bei denen der Kampf zwischen Gut und Böse mit dem Siege des ersteren Princips endigt. Höchstens als Nebenfiguren treten sie vor uns hin und sind mit Ausnahme einer einzigen Gestalt — Natalia Stepanowna im «Yatagan» — wenig gelungen. Pawloff's Dämone sind die Schattenseiten der Menschennatur. Aber einen fertigen Bösewicht hat er gleichfalls nie gezeichnet, sondern stets nur, wie Jemand böse wird. Er bringt uns nie in schlechte Gesellschaft, da wird Niemand zum Räuber und Mörder oder Fälscher, das sind Salonmenschen und elegante Frauen, die in ganz distinguirten Formen sündigen. Insbesondere sehen wir sehr häufig zu, wie ein schönes Weib strauchelt, sinkt und fällt — es ist dies ein Lieblingsthema, welches er mit wahrhaft entsetzlicher Geschicklichkeit variirt. Um so peinlicher ist dann der Contrast zwischen

dem Weiß des Gewandes und der Schwärze des Herzens — ein Contrast, welcher dem Leser das Herz zusammenschnürt — und wol auch dem Dichter! So fließt ein gewisser kalter Hohn, mit dem er mitleidslos den qualvollen Sieg des Bösen über das Gute begleitet, aus edler Quelle. Ungerecht bleibt er deßhalb doch, insbesondere den Frauen gegenüber.

Schon aus dieser Andeutung geht hervor, welche Stoffe Pawloff behandelt. In die Geschichte seines Volkes oder in das Leben der Bürger und Bauern hat er nie gegriffen: jene unsäglich reiche Welt, in welche uns Gogol und Turgenjeff, Pisemski und Danilewski führen, ist ihm mit sieben Siegeln verschlossen. Ort der Handlung ist stets der Moskauer Salon, seine Gestalten sind Russen, die sich bestreben Franzosen zu sein. Was man so gewöhnlich Handlung nennt, findet sich in diesen Novellen nicht; es geschieht äußerlich blutwenig, und das Wenige ist gar nicht seltsam oder auch nur neu. Faßt man dies Alles zusammen: die magere Handlung, den stereotypen Hintergrund und überdies die selbstgewählte Schranke, nur zu schildern, wie man böse wird, so könnte man vermuthen, Pawloff sei ein einförmiger, langweiliger Schriftsteller.

Einförmig? Langweilig? — Er ist einer der interessantesten, die man kennen lernen kann, und selbst der blasirteste Leser wird ihn nicht ohne tiefste Aufregung lesen....

Drei merkwürdige Vorzüge sind es, die dies bewirken.

Er ist arm an äußerer Handlung, das ist wahr, und ich füge sogar hinzu: das Wenige, was er da bietet, ist abgebraucht. Aber an innerer Handlung ist er ein Krösus, bei dem selbst Turgenjeff oder Otto Ludwig eine Anleihe machen könnten. Diese tausend Details der Seelenmalerei, die Fülle lebenswarmer Züge wirken oft verblüffend. Das Allergewöhnlichste wird hier neu, das Tiefgeheimste, was Andere nicht zu beobachten vermocht oder nicht auszusprechen gewagt, wird hier verkündet. Es ist eine Welt, in die wir blicken, just so reich, als die wirkliche Welt, aber noch bunter, weil concentrirt. Da gibt es zum Beispiel eine Novelle von ihm, die an Armuth äußerer Handlung das Schlimmste leistet: zwei Menschen kommen in einem Wirthshause zusammen, sprechen mit einander und sagen sich am nächsten Morgen Adieu. Nichts weiter. Und doch — was geschieht da Alles! Durch alle Himmel der Freude und alle Höllen des Jammers werden wir geschleift, blutige Schlachten sehen wir schlagen, freilich nur im Raume einer Menschenbrust, seelische Katastrophen vollziehen sich, gegen welche ein Erdbeben eine Kleinigkeit ist, und schließlich wird auch eine Veste belagert und erobert; das ist, wie erwähnt, obligat bei Pawloff, und eine Novelle zu schreiben, in welcher nicht mindestens ein Weib von der Höhe der Tugend in die Schande hinabgleitet, scheint für

ihn Sache der Unmöglichkeit. Vielleicht, weil es so häufig auf Erden geschieht, vielleicht, weil er sich bewußt war, daß Niemand die Schattenseiten des Frauen-Charakters so grandios darstellen könne, wie er. Es ist eine Meisterhaftigkeit, welche ich mich nicht weiter zu schildern mühe, weil ohnehin ein Wort nicht hinanreicht. Mit Pawloff verglichen ist selbst Schopenhauer ein energischer Freund der Frauen. Nur Einmal hat dieser furchtbare Richter eine edle Frauengestalt meisterhaft gezeichnet — ich habe sie bereits oben genannt. Es ist dies eine Mutter, die für ihr Kind duldet und ringt. Die Mutterliebe ist ein so unsäglich herrliches Gefühl, daß selbst dies durchdringende Auge daran keinen Makel zu entdecken vermocht. Darum meint er auch einmal: „Jedes Weib sollte Mutter werden, denn nur da ist es ihr von der Natur gestattet, edel zu sein."

In der Zeichnung dunkler Frauen-Charaktere hat Pawloff in der gesammten Weltliteratur keinen Rivalen. Aber auch andere Charaktere zeichnet er meisterhaft, oft nur durch wenige Striche; aber sie geben immer den Kern der betreffenden Individualität. Wie er selbst ein schwer faßlicher Charakter war, so zeichnete er mit Vorliebe schwierige psychologische Probleme und — je schwieriger desto besser. Einfache Menschen gelingen ihm kaum, er behandelt sie stiefmütterlich; sie interessiren ihn zu wenig. In einer Gestalt, dem «Millionär», der selbst-

malerisch prächtiger Landschaftsschilderung und realistischer Lebensauffassung hin und her schwankt, bis er endlich das Höchste geleistet, was die Kunst des Charakterisierens überhaupt vermag. „Das Sonnenlicht kann ihm nicht lügen", sagt das Märchen. Baranoff's Blick dringt in jene Tiefen der Menschenbrust, „wo das Unbewußte in ewiger Nacht mit sich allein ist". Von der Manie der Naturalisten, die [illegible] Thaten aus [illegible] Motiven hervorgehen zu lassen, hält er sich fern; er zeichnet uns Menschen wie wir sind: aus Fleisch und [illegible] gebildet.

Ein weiterer leuchtender Vorzug ist seine Technik. Sie ist geradezu über alles Lob erhaben, und dies ist die einzige Richtung, in der er seinen größeren Zeitgenossen Turgenjeff übertrifft. Wer Novellen schreiben will, sollte Baranoff unablässig lesen und wieder lesen und sie [illegible] zerlegen. Insbesondere sind die [illegible] Herren Dichterlinge und Dichterinnen, die kleinen Feuilletonisten mit [illegible], eingeladen, sich bei Baranoff zu [illegible], was eine Novelle ist. Er [illegible] klar und [illegible], die Komposition ist [illegible], aber [illegible] mit wenigen Strichen [illegible]. Das kleine Epigramm von der Meisterschaft des Stils, die sich in Beschränkungen zeigt, hat keine bessere Illustration, als diese Novellen.

Damit sind die Anmerkungen erschöpft, welche ich über diesen merkwürdigen Menschen und Dichter geben wollte. Zum Schlusse habe ich nur Einen Wunsch: Möge

sich bald ein Berufener finden, der fortsetzt, was Wolfsohn begonnen, und unserem Publikum die Novellen Pawloff's in guter Uebersetzung bietet. Wir Deutschen übersetzen und lesen den erbärmlichsten Schund, der im Auslande erscheint; warum nicht auch einmal einen genialen, künstlerischen, merkwürdigen Erzähler, wenn auch nur — der Abwechslung wegen?





